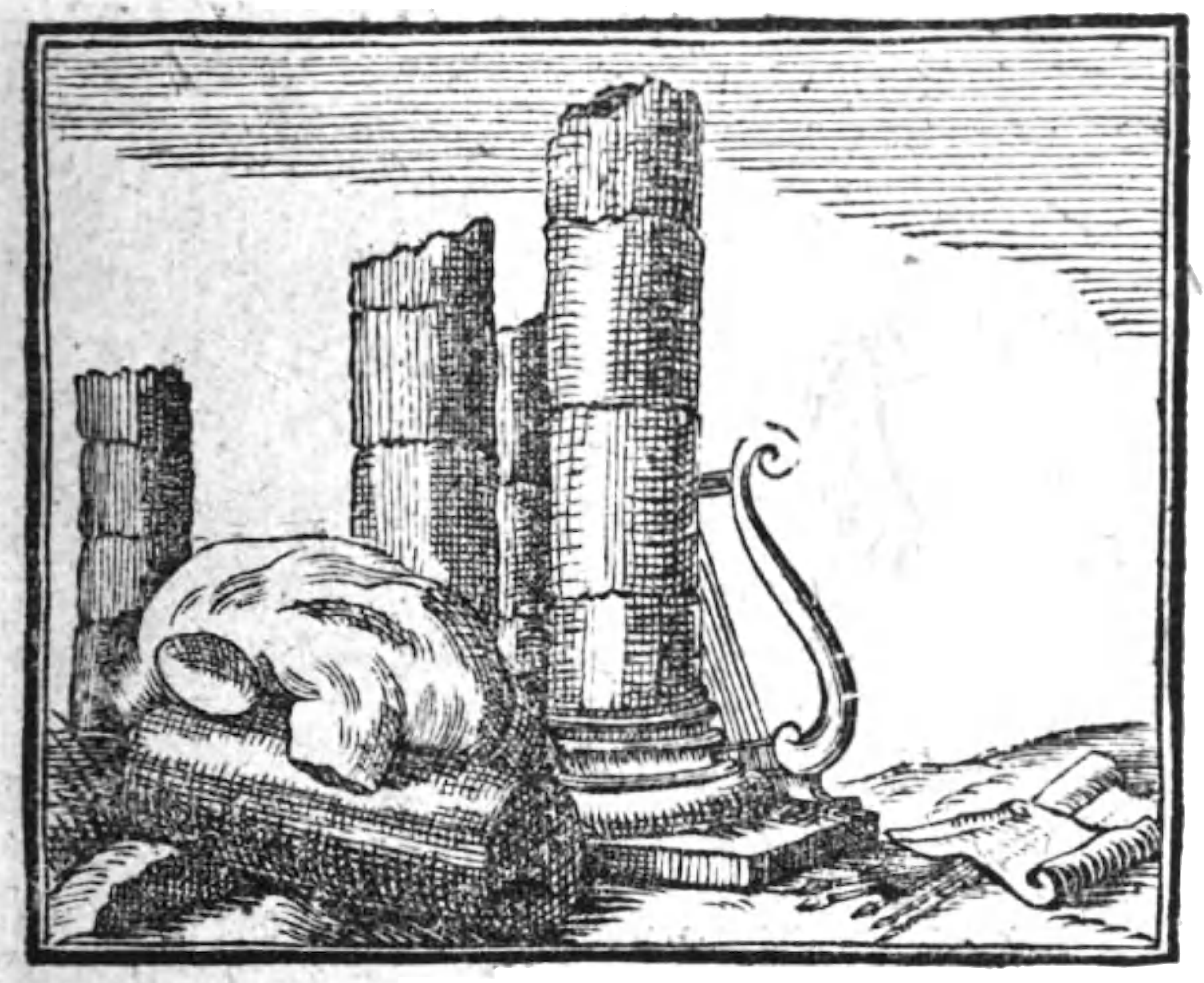
Forgotten Books

www.forgottenbooks.com

Copyright © 2016 FB &c Ltd.
All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, distributed, or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law.

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.



Fünf und Vierzigſten Bandes Erſtes Stück.

Leipzig, 1792.
In der Dyckiſchen Buchhandlung.

I.

Ueber die vierte und fünfte Betrachtung in des Herrn Profeſſor Heydenreichs Syſtem der Aeſthetik.

An Herrn Schaz.

Sie haben mich, mein Freund, aufgefodert, Ihnen die Gründe umſtändlich mitzutheilen, die mich zu dem Zweifel berechtigten, daß das Syſtem der Aeſthetik, welches Herr Profeſſor Heydenreich zu errichten angefangen hat, auf einem gültigen und dauerhaften Grunde beruhe.

Um dieſer Auffoderung Genüge zu leiſten, müſſen wir erſt den Zweck dieſes Buchs angeben, dann die Bedingungen in Erwägung ziehen, die zu Erreichung deſſelben erfüllet werden müſſen, und zuletzt prüfen, ob ſie von dem Verf. ſind erfüllet worden. Sein Zweck iſt, nach S. XXVII. der Vorrede, eine **Theorie der ſchönen Künſte**; d. i. ein nach Principien geordnetes, ſyſtematiſches Ganze deſſen, was zur **Beurtheilung** der Schönheit überhaupt, und beſonders an Werken der Kunſt und zur **Hervorbringung** ſchöner Kunſtwerke er-

0102-
1791
520477

ſodert wird. Sie zerfällt alſo in zwey Haupttheile; in die Kritik oder die Philoſophie, Theorie, des Geſchmacks, als desjenigen Vermögens, durch welches die Beurtheilung des Schönen überhaupt, und insbeſondere an Kunſtwerken, zu Stande gebracht wird; und in die Theorie der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt, oder der Künſte, als Produkte des Genies und Kunſttalents. Dieſer letztere Theil iſt mit dem erſtern eben ſo unmittelbar verknüpft, als das Genie und Kunſttalent ſelbſt bey Hervorbringung eines Kunſtwerks ſich der Bedingungen des Geſchmacks, als Urtheilskraft über das Schöne, nicht entſchlagen kann. Hat der Künſtler ein Produkt aufgeſtellt, ſo kann es ſeinen Anſpruch auf Schönheit nicht anders begründen, als daß es ſich dem Ausſpruch des Geſchmacksurtheils unbedingt unterwirft. Das Kunſtgenie mag alſo in der Hervorbringung ſeiner Werke, ſeinen eigenen noch nie betretenen Weg gehen, oder bereits vorhandenen Kunſtregeln folgen, ſo darf doch ſeine Darſtellung dem höchſten Geſetze des Geſchmacks nicht allein nicht widerſprechen, ſondern ſie muß ihm auch gemäß ſeyn und ihm Genüge thun. Man ſieht hieraus, daß die Theorie der ſchönen Künſte, nach ihren beyden Haupttheilen, von einem einzigen Grundſatz abhänge, und daß alle Grundſätze für die einzelnen Theile dieſer Theorie nur aus dieſem einzigen abgeleitet ſeyn können; denn ſonſt machten ſie nicht ein zuſammenhängendes Ganzes aus.

Auch Herr Heydenreich hat die Nothwendigkeit eines ſolchen erſten Grundſatzes für die Theorie der ſchönen Künſte anerkannt; allein er hat dieſen höchſten Grundſatz, ſo oft er auch von ihm im Allgemeinen ſpricht, doch nirgend, in einer Formel ausgedrückt, erkennbar gemacht. Er redet von Geſchmacksgeſetzen, die aus den Principien der Vernunft flöſſen, ohne auch nur ein einziges zu unſerer Erkenntniß zu bringen. Für die einzelnen ſchönen Künſte hingegen hat er Geſetze aufgeſtellt, die er aus einem allgemeinen für die ſchönen Künſte überhaupt geltenden Geſetze herleitet. Das, was er von den eigentlichen Geſchmacksgeſetzen behauptet hat, auf welchen die Beurtheilung des Schönen überhaupt und inſonderheit der Kunſtſchönheiten als ſolcher beruht, iſt der Gegenſtand der **vierten** Betrachtung, mit welcher dann alles das abgethan zu ſeyn ſcheint, was den oben von mir angegebenen erſten Haupttheil der Theorie der ſchönen Künſte ausmachen ſollte. Von dem erſten Grundſatze hingegen, auf welchem die Hervorbringung der ſchönen Kunſtwerke überhaupt beruht, handelt die **fünfte** Betrachtung. In den folgenden Betrachtungen wird dieſer Grundſatz auf die beſondern Arten der ſchönen Künſte angewandt.

Es ergiebt ſich hieraus, daß es bey Hrn. H. hauptſächlich auf eine Theorie der ſchönen Künſte, in wiefern ſie es mit der **Darſtellung** zu thun hat, angeſehen iſt, ob er gleich auch jenen Theil der Theorie, der die **Beurtheilung** des Schönen überhaupt, und der ſchönen Kunſt inſonderheit, zum Gegenſtande hat, nicht ganz hat übergehen wollen, und auf welchen er, wie ich aus der, dieſem erſten

Bande am Ende beygefügten Inhaltsanzeige des noch zu erwartenden zweyten Bandes erſehe, am Ende deſſelben, in der fünften und achten Betrachtung über den Begriff der wahren Schönheit, und den Begriff des Geſchmacks, noch einmal ſtoßen wird: dieſe unregelmäßige Behandlungsart würde vermieden worden ſeyn, wenn er gleich anfangs die Eintheilung ſo gemacht hätte, wie ich ſie angegeben habe, und wie ſie die Natur des Gegenſtandes ſelbſt an die Hand giebt. Doch dieſes nur im Vorbeygehn, und ich kehre zu meinem Vorhaben zurück, — nämlich Ihnen, mein Freund, zu zeigen, daß des Hrn. Heydenreichs Syſtem auf keinem gültigen Grunde beruhe. Ich muß alſo den Inhalt der vierten und fünften Betrachtung, als auf welchen das Syſtem erbauet iſt, prüfen. Mit jener mache ich jetzt den Anfang, und die Prüfung der fünften ſoll künftig folgen.

Herr H. geht in ſeinem Räſonnement über das Princip der Geſchmacksurtheile von Kants Behauptung (Kritik der Vern. 2te Aufl. S. 35.) aus: „daß ſich die kritiſche Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen, und die Regeln derſelben ſich nicht zur Wiſſenſchaft erheben ließen; weil dieſe Regeln oder Kriterien ihren Quellen nach blos empiriſch wären, und alſo niemals zu Geſetzen a priori dienen könnten, wornach ſich unſer Geſchmacksurtheil richten müßte; vielmehr das letztere den eigentlichen Probierſtein der Richtigkeit jener Regeln oder Kriterien ausmache.“ Hr. H. ſcheint zu glauben, daß Kant hiermit behaupte, es gäbe überhaupt kein Princip für die Geſchmacksurtheile. Dieß iſt aber unrichtig. Er will nur ſagen, daß ſich die kritiſche Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen laſſe. Außer den Principien der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, giebt es aber noch Principien, die in der Natur der Urtheilskraft gegründet ſind, und ein ſolches hat **Kant** in der Kritik dieſes Erkenntnißvermögens zum Behuf der Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunſt würklich aufgeſtellt. Dieſes vorausgeſetzt, kann die von Hrn. H. aufgeworfene Frage nicht als Gegenſatz zur Kantiſchen Behauptung angeſehen werden. Er fragt nämlich: „**gründen ſich die Geſetze für den Geſchmack auf Principien** a priori?“ Wenn man hingegen die Kantiſche Behauptung in eine Frage verwandelt, würde ſie ſo lauten: Hat die theoretiſche Vernunft Geſetze, Principien, nach welchen ſich das Schöne kritiſch beurtheilen läßt? laſſen ſich die Regeln zur Beurtheilung des Schönen aus den Geſetzen der theoretiſchen Vernunft herleiten? Giebt die Vernunft in ihrem theoretiſchen Gebrauche die Kriterien des Schönen ſelbſt an die Hand? oder mit andern Worten: Liegt die Geſetzgebung für den Geſchmack in der theoretiſchen Vernunft ſelbſt, oder hat er nicht vielmehr ſeine eigene von andern Gemüthsvermögen unabhängige Geſetzgebung? Dieſes iſt aber ganz etwas anders, als wenn man frägt: ob die Geſetze für den Geſchmack ſich auf **Principien** a priori gründen. Man ſetzt hier ſchon als angenomnommen voraus, daß der Geſchmack eigene Geſetze oder Principien habe, und will nur wiſſen, nicht, ob ſich der Geſchmack dieſe Geſetze urſprünglich ſelbſt giebt, ſondern, ob ſie in andern höhern Geſetzen oder Principien ihren Grund haben, und daraus hergeleitet ſind. Dieſes iſt zum mindeſten ein ſehr gewagter Sprung, der nur in dem Falle gelingen konnte, wenn zum gutem Glücke es ſich gerade träfe, daß das, was zuvor auszumachen wäre, unſerer ohne Grund angenommenen Vorausſetzung wirklich entſpräche. Ein ſolches Verfahren würde z. B. jenem gleichen, wenn ich von jemanden wegen einer Schuld vor Gericht in Anſpruch genommen würde, und der Richter, ohne ſich zuvor darum zu bekümmern, ob ich dem Kläger wirklich etwas ſchuldig wäre, ſogleich mit der Frage in mich ſetzte: ob ich bezahlen wolle oder nicht? Er würde freylich, wenn es der Zufall wollte, daß ich eben in dem Falle der Schuld wäre, und ich mich ſogleich gutwillig zur Bezahlung verſtände, damit die Unterſuchung zwar abgekürzt haben, aber auch entweder im entgegengeſetzten Falle in die Verlegenheit gerathen ſeyn, ſeine Frage umſonſt gethan, oder ſich dem Muthwillen der Schikane ausgeſetzt zu haben. Um mir inzwiſchen nicht das Anſehn zu geben, als ob ich dem Verfaſſer in Beſtimmung des eigentlichen Sinnes ſeiner Frage vorgreifen wolle, will ich ihn lieber ſelbſt reden laſſen. Er beſtimmt jenen Sinn erſtlich negativ und dann poſitiv. Man will nicht wiſſen, ſagt er:

1) „Ob vor aller Erfahrung gewiſſe Ideale, Urbilder der Schönheit, in uns liegen, die dann mit dem Selbſtgefühl erwachen, und nach denen wir vermittelſt angeſtellter, bewußter oder unbewußter, Vergleichung die Gegenſtände beurtheilen. Denn die Erfahrung hat auch dem ſchärſſten Beobachter des menſchlichen Geiſtes noch kein ſolches Urbild oder Ideal der Schönheit dargebothen, und die Vernunft kann von der menſchlichen Seele ſchlechterdings nicht offenbaren, was nicht in den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erſcheint.“

So lange man noch nicht weiß, worin der Grund zur Beſtimmung unſerer Urtheile über das Schöne liegt, kann auch keine Frage über irgend einen ſolchen möglichen Grund von der Hand gewieſen, die Frage: warum iſt, oder warum nennen wir einen Gegenſtand ſchön? muß vielmehr von allen Seiten beleuchtet, und bey der Prüfung ſelbſt auch das nicht übergangen werden, was eine Wahrſcheinlichkeit, ſogar einen Schein zu einem Geſetze des Geſchmacksurtheils enthalten möchte. Es läßt ſich alſo auch, da man dasjenige, was dem Geſchmack und ſeinen Urtheilen zur Regel dient, noch nicht zu kennen voraus ſetzt, ſondern erſt erörtern will, allerdings fragen: ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, an welche, als an Urbilder, wir die Gegenſtände halten, und durch Vergleichung derſelben mit den Urbildern, beſtimmen können, ob ſie ſchön ſind? Der Grund, aus welchem Hr. H. die Unterſuchung dieſer Frage für überflüßig und impertinent hält, iſt: Man will nicht wiſſen, ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, weil die Erfahrung kein ſolches Ideal jemanden noch dargebothen habe, und die Vernunft von der menſchlichen Seele ſchlechterdings nichts offenbaren könne, was nicht im den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erſcheine. Ich kann nicht glauben, daß Hr. H. hier die äußere Erfahrung wenigſtens mit gemeynet habe; denn alsdann wäre es ungereimt, das Daſeyn eines Ideals der Schönheit vor aller Erfahrung darum läugnen zu wollen, weil noch kein ſolches Ideal dem äußern Sinne des Menſchen erſchienen wäre, oder ſich dargebothen hätte. Ein Mann von des Hrn. H. philoſophiſchen Talenten kann keiner ſolchen Ungereimtheit fähig ſeyn. Er kann vielmehr, wie auch aus dem Nachſatze erhellet, nur die innere Erfahrung verſtanden, und die Wirklichkeit eines Ideals der Schönheit, als Objekts des innern Sinnes, geläugnet haben. Allein dieſer vorgeblichen Erfahrung widerſpricht eine andere, wenigſtens relativ allgemeine Erfahrung, nämlich die von der Einhelligkeit der Menſchen in in Anſehung des Wohlgefallens in der Vorſtellung gewiſſer Gegenſtände; um welcher Einhelligkeit willen auch einige Produkte des Geſchmacks und der Kunſt für exemplariſch gehalten werden. Weil man aber daraus, daß einer ein ſolches exemplariſches Produkt, ein ſolches Muſter nachahmt, zwar auf Geſchicklichkeit des Nachahmenden, aber noch nicht auf Geſchmack ſchließen kann, ſondern nur dann erſt berechtiget wird, ihm Geſchmack beyzulegen, wenn er dieſes Muſter ſelbſt zu beurtheilen im Stande iſt, ſo muß auch in ihm ſelbſt ein Muſter liegen, das höher iſt, als alle ſeinem Urtheile unterworfene exemplariſche Kunſtprodukte, das alle Beurtheilung derſelben erſt möglich macht. Dieſes höhere Muſter, welches, in wiefern es durchaus vollſtändig iſt, auch zugleich das höchſte iſt, kann nun nichts anders als eine bloße Idee ſeyn, die, wie Kant ſagt, *) jeder in ſich ſelbſt hervorbringen muß, und darnach er alles, was Objekt des Geſchmacks, was Beyſpiel der Beurtheilung durch Geſchmack ſey, und ſelbſt den Geſchmack eines jeden beurtheilen muß. Da aber Idee eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorſtellung eines einer Idee entſprechenden Individuums bedeutet; ſo kann auch jenes Urbild des Geſchmacks, da es nicht durch Begriffe, ſondern nur in einzelner Darſtellung kann vorgeſtellet werden, beſſer das Ideal der Schönheit heiſſen. Was zu einem Ideal der Schönheit erfordert werde, (woraus ſich zugleich ſein Urſprung a priori ergiebt,) und auf welche Gattung von Schönheit ſich daſſelbe einſchränke, muß bey Kant am angeführten Orte ſelbſt nachgeleſen werden.

2. „Eben ſo wenig könne die Frage den Sinn haben: ob der Geſchmack eine beſondere von dem

---

*) Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft, S. 53.

dem Verſtande und der Vernunft unabhängige Seelenkraft, oder wohl ein beſondrer innerer Sinn ſey. Denn es ſey ausgemacht, daß der Geſchmack der Verſtand ſelbſt ſey, wiefern derſelbe auf das Schöne angewendet werde.“

Dieſen Sinn hat jene Frage freylich nicht. Allein ſie kann doch gewiß nicht gründlich beantwortet werden, ohne zuvor zu unterſuchen, ob der Geſchmack nicht eben ſo ein beſonderes von dem Verſtande in weiterer Bedeutung verſchiedenes Erkenntnißvermögen ſey, als Verſtand im engern Sinn und theoretiſche und praktiſche Vernunft, und ob ihm nicht eben ſo, wie der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, als Erkenntnißvermögen, ein eigenes Gemüthsvermögen zum Grunde liege, das mithin auch ein eigenthümliches Princip für den Geſchmack, als einen beſondern Zweig des Erkenntnißvermögens, überhaupt nothwendig macht. Denn es könnte doch wohl der Fall ſeyn, daß der Geſchmack eben darum, weil er, obgleich von dem Verſtande in weiterer Bedeutung abhängig, dennoch ein Zweig eines beſondern von dem Verſtande in engerer Bedeutung und der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft ganz verſchiedenen Erkenntnißvermögens wäre, und ein eigenthümliches durch die Natur desjenigen Vermögens, aus welchem der Geſchmack ſeinen Urſprung unmittelbar nimmt, beſtimmtes Princip hätte. Und dieß iſt denn auch wirklich der Fall, wie nunmehr nach den Reſultaten der Kantiſchen Kritiken der reinen (theoretiſchen) und der praktiſchen Vernunft, ingleichen der Urtheilskraft, ſolches zu Tage liegt; nach welchen nicht allein die Arten des Vorſtellungsvermögens, in **Erkenntnißvermögen, Begehrungsvermögen**, und das zwiſchen beyden liegende **Gefühl der Luſt und Unluſt**, genau abgeſondert, ſondern auch die einem jeden dieſer Gemüthsvermögen entſprechenden Erkenntnißvermögen in das des Verſtandes und der theoretiſchen Vernunft, der praktiſchen Vernunft, und der zwiſchen beyden liegenden Urtheilskraft, in wie fern dieſelbe reflektirend iſt, ſpecificirt ſind, und einer jeden dieſer Arten des Erkenntnißvermögens überhaupt, wegen der einer jeden eigenthümlichen Art der Aeußerungen ihrer Thätigkeit, ein beſonderes Princip, und eine eigene nur auf dem Gebiete einer jeden gültige Geſetzgebung geſichert worden iſt. Um mich Ihnen, mein Freund, deutlicher zu machen, muß ich Ihnen die ganze Charte des menſchlichen Vorſtellungsvermögens vorlegen. Doch kann ich hier nur Umriſſe geben, die Ausfüllung und Illumination werden Sie ſchon ſelbſt hinzufügen.

Der Sitz des Bewußtſeyns aller in uns vorgehenden Veränderungen, oder das, was in uns ſich durch Denken, Begehren und Empfinden verändert, nennen wir das **Gemüth**, und nur darum nicht Seele, weil man mit dieſem Ausdruck leicht den Gedanken einer einfachen einzelnen von dem Körper verſchiedenen Subſtanz rege machen kann, der doch zur Unterſuchung der Gemüths- und Erkenntnißvermögen gar nichts beyträgt. Jede Veränderung des Gemüths, ſie mag durch Denken, Begehren oder Empfinden entſtehen, löſt ſich zuletzt in das auf, was wir Vorſtellung überhaupt nennen; Vorſtellung iſt mit einem Worte der Gattungsbegriff aller Gemüthsveränderungen. In jeder Vorſtellung unterſcheiden wir dieſe von dem Subjekte und von dem Objekte der Vorſtellung; mithin dreyerley, die Vorſtellung, das Vorſtellende, und das Vorgeſtellte. Es können alſo auch Beziehungen dieſer drey Stücke unter einander Statt finden. Es ſind nur folgende drey möglich. Wir beziehen die Vorſtellung entweder auf ein bereits würklich gegebenes Objekt, oder auf ein Objekt, das erſt würklich werden ſoll, oder auf das Subjekt. Im erſten Falle **erkennen**, im zweyten **begehren**, im dritten **fühlen** wir; und da die Wirklichkeit des Erkennens, Begehrens und Fühlens, ihre Möglichkeit vorausſetzt, das aber, was den Grund der Möglichkeit von etwas enthält, **Vermögen** genannt wird, ſo muß auch einer jeden jener drey Veränderungen des Gemüths ein eigenes Vermögen zum Grunde liegen, und dieſe heißen das **Erkenntnißvermögen**, das **Begehrungsvermögen** und das **Gefühl der Luſt und Unluſt**. Wenn das **Erkenntnißvermögen** in uns thätig iſt, ſo beziehen wir im Bewußtſeyn entweder die Vorſtellung von einem wirklich gegebenen Objekte unmittelbar, und ohne Beyhülfe irgend einer andern Vorſtellung, auf das Objekt; dann heißt die Vorſtellung eine **unmittelbare**, oder eine **Anſchauung**, und das ihr entſprechende beſondere Erkenntkenntnißvermögen **Sinnlichkeit**; oder wir beziehen die Vorſtellung von dem Gegenſtande nur mittelſt einer andern Vorſtellung, die nur ein Merkmal der unmittelbaren Vorſtellung, der Anſchauung, iſt, und alſo auch andern unmittelbaren Vorſtellungen zukommen kann, auf den Gegenſtand. Dann heißt die Vorſtellung eine **mittelbare**, oder ein **Begriff**, weil ſie mehrere unmittelbare Vorſtellungen oder Anſchauungen unter ſich **begreift**, und die ihr entſprechende Art des Erkenntnißvermögens wird **Verſtand in der weitern Bedeutung** genannt. Er iſt alſo das Vermögen der Begriffe, und iſt in Anſehung derſelben folgender Operationen fähig. 1) Entweder begreift er blos das Beſondere in ein Allgemeines, das Individuum in ſeine Art, die Art in ihre Gattung — er **denkt**; dann ſpecificirt ſich der Verſtand im weitern Sinn in den **Verſtand im engern Sinn**. Er geht nur auf die Erkenntniß deſſen, was iſt und **geſchieht**, nur auf die Erkenntniß der Dinge der Natur als Erſcheinungen, und iſt alſo auch nur für dieſe durch ſeine reinen Begriffe oder Categorien in Verbindung mit den Formen der Sinnlichkeit, Zeit und Raum, geſetzgebend; er ſchreibt der Natur als Erſcheinung Geſetze vor. 2) Oder er verbindet Begriffe, als Prädikate, mit Begriffen oder Anſchauungen, als Objekten; er ſubſumirt das Beſondere, den Begriff oder die Anſchauung, als Objekt betrachtet, unter das Allgemeine, den Begriff, als Prädikat betrachtet; mit einem Worte: er **urtheilt**. Durch dieſes Verfahren ſpecificirt ſich der Verſtand im

Sinne zur Urtheilskraft. 3) Oder er verbindet zwey oder mehrere Urtheile, um ein drittes dadurch zu Stande zu bringen. Er derivirt das Beſondere, die Folge, aus dem Allgemeinen, den vorausgeſchickten Urtheilen Vorderſätzen; er ſchließt, und ſpecificirt ſich dadurch zur Vernunft. Dieſe iſt entweder auf die Erweiterung der Erkenntniſſe in Anſehung der im Gebiete des Erkenntnißvermögens liegenden Gegenſtände, in Anſehung deſſen, was iſt und ſeyn, was geſchieht und geſchehen kann, (im Gebiete des Naturbegriffs,) oder auf die Erkenntniß deſſen, was ſeyn und geſchehen ſoll, was ins Gebiet des Begehrungsvermögens (des Freyheitsbegriffs) gehört, gerichtet. Im erſten Falle iſt die Vernunft und ihr Gebrauch theoretiſch, im zweyten praktiſch. Jene hat es wieder entweder mit Gegenſtänden einer möglichen Erfahrung zu thun, und das Allgemeine, woraus etwas gefolgert wird, wird als durch Erfahrung gegeben, vorausgeſetzt; oder ſie geht auf überſinnliche Dinge und Prädikate: das Allgemeine, woraus gefolgert wird, ſind ſynthetiſche Urheile, die von Erfahrung (von Verſtand und Sinnlichkeit) unabhängig und a priori durch die Natur der Vernunft ſelbſt hervorgebracht werden. Im erſten Falle iſt die Vernunft und ihr Gebrauch logiſch oder formal, und ihr Grundſatz: vollendete Einheit der bedingten Erkenntniß des Verſtandes durch das Unbedingte. Im zweyten Falle iſt die Vernunft und ihr Gebrauch real, tranſcendental, rein, ſpeculativ, und metaphyſiſch, und ihr höchſter Grundſatz iſt der

flektirt über die Formen der Natur und ihrer beſondern empiriſchen Geſetze nach dem Eindrucke, den dieſe auf das Gefühl der Luſt und Unluſt machen, und bedarf hierzu eines eigenen Princips.

Außer der Beſtimmbarkeit der Objekte der Natur durch die Geſetze des Verſtandes und der beſtimmenden Urtheilskraft, ſind nemlich dieſelben auch noch durch die reflektirende Urtheilskraft in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt, als dem der reflektirenden Urtheilskraft entſprechenden Gemüthsvermögen, beſtimmbar. Dieſe Art der Beſtimmbarkeit der Dinge kann weder von den Begriffen und Geſetzen des Verſtandes und der beſtimmenden Urtheilskraft, noch von den Geſetzen der praktiſchen Vernunft abhängen, indem das in der Anſchauung der Dinge empfundene Gefühl der Luſt und Unluſt weder Begriffe von dieſen Dingen, noch eine Begierde nach denſelben vorausſetzt, ſondern muß in einem der reflektirenden Urtheilskraft a priori eigenthümlichen Princip ihren Grund haben. Dieſes kann aber kein anderes, als die **Zweckmäßigkeit** der Formen der Dinge der Natur ſeyn. Da nemlich dieſe mannichfaltigen Formen, welche das der reflektirenden Urtheilskraft gegebene Beſondere ſind, durch die Begriffe von den Dingen unbeſtimmt gelaſſen werden, gleichwohl aber, um ein Syſtem der Erfahrung von ihnen möglich zu machen, nothwendig iſt, daß ſie in ihrer Mannichfaltigkeit nach einer Einheit oder als miteinander **übereinſtimmend** betrachtet werden; dieſe Uebereinſtimmung oder Einheit aber jenen

nen Formen weder durch den Verſtand vermittelſt der Begriffe geſetzlich vorgeſchrieben, noch auch aus der Erfahrung genommen werden kann, weil man alsdann nicht mehr ſagen könnte, daß das Allgemeine zu dem Beſondern erſt geſucht werden ſollte, indem es ja wirklich ſchon gegeben ſeyn würde: ſo muß auch nothwendig der Grund dieſer Einheit und Uebereinſtimmung in der reflektirenden Urtheilskraft ſelbſt liegen; ſie muß nemlich annehmen, daß irgend ein Verſtand, wiewohl nicht der unſrige, den Grund der Uebereinſtimmung und des Zuſammenhanges jener mannichfaltigen Formen enthalte. Die Urtheilskraft gibt ſich alſo dadurch ſelbſt ein Geſetz, nicht der Natur. Weil nun der Begriff von einem Objekte, ſofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieſes Objekts enthält, der **Zweck** und die Uebereinſtimmung eines Dinges mit derjenigen Beſchaffenheit der Dinge, die nur nach Zwecken möglich iſt, die **Zweckmäßigkeit** der Form derſelben heißt; ſo iſt das Princip der Urtheilskraft in Anſehung der Form der Dinge der Natur, die **Zweckmäßigkeit der Natur** in ihrer Mannichfaltigkeit, d. i. die Natur wird durch dieſen Begriff ſo vorgeſtellt, als ob irgend ein Verſtand, obwohl nicht der unſrige, den Grund der Einheit ihrer unter das Gebiet des Gefühls der Luſt und Unluſt gehörigen, durch die Naturbegriffe (Verſtandsbegriffe a priori) unbeſtimmt gelaſſenen Formen und beſondern durch die theoretiſche Vernunft nicht beſtimmbaren beſondern empiriſchen Geſetze, enthalte. Nur mit dieſer

Vorſtellung der Zweckmäßigkeit iſt ein Gefühl der Luſt verbunden, und zwar deswegen, weil hier die Harmonie der mannichfaltigen Formen und beſondern empiriſchen Geſetze der Natur mit unſerm Bedürfniſſe, Einheit der Principien in dieſelben hineinzubringen, blos zufällig iſt. Es erfreuet uns, (wir werden eines Bedürfniſſes, hier des Verſtands, Einheit in das Mannichfaltige zu bringen, entlediget) wenn wir wider Vermuthen, und gleich als ob ein glücklicher Zufall unſere Abſicht begünſtigte, eine ſyſtematiſche Einheit unter den Formen der Dinge der Natur, denen wir ſelbſt gar keine Geſetze vorſchreiben können, antreffen. Da hingegen das Zuſammentreffen der Wahrnehmungen mit den Verſtandsbegriffen nicht die mindeſte Wirkung auf das Gefühl der Luſt macht; weil unſer Verſtand der Natur, zum Behuf einer Erkenntniß von ihr, als Objekt der Sinne, ſelbſt Geſetze vorſchreibt, mithin die Uebereinſtimmung der Erſcheinungen mit den Geſetzen des Verſtandes nicht zufällig, ſondern nothwendig iſt. Wir beurtheilen hier die Vorſtellungen von den Dingen nicht als zweckmäſſig, ſondern als geſetzmäßig. Was nun die Zweckmäßigkeit, oder die Uebereinſtimmung eines Dinges mit der nur nach Zwecken möglichen Beſchaffenheit der Dinge, betrifft, ſo beruhet dieſelbe entweder auf einem blos ſubjektiven Grunde; man ſtellt ſich dieſelbe als eine Uebereinſtimmung der Form des Gegenſtandes in der Auffaſſung deſſelben vor allem Begriffe mit dem Erkenntnißvermögen vor, um die Anſchauung mit Begriffen zu einem

Erkenntniß überhaupt zu vereinigen. Oder ſie beruhet auf einem objektiven Grunde; man ſtellt ſich dieſelbe als Uebereinſtimmung der Form des Gegenſtandes mit der Möglichkeit deſſelben ſelbſt erſt nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieſer Form enthält, vor. Hier iſt die Zweckmäßigkeit eine objektive, materiale, und die Urtheilskraft, in der ſie als Princip vorhanden iſt, heißt die teleologiſche, d. i. ein Vermögen, die reale oder objektive Zweckmäßigkeit der Natur durch Verſtand und Vernunft zu beurtheilen. Dort hingegen iſt die Zweckmäßigkeit formal; und jenes Geſchäft verrichtet die äſthetiſche Urtheilskraft, die auch, in wiefern ſie auf das Schöne oder einen Gegenſtand geht, der ohne alles Intereſſe gefällt, Geſchmack genannt wird; und mithin ein Vermögen iſt, die formale ſubjektive Zweckmäßigkeit der Natur durch das Gefühl der Luſt und Unluſt zu beurtheilen.

Sie ſehen alſo, mein Freund, aus dieſer Specifikation der Erkenntnißvermögen, deren jedes in unſerm Bewußtſeyn als ein Factum des menſchlichen Gemüths vorhanden iſt und ſich dadurch unmittelbar unterſcheidend kennbar macht, daß ſich jene von Hrn. H. aufgeworfene Hauptfrage nicht eher beantworten läßt, als bis entſchieden iſt, ob der Geſchmack ein eigenes von dem Verſtande in engerer Bedeutung, ingleichen von der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft unterſchiedenes, auf ein eigenes Gemüthsvermögen gegründetes Erkenntnißvermögen ſey; und man kann es für ſo ausgemacht, wie unſer Verfaſſer will, nicht annehmen, daß der Geſchmack der Verſtand ſelbſt ſey, wiefern derſelbe auf das Schöne angewendet werde. Denn obgleich alle Wirkungen aller Erkenntnisvermögen ſich auf eine und dieſelbe Grundkraft reduciren laſſen müſſen, und aus derſelben entſpringen, ſo gründen ſich doch auch alle Syſteme, alle Wiſſenſchaften auf die vollſtändige Analyſis des Vorſtellungsvermögens, als Gattung in ihre Arten, und würden ohne dieſelbe ſchlechterdings nicht zu Stande gebracht werden können. Und ob zwar der Geſchmack, oder die äſthetiſche Urtheilskraft, wiefern ſie auf das Schöne geht, eben ſo wie die übrigen Erkenntnißvermögen, in dem Vorſtellungsvermögen überhaupt gegründet iſt, ſo würde doch ein Syſtem der Aeſthetik, oder vielmehr eine Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft, nicht möglich ſeyn, wenn man es blos bey jenem allgemeinen unbeſtimmten Begriffe vom Geſchmack, den der Verf. angibt, bewenden laſſen wollte. Unter Verſtand mag man nun entweder den Verſtand in weiterer oder in engerer Bedeutung verſtehen, ſo wird man, wenn man blos dabey ſtehen bleibt, und den letztern nicht näher beſtimmt, nie auf das kommen, was die äſthetiſche Urtheilskraft von beyden ſpecifiſch unterſcheidet, man würde den Verſtand blos für das Vermögen das Mannichfaltige der Anſchauungen unter Begriffe zuſammenzufaſſen, und das Schöne für den Gegenſtand als Erſcheinung ſelbſt nehmen müſſen, und dadurch das, was Theorie des Geſchmacks oder der äſthetiſchen

Urtheilskraft ſeyn ſollte, zu einem Theil der angewandten Logik machen, welches denn auch bisher durchgängig der Fall geweſen iſt.

3. „Endlich könne die von dem Herrn Verf. aufgeworfene Frage auch nicht den Sinn haben: Ob der Geſchmack ſeine eigenen, von keinem höhern Princip abhängigen, für ſich beſtehenden Geſetze habe; denn es lehre die Erfahrung, daß ein dergleichen Geſetz noch bis jetzt durch keine Beobachtung, durch keine Analyſe gefunden ſey.“

Ich muß geſtehen, mein Freund, daß es mir unbegreiflich iſt, wie ſich ein Mann von Herrn Heydenreichs philoſophiſchem Geiſte, und deſſen einziges Geſchäft Philoſophie iſt, hier ſo ſehr hat vergeſſen können. Wie kann man ſchließen: weil bis jetzt noch keine dem Geſchmack eigenthümlichen und von andern Geſetzen unabhängigen Geſetze entdeckt worden ſind, ſo ſind dergleichen auch unmöglich? Aber auch die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Denn das iſt eben die Frage, die Hr. Prof. **Kant** in ſeiner Kritik der Urtheilskraft aufgeworfen und bejahend beantwortet und erwieſen hat. Er hat ein Princip für den Geſchmack aufgeſtellt, das demſelben allein eigen iſt und ganz unabhängig von andern Principien für ſich beſteht. Nach der zu Ende der Vorrede des Heydenreichſchen Syſtems der Aeſthetik befindlichen Note kannte zwar derſelbe jene Kritik der Urtheilskraft, allein Hr. H. hatte das Syſtem der Aeſthetik ſchon vor der Erſcheinung des Kantiſchen Werks ausgearbeitet, und dieſes zur Zeit, da er die Vorrede zu ſeinem Buche ſchrieb, weder ganz geleſen noch ſtudirt. Man kann ihm alſo den Mangel jener Erfahrung, da ſie erſt nach der Ausarbeitung und vielleicht ſchon nach dem Abdruck der Aeſthetik, bekannt wurde, nicht zur Laſt legen, und Hr. H. wird ohnfehlbar jetzt, da er die Kritik der Urtheilskraft ganz geleſen und geprüft haben wird, der beſſern Ueberzeugung Raum geben, und nunmehr einſehen, daß ſeine Theorie nur auf eine precäre Weiſe beſtehen kann, ſo wie alle vor ihm vorhandenen Theorien, die er eben nicht billig behandelt; da er, ſo wie die Verfaſſer der letztern, unterlaſſen hat, aus der Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens und insbeſondere der Urtheilskraft zu zeigen, daß gar kein Princip des Geſchmacks durch dieſelbe möglich ſey.

Statt jener zweckmäſigern Frage glaubt er nun folgende thun zu müſſen:

„Können die Geſetze des Geſchmacks aus den höchſten, unwandelbaren, allgemeingültigen Principien der Vernunft dergeſtalt abgeleitet werden, daß jeder vernünftige Menſch eben ſo gewiß ihnen Beyfall geben muß, als er ſich durch dieſe unauflöslich gebunden fühlt?“

Ehe ſich aber der Verf. auf die Beantwortung dieſer Frage einläßt, und zeigt, ob und in wiefern Principien, die in das Gebiet eines beſondern Erkennt-

Geſetze des Geſchmacks keine beſondern und abgeleiteten Geſetze, ſondern vielmehr die Geſetze der theoretiſchen Vernunft ſelbſt, nur auf Erſcheinungen angewandt. Wie iſt es aber möglich nach theoretiſchen Vernunftgrundſätzen zu beurtheilen, was an einem Gegenſtande ſchön iſt, da eines Theils Schönheit keine Beſchaffenheit des ſinnlichen Gegenſtandes iſt, die ſich durch Anwendung der Verſtandsbegriffe auf die Anſchauung des Gegenſtandes erkennen ließe, und der Begriff von dem Gegenſtande ſchlechterdings kein Merkmahl enthalten kann, das dem Gegenſtande, als ſchönen, zukäme, indem wir, um denſelben als ſchön zu beurtheilen, die Vorſtellung des Gegenſtandes nicht auf den Gegenſtand, ſondern auf unſer Subjekt oder den Eindruck beziehen, den ſie auf unſer Gefühl der Luſt macht; andern Theils aber Grundſätze der theoretiſchen Vernunft ſchlechterdings hier gar nicht anwendbar ſind? Denn nur der Verſtand und ſeine Begriffe machen für die Vernunft eben ſo einen Gegenſtand aus, wie die Sinnlichkeit und ihre Anſchauungen für den Verſtand und die wirklichen Objekte für die Sinnlichkeit. Das Geſchäft der Vernunft iſt, durch ihre Ideen und Grundſätze des Unbedingten, Gleichartigen, Mannichfaltigen und der Verwandtſchaft, in alle möglichen empiriſchen Verſtandeshandlungen ſyſtematiſche Einheit zu bringen; ſo wie das Geſchäft des Verſtandes, das Mannichfaltige der Anſchauungen in Begriffe zuſammenzufaſſen und Urtheile zu bilden. Die Vernunft beſtimmt alſo in Rückſicht auf ſinnliche Gegenſtände und die Beziehung ihrer Vorſtellungen auf das Gefühl der Luſt gar nichts, ſondern ſie gehet nur auf die Begriffe und Urtheile des Verſtandes, um ſie unter ſich zu verbinden und in Einheit und ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen. Dieſes bewürkt die Vernunft dadurch, daß ſie zu jedem Urtheile des Verſtandes (Schlußſatz) eine allgemeine Bedingung (einen Oberſatz durch den Mittelbegriff) ſucht. Z. B. wenn wir ſchließen: Alles Zuſammengeſetzte iſt veränderlich, die Körper ſind zuſammengeſetzt; alſo ſind die Körper veränderlich — ſo fällen wir im Schlußſatze das Urtheil, daß den Körpern das Prädikat veränderlich, im Oberſatze, blos unter der Bedingung zukomme, daß ſie zuſammengeſetzt ſind; weil dieſes eben die Bedingung iſt, unter welcher das Prädikat in der Regel des Oberſatzes allgemein, für alle Körper, gültig iſt. Von dieſer allgemeinen Regel oder Bedingung ſucht die Vernunft durch einen Proſyllogismus, d. i. durch einen Schluß, wodurch der Grund des vorhergehenden Schluſſes bewieſen wird, eine neue, noch allgemeinere Bedingung, und dieſes Geſchäft ſetzt ſie ſo lange fort, bis ſie endlich zu einer Bedingung kömmt, die von keiner Bedingung weiter abhängig iſt, d. i. zum **Unbedingten**; und nur durch dieſes Unbedingte wird die von der Vernunft geſuchte Einheit vollendet. Das höchſte Princip der Vernunft iſt alſo: **ſuche zu allen bedingten Erkenntniſſen das Unbedingte.** Der Begriff des Unbedingten iſt aber kein Verſtandsbegriff; denn ſonſt müßte er ſich auf Gegenſtände der Erfahrung anwenden laſſen, die alle nur bedingt ſind, d. i. immer etwas voraus ſetzen, das ebenfalls nur bedingt iſt. Er gehört mithin lediglich der Vernunft zu, und iſt mit derſelben eben ſo nothwendig verknüpft, als die Kategorien mit dem Verſtande. Da aber ſolche Begriffe, die gar nicht auf Anſchauungen und die ihnen entſprechenden Erſcheinungen anwendbar ſind, Ideen heißen, ſo iſt das Unbedingte auch nur eine Idee, die keine objektive, ſondern nur ſubjektive Gültigkeit hat, indem ſie nicht vorſchreiben kann, daß ſich das Unbedingte wirklich unter den gegebenen Gegenſtänden finde, ſondern nur gebietet, dem Unbedingten nachzugehen, und alles Bedingte unter das Unbedingte, als die größte Einheit, zu faſſen. Mithin iſt auch das Princip der Vernunft, das ſich auf dieſe Idee des Unbedingten gründet, kein conſtitutives, ſondern nur ein regulatives Princip; es läßt ſich daraus nicht die Möglichkeit eines Gegenſtandes erkennen, ſondern es dienet nur Einheit und Zuſammenhang unter den Begriffen und Urtheilen des Verſtandes zu bewirken. So mancherley aber die Vernunftſchlüſſe ſind, ſo viel gibt es auch Arten des Unbedingten. Nun ſind aber die Vernunftſchlüſſe ihrer Form nach entweder kategoriſche, oder hypothetiſche, oder disjunktive. *) Die kategoriſche Form

---

*) Ein kategoriſcher Vernunftſchluß iſt ein ſolcher deſſen Oberſatz ein kategoriſches Urtheil, d. i. ein ſolches enthält, das ein Verhältniß des Subjekts zum

Form führt auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Inhärenz, d. i. auf die Idee eines abſoluten Subjekts, das nicht wieder Prädikat eines andern ſeyn kann; die hypothetiſche Form auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Dependenz, oder auf die Idee des abſoluten Unabhängigen, und die diſjunktive, auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Concurrenz, oder auf die Idee des abſoluten Allbefaſſenden, oder der abſoluten Gemeinſchaft. Dieſe drey Ideen gebieten alſo der Vernunft, in der ſie a priori ſind, abſolute Einheit des Subjekts, abſolute Einheit oder Vollſtändigkeit in der Reihe der Bedingungen der Erſcheinungen, und abſolute Einheit, oder die oberſte Bedingung der Möglichkeit von allem überhaupt,

zum Prädicate ausdrückt. Z. B. Alles Zuſammengeſetzte iſt veränderlich. Ein hypothetiſcher — deſſen Oberſatz ein hypothetiſches Urtheil, d. i. ein ſolches enthält, das ein Verhältniß des Grundes zur Folge ausdrückt. Z. B. die Sonne erwärmt den Stein. Ein diſjunktiver endlich — deſſen Oberſatz ein diſjunktives Urtheil, d. i. ein ſolches enthält, das ein Verhältniß der Sphäre oder des Ganzen einer Erkenntniß zu den Theilen, welche die Sphäre oder das Ganze beſtimmen, ausdrückt. Z. B. Wenn man ſagt: Die Welt iſt entweder durch einen blinden Zufall oder durch innere Nothwendigkeit, oder durch eine äußere Urſache da: ſo nimmt jeder dieſer Sätze einen Theil der Sphäre des möglichen Erkenntniſſes über das Daſeyn der Welt ein, und alle zuſammen machen die ganze Sphäre aus.

haupt, was gedacht werden kann, und was mithin der Inbegriff aller Realität iſt, zu ſuchen. Die erſte Idee führt alſo auf die Idee vom Subſtanziellen, ſowohl der Körper als auch vorzüglich unſrer Seele; die zweyte auf die Idee eines Weſens aller Weſen; und die dritte auf die Idee eines Weltalls. Die erſte iſt phyſiologiſch und vornemlich pſychologiſch; die zweyte theologiſch, und die dritte kosmologiſch. Und ſo gibt denn die Vernunft die Idee zu einer rationalen Seelenlehre, Theologie und Kosmologie.

Und hiermit iſt denn auch zugleich alles erſchöpft, was Vernunft mit ihren Ideen und Grundſätzen des abſoluten Subjekts, der abſoluten Unabhängigkeit, und abſoluten Gemeinſchaft, die ſich alle drey auf die Idee und den Grundſatz des Unbedingten ſtützen, und außer welchen weiter keine Vernunftideen und Grundſätze in der Vernunft vorhanden ſind, zu leiſten im Stande iſt, und es iſt mir unbegreiflich, wie Herr H. mit völliger Vergeſſung der Kantiſchen Kritik der reinen Vernunft, von Geſchmacksgeſetzen, die ſich auf reine Vernunftgeſetze gründen ſollen, von Vernunftgrundſätzen, die durch Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung Geſchmacksgeſetze würden, von denen man nur den Erfahrungsſtoff wegzunehmen brauche, um ſie wieder in ihrer reinen Form, Voll- und Allgemeingültigkeit zurückzuerhalten u. ſ. w. hat reden können.

Und nun rückt Herr H. der Beantwortung ſeiner Frage näher.

„Geſchmacksgeſetze, heißt es, ſollen beſtimmen, was wahre, was falſche Schönheit ſey; mithin dürften wir nur, um ihre mögliche Ableitung aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genauer beſtimmen, oder, wenn ſich dieſer Begriff nicht ſollte beſtimmen laſſen, wenigſtens ſeinen mannichfaltigen Inhalt einer Kritik unterwerfen.“

Zuförderſt muß ich bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie ſich ein Begriff, als ein ſolcher, nicht ſollte beſtimmen laſſen können, und noch weniger, wie es möglich ſey, den mannichfaltigen Inhalt eines Begriffs der Kritik zu unterwerfen (welches wahrſcheinlich hier ſo viel als analyſiren bedeuten ſoll) wenn ſich der Begriff gar nicht beſtimmen läßt, d. i. wenn gar kein Begriff, d. i. kein Mannichfaltiges, das begriffen würde, vorhanden iſt. Was aber die Hauptſache betrift, daß man nemlich, um die Ableitung der Geſchmacksgeſetze aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genau beſtimmen müſſe, ſo will der Verf. wahrſcheinlich dadurch zu verſtehen geben, daß die Geſchmacksgeſetze ſich aus dem Begriffe der Schönheit ergäben. Um die Geſchmacksgeſetze aus den höchſten Vernunftgeſetzen herleiten zu können, müſſe man jene erſt kennen lernen, und dieſes bewürke man durch eine Zergliederung des Begriffs der Schönheit. Wenn aber nach der eigenen Behauptung des Verf. die Geſchmacksgeſetze allererſt beſtimmen ſollen, was wahre Schönheit ſey, ſo iſt es ja unmöglich, vor dieſen Geſchmacksgeſetzen ſchon einen Begriff von Schönheit zu haben, und folglich auch unmöglich, aus einem Begriffe von Schönheit die Geſchmacksgeſetze kennen zu lernen. Und ſo iſt es denn auch in der That. Eben ſo wie die Begriffe des Wahren und Guten allererſt durch die Geſetze des Verſtandes und der praktiſchen Vernunft beſtimmt und möglich gemacht werden, ſo wird auch der Begriff von Schönheit erſt durch die Natur und das Princip des Geſchmacks oder der äſthetiſchen Urtheilskraft beſtimmt und möglich. Einen Begriff vom Schönen auf Gerathewohl annehmen, hieße die Geſetzgebung des Geſchmacks auf einem ſehr unzuverläßigen Grunde errichten. Denn wer könnte entſcheiden, welcher unter allen aufgeſtellten Begriffen von Schönheit der **wahre** ſey, wenn kein Geſetz a priori vorhanden wäre, an welches man jeden Begriff zur Beurtheilung ſeiner Gültigkeit oder Ungültigkeit halten könnte? und es ſtreitet wider alle Regeln der philoſophiſchen Behandlung, wenn man das, was erſt entſchieden werden ſoll, ſchon als entſchieden vorausſetzt. Ueberhaupt kann es keine Regel des Geſchmacks geben, die objektiv, durch Begriffe, beſtimmte, was ſchön ſey. Denn alle Urtheile, die der Geſchmack fällt, ſind nicht beſtimmend, geben kein Erkenntniß von dem Gegenſtande, in ihnen legt man keinen allgemeinen Begriff des Verſtandes einem Gegenſtande als Prädikat bey, ſondern ſie ſind äſthetiſch, d. i. das Gefühl des Subjekts allein iſt der Beſtimmungs-

iſt, ſondern nur etwas, wovon er die Urſache iſt. Da aber Hr. H. die Geſetze des Geſchmacks durch den Begriff der Schönheit oder (nach ſeiner Art zu reden) durch die Kritik ſeines mannichfaltigen Inhalts, falls jener ſich nicht beſtimmen ließe, beſtimmen will, ſo hätte er uns nicht zu den Wirkungen deſſen, was ſchön ſeyn ſoll, ſondern unmittelbar zu den Merkmahlen des Schönen ſelbſt führen, er hätte zeigen ſollen, was denn das iſt, was an dem ſchönen Gegenſtande als ſchön angeſchaut und durch den Verſtand begriffen wird. Daß er aber dieſes nicht gethan hat, liegt freylich nicht an ihm, ſondern an der Sache ſelbſt, die unmöglich iſt.

Hiernächſt iſt aber auch die **angenehme Empfindung** kein beſtimmtes und unterſcheidendes Kriterium der Schönheit. Denn es können uns Gegenſtände **angenehm** ſeyn, ob wir ſie gleich nicht für ſchön halten; ja gerade deswegen, weil uns ein Gegenſtand **angenehm** iſt, kann er nicht **ſchön** genannt werden. Das **Angenehme** iſt nur eine Art des Wohlgefallens, ſo wie das **Schöne** und **Gute**. Wir bezeichnen durch dieſe Ausdrücke drey Verhältniſſe unſerer Vorſtellungen zum Gefühl der Luſt und Unluſt. **Angenehm** iſt, was uns **vergnügt**, was den Sinnen in der Empfindung gefällt; **ſchön**, was uns blos **gefällt**; **gut**, was **geſchätzt**, worin von uns ein objektiver Werth geſetzt wird. Das Wohlgefallen am Schönen unterſcheidet ſich von den beyden andern Arten deſſelben dadurch, daß es frey und **uninteresſirt** iſt; denn hier zwingt uns weder ein Intereſſe der Sinnen, wie es bey dem Wohlgefallen am Angenehmen der Fall iſt, noch ein Intereſſe der Vernunft, wovon das Wohlgefallen am Guten nothwendig begleitet iſt, den Beyfall ab. Es bezieht ſich lediglich auf Gunſt, ſo wie ſich hingegen das Wohlgefallen am Angenehmen auf Neigung, und das am Guten auf Achtung bezieht. Gunſt aber iſt unter dieſen drey Arten des Wohlgefallens das einzige freye Wohlgefallen. Denn ein Gegenſtand der Neigung läßt uns, ſo wie ein ſolcher, der uns durch ein Geſetz der praktiſchen Vernunft zum Begehren auferlegt wird, keine Freyheit, uns aus ihm einen Gegenſtand der Luſt zu machen. Das Intereſſe der Neigung, ſo wie der Vernunft, ſetzt ein Bedürfniß voraus, oder bringt eines hervor, und da es unſern Beyfall beſtimmt, ſo läßt es das Urtheil über den Gegenſtand nicht mehr frey.

Endlich iſt es auch ſchlechterdings unmöglich, die Empfindungen überhaupt, und beſonders angenehme Empfindungen, auf Vernunftprincipien zurückzuführen, oder von denſelben abzuleiten. Denn da der Verf. ſelbſt erklärt, daß Empfindung lediglich das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen ſey, wir aber in der Beurtheilung eines Gegenſtandes, als angenehmen, die Vorſtellung deſſelben nicht auf den Gegenſtand ſelbſt, ſondern auf das Subjekt und das durch die Vorſtellung modifizirte Gefühl der Luſt beziehen, wodurch der Gegenſtand nicht ſelbſt erkannt, ſondern nur als Objekt des Wohlgefallens betrachtet wird, ſo ſind auch weder die Begriffe des Verſtandes, noch die Ideen der Vernunft, ſo wie die aus ihnen ſich ergebenden Vernunftprincipien, da ſie ſämmtlich auf Erkenntniß und ihre Erweiterung gehen, gar nicht auf die Empfindungen, die nichts mit einer Erkenntniß der Objekte zu thun haben, anwendbar. Die Quelle alles Wohlgefallens, mithin auch des Angenehmen, kann nicht in jenem Erkenntnißvermögen liegen, die, um Erfahrung möglich zu machen, der Natur, als Objekt der Sinne, Geſetze vorſchreibt, nicht in dem Vermögen der Begriffe und logiſchen Urtheile, das blos zur Verbindung des Mannichfaltigen in den Anſchauungen und der Begriffe, als Prädikate mit Begriffen oder Anſchauungen als Subjekte zum Erkenntniß, gegeben iſt, und nicht in dem Vermögen der Jdeen und Geſetze, das lediglich zur Bewirkung einer ſyſtematiſchen Einheit und Zuſammenhanges der Erkenntniſſe unter einander beſtimmt iſt; ſondern in dem Vermögen unſers Gemüths, das ſinnlicher Eindrücke empfänglich iſt, und der reflektirenden Urtheilskraft, als ſeinem Geſetzgeber, in jenen Eindrücken, als Gefühlen der Luſt und Unluſt, den Stoff zu ihren Urtheilen darbietet, um nach dieſen Gefühlen, die ſie den Anſchauungen als Prädikate beyfügt, die Gegenſtände in Rückſicht auf die Art des Wohlgefallens oder Misfallens zu beurtheilen.

Uebrigens hat es dem Herrn Verf. nicht gefallen zu erklären, wie man denn ſchon im Allgemeinen wiſſen und ahnden könne, ob und wieſern ſich Empfindungen überhaupt, und insbeſondere angenehme Empfindungen, auf Principien der

Vernunft zurückführen und unter dieſelben ordnen laſſen. Da er dieſes aber insbeſondere darzuthun bemüht iſt, ſo verlieren wir durch jene Unterlaſſung im Grunde gar nichts. Sein Räſonnement iſt dieſes:

„Es gibt eine doppelte Urſache angenehmer und unangenehmer Empfindungen: 1) Receptivität, wenn der Menſch unter gewiſſen Veranlaſſungen gezwungen iſt, Schmerz und Vergnügen aufzunehmen, wegen des Eindrucks, den gewiſſe außer ſeinem Bewußtſeyn liegende Gegenſtände auf ſeine Organe machen, ohne daß er den Grund ſeiner Empfindung in irgend einer der Vernunft nothwendigen Ueberzeugung auffinden kann. 2) Spontaneität, oder die Fähigkeit, ſich ſelbſtthätig Schmerz und Vergnügen zu bereiten, indem er ſelbſt ſich gewiſſe Geſetze und Zwecke vorſtellt, die er denn bald erreicht, bald verfehlt. Im erſten Falle liegt der Grund des Angenehmen und Unangenehmen außer der Vernunft, im leztern in der Vernunft. Dieſe Unterſcheidung gebe die Antwort an die Hand, welche angenehme oder unangenehme Empfindungen man auf Vernunftprincipien zurückführen könne; nur diejenigen Thätigkeiten und Zuſtände unſers Weſens nemlich, welche die Natur ſelbſt von Vernunftprincipien abhängig gemacht habe; alle andern hingegen, welche die Natur durch andere Einrichtungen und

Mittel beſtimmt habe, ließen ſich nicht von Vernunftprincipien ableiten.“

Ich will mich nicht an die Worte halten, um alles Anſehen von Schikane zu vermeiden, ſondern nur an die Bedeutung derſelben; und da kann Hr. H. mit dieſer Stelle weiter nichts ſagen wollen, als daß die Gefühle der Luſt und Unluſt entweder von außen durch den Eindruck ſinnlicher Objekte auf unſere Sinnenwerkzeuge, oder innerlich durch eigene innere Thätigkeit unſerer Vernunft bewirkt werden. Allein, nicht zu gedenken, daß damit die Urſachen der Gefühle noch nicht erſchöpft ſind, indem wir auch ohne Einwürkung eines äußern Gegenſtandes blos durch die Thätigkeit unſerer Einbildungskraft ſelbſt in unſern Sinnenorganen einen Reiz hervorzubringen, und auch durch Verſtand und Urtheilskraft Gefühle zu erregen im Stande ſind, ja ſogar Gefühle in uns entſtehen können, ohne daß wir uns irgend einer Urſache derſelben bewußt ſind; ſo bleibt durch die Beſtimmung der Gefühle nach ihren Urſachen die Natur derſelben ſchlechterdings unverändert, und das Objekt, das das Gefühl erregt, trägt zur Veränderung der Beſchaffenheit der Gefühle nichts bey: da daſſelbe Gefühl, das die unmittelbare Vorſtellung eines würklichen Objekts ſelbſt begleitet, ſich eben ſo kräftig durch die bloße lebhafte Vorſtellung eines obgleich abweſenden Objekts oder durch eine verſinnlichte Idee hervorbringen läßt. Darum alſo, daß Gefühle der Luſt und Unluſt durch unmittelbare in unſerm Vorſtellungsvermögen ohne die geringſte äußere Veranlaſſung entſtandene Vorſtellungen und Ideen hervorgebracht werden, kann man noch nicht ſchließen, daß dieſe Gefühle in der Vernunft gegründet ſind, oder ſich aus den Geſetzen derſelben herleiten laſſen; ſo wenig als ſich behaupten läßt, daß die Gefühle, welche unmittelbar durch den Eindruck ſinnlicher Objekte auf unſere Sinnenorgane entſtanden ſind, blos in den Objekten und ihrer Anſchauung ihren Grund haben. Die Wirkung, oder das Gefühl, gibt keinen Unterſchied von Urſachen zu erkennen; und damit etwas, es ſey nun ein bloßer Gedanke oder ein außer meiner Vorſtellung vorhandenes Objekt, die Urſache eines Gefühls der Luſt oder Unluſt werden könne, dazu wird der Grund der Gefühle der Luſt und Unluſt ſelbſt, d. i. dasjenige, wodurch ſie möglich ſind, das Gefühlvermögen, vorausgeſezt; denn durch die Vernunft ſelbſt, als Vermögen der Ideen und Geſetze, ſind weder Gefühle der Luſt und Unluſt, noch ein Vermögen des Gefühls möglich. Dieſes iſt von jenem, ſeinem Daſeyn nach, ganz unabhängig und eben ſo wie jenes ein Factum der menſchlichen Natur, von dem ſich eben ſo wenig, als von jenem, begreifen und beſtimmen läßt, wie es da iſt. Wäre es übrigens möglich, die Gefühle der Luſt und Unluſt aus den Geſetzen der Vernunft abzuleiten, ſo würden die Gefühle ſelbſt nothwendig Vorſtellungen ſeyn, ſie würden den Charakter deſſen, was durch Vernunft möglich iſt, an ſich haben müſſen. Gefühle ſind aber an und für ſich keine Vorſtellungen, ob ſie gleich Gegenſtände von Vorſtellungen ſeyn können. Denn wären ſie wirklich Vorſtellungen, ſo müßte ich ſie, wie ſolches die Natur der Vorſtellungen erfodert, auf das vorſtellende Subjekt und ein vorgeſtelltes Objekt beziehen können. Beydes iſt aber nicht möglich. Man kann ſie nicht auf das Subjekt beziehen; denn die Gefühle der Luſt und Unluſt ſind bereits Reſultate der Beziehung einer Vorſtellung irgend eines Gegenſtandes auf das Subjekt, und ſind blos einfach, ſie enthalten kein Mannichfaltiges, das, in eine Einheit des Bewußtſeyns zuſammengefaßt, auf das Subjekt bezogen werden könnte. Auch nicht auf ein Objekt; denn ſie enthalten keine Merkmahle, die man auf einen Gegenſtand, er mag Produkt der Natur oder des Verſtandes und der Vernunft ſeyn, beziehen könnte. Und von dieſer Beſchaffenheit ſind alle Gefühle, ſie mögen nun entweder durch unmittelbare Wirkung des Verſtandes und der Vernunft, oder durch unmittelbare Berührung der Organe, oder auf irgend eine mögliche Art und Weiſe entſtanden ſeyn. Da ihnen alſo, vermöge der Natur des Vermögens des Gefühls der Luſt und Unluſt, gerade dasjenige fehlt, wodurch ſich Hervorbringungen der Vernunft zu ſolchen qualificiren, nemlich ein begriffenes Mannichfaltige, ſo können ſie auch keine Produkte der Vernunft ſeyn, oder, welches einerley iſt, aus derſelben hergeleitet werden. Folglich läßt ſich aus dem von dem Verfaſſer gemachten Unterſchied in Anſehung des Urſprungs der Gefühle der Luſt und Unluſt auch nicht erkennen und beurtheilen,

welche

gen gebe, wovon uns die beſtimmte Urſach unbewußt iſt, hätte der Verf. abnehmen können, daß das Angenehme, oder dasjenige, was den Sinnen in der Empfindung gefällt, weder der einzige, noch überhaupt der Charakter des Schönen ſeyn könne; weil man ſich deſſen, was ſchön ſeyn ſoll, jederzeit bewußt ſeyn muß, und man im Fall des Mangels dieſes Bewußtſeyns die angenehme Empfindung ſelbſt müßte ſchön nennen können, welches aber nicht allein gegen allen Sprachgebrauch ſeyn, ſondern auch die Begriffe von angenehm und ſchön, die doch ſo verſchieden ſind, ſelbſt verwirren würde. Sobald der Fall eintritt, daß ich einen Gegenſtand als ſchön beurtheile, muß ich die Vorſtellung eines Gegenſtandes ſchlechterdings auf mich ſelbſt beziehen, ich muß mir eines ganz unintereſſirten Wohlgefallens an dieſer Vorſtellung bewußt ſeyn, und dieſes Wohlgefallen iſt ſchlechterdings ohne jene Vorſtellung des Objekts, die allererſt im Bewußtſeyn vorhanden ſeyn muß, gar nicht möglich; da hingegen ein angenehmes Gefühl vorhanden ſeyn kann, ohne daß man ſich eben einer Vorſtellung von einem dieſes Gefühl erregenden Gegenſtande bewußt iſt.

2) „Solche Empfindungen, welche durch unmittelbaren Eindruck gewiſſer vorzuſtellender Gegenſtände auf unſere Organe, ohne Vermittelung irgend eines Urtheils, entſtehen. Und die Gegenſtände ſind ſchön, die durch ihren unmittelbaren Eindruck auf unſere Sinne ein Wohlgefallen, ohne Dazwiſchenkunft

eines Urtheils, erregen.“ Zu dieſen Arten der Schönheit rechnet der Verf., für den Geſichtsſinn, einzelne Farben, Verbindungen und Miſchungen derſelben, gewiſſe Umriſſe und Modifikationen der Oberfläche der Körper, und Bewegungen. Für den Gehörsſinn: einzelne Klänge, und Verbindungen mehrerer Töne; Harmonie und Disharmonie. „Das Wohlgefallen gründe ſich hier, ſagt er, auf Geſetze, die aber keine Vernunftprincipien, ſondern blos mechaniſch wirkende, leidendlich, unbewußt und unabſichtlich von uns zu befolgende Geſetze wären.“

Ich ſetze immer voraus, daß eine Klaſſifikation der Schönheiten nach der Verſchiedenheit der Urſachen der angenehmen Empfindungen ganz unthunlich ſey; und brauche mich nicht weiter darauf einzulaſſen, da ich ſolches ſo wie die Unmöglichkeit der Ableitung der Empfindungen aus der Vernunft und ihren Geſetzen bereits bewieſen habe, und das Schöne ſich ſchlechterdings nicht in Arten abtheilen läßt. Ich nehme hier alſo nur auf die beſondern Behauptungen des Verf. bey den von ihm aufgeſtellten Arten der Schönheit Rückſicht. Wenn wir nun von einem Gegenſtande ſagen, daß er ſchön ſey, ſo legen wir ihm doch ein Prädikat bey, wir urtheilen alſo doch. Dieſes iſt ſo wahr und unwiderſprechlich, daß wir durch die Behauptung des Gegentheils gegen unſer eigenes Bewußtſeyn ſtreiten würden. Wie kann alſo der Verf. ſagen, daß, wenn wir unmittelbar vor unſern Sinnen liegende

gende Gegenſtände ſchön finden, alles Urtheil dabey wegfalle? Selbſt wenn der Gegenſtand blos angenehm wäre, muß die reflektirende Urtheilskraft thätig ſeyn; denn wenn ich ſage, dieſer Gegenſtand iſt angenehm, ſo iſt dieß nicht minder ein Urtheil; ich lege das mit einem Intereſſe an der Exiſtenz des Gegenſtandes verknüpfte Wohlgefallen dem Gegenſtande als Prädikat bey. Durch einen unmittelbaren Eindruck eines Objekts auf unſere Sinne, dem ſich kein Urtheil beygeſellet, kann weiter nichts als eine bloße Anſchauung des Gegenſtandes, als Stoff zu einer Erkenntniß von dem Gegenſtande, als Erſcheinung, erfolgen. Soll dieſer Stoff wirklich eine Erkenntniß werden, ſo muß ich das angeſchaute Mannichfaltige unter Begriffe ſubſumiren; und ſoll ihm etwas als Eigenſchaft beygelegt werden, ſo läßt ſich dieſes nicht anders als durch die Urtheilskraft bewürken, und zwar durch das Vermögen der logiſchen oder beſtimmenden Urtheile, wenn dem Begriff des Gegenſtandes, als das Beſondere, ein Begriff als Merkmal beygelegt wird; durch das Vermögen der reflektirenden Urtheile, wenn der unmittelbaren Vorſtellung des Gegenſtandes das in unſerm Gefühl der Luſt und Unluſt erregte Wohlgefallen an derſelben als Prädikat beygefügt wird. So wie es alſo einerley iſt, und keinen Unterſchied unter den Schönheiten ſelbſt macht, unſer Gefühl der Luſt und Unluſt mag nun entweder durch Wirkungen der Vernunft oder durch ſinnliche Eindrücke eines Objekts zum Wohlgefallen afficirt ſeyn; ſo wird auch unumgänglich in jedem

Falle, wo wir etwas für ſchön oder angenehm halten, ein Urtheil erfodert, welches nicht ſo etwas iſt, das blos in die Receptivität aufgenommen wird, ſondern ein Actus der Spontaneität unſerer Urtheilskraft ſelbſt, der durch ein wirkliches Beziehen einer Vorſtellung auf einen Begriff oder einen Zuſtand im Gefühl der Luſt und Unluſt zu Stande gebracht wird. Ein Urtheil, es habe Namen wie es wolle, kann nie durch Sinnlichkeit allein gegeben werden und zur Würklichkeit kommen; und es hat ſich der Hr. Verf. hier ganz verirret, wenn er glaubt, daß, weil in jenem zweyten angezeigten Falle das Wohlgefallen nach mechaniſchen Geſetzen und blos leidendlich erfolge, auch die dieſem Wohlgefallen entſprechenden Arten von Schönheiten von dieſer Beſchaffenheit wären, und ſich nicht auf Vernunftprincipien zurück führen ließen. Das können ſie denn freylich nicht, ſo wenig als alle andre ſogenannte Schönheitsarten, aber nur nicht aus dem von dem Verf. angeführten Grunde; denn alles was im Gefühl der Luſt und Unluſt vorgeht, jede Art des Wohlgefallens iſt in uns auf eine leidendliche Weiſe vorhanden; das Gemüth nimmt ſie blos auf: das geſchieht aber auch in allen den Fällen, wenn wir Ideale der Vernunft auf unſere Sinnlichkeit würkſam zu machen ſuchen. Das Wohlgefallen, das ich in mir auf dieſe Art hervor bringe, kann in der Sinnlichkeit auch nicht anders als blos leidendlich entſtehen. Und in dieſem ſo wie in jedem andern Falle muß, wenn dieſes Wohlgefallen als Prädikat eines Urtheils gebraucht werden ſoll, die Spontaneität der Urtheilskraft erſt thätig werden, und es mit dem Subjekt in Verbindung bringen, außerdem bleibt das Wohlgefallen ein bloßes Sinnengefühl.

3. „Solche Empfindungen die ſich auf zufällige Aſſociationen gewiſſer Bilder und Vorſtellungen mit gewiſſen Gegenſtänden gründen. Dieſen entſprechen Schönheiten, deren Reiz ſich blos auf zufällige Aſſociationen gewiſſer Bilder und Vorſtellungen mit gewiſſen Gegenſtänden gründet. Ueber dieſe Arten von Schönheiten könne man ſich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für ſie feſtſtellen.“

Die Gegenſtände, die wir in dieſer Rückſicht ſchön nennen, will der Verf. ohnfehlbar ſagen, ſind es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern nur darum, weil ſie gewiſſe vorher ſchon in uns vorhanden geweſene angenehme und gefällige Vorſtellungen von neuem in uns erwecken. So wäre z. B. ein Band blos deswegen ſchön, weil es uns an unſre Geliebte erinnert, die es am Buſen trug. Allein dergleichen Gegenſtände können uns blos angenehm, ergötzend, erfreulich, intereſſant ſeyn, da ſie nicht unmittelbar in der Anſchauung und Beurtheilung, ſondern mit Hülfe der vorhergegangenen angenehmen Vorſtellungen, welche ſie erwecken, nur den Sinnen in der Empfindung gefallen. Schön können ſie in keinem Betrachte genannt werden; denn Schönheit iſt keine Eigenſchaft, die ſich von der Vorſtellung eines wirklich ſchönen Gegenſtandes auf einen andern, der uns nicht unmittelbar in der Beurtheilung gefällt, übertragen ließe. Das Urtheil über Schönheit iſt nicht allein hierin dem logiſchen ähnlich, bey welchem man nicht die Prädikate von Dingen nehmen, und ſie andern Dingen, an welchen ſie entweder gar nicht erkennbar ſind, oder denen ſie ſogar widerſprechen, beylegen kann, ſondern auch darin, daß man die Gültigkeit des äſthetiſchen Urtheils für jedermann eben ſo, wie bey dem logiſchen, vorausſetzen kann. Die Einſtimmung eines jeden in mein Urtheil über Schönheit kann ich aber nicht fodern, wenn ſich dieſes mein Urtheil auf perſönliche Neigungen und Vorſtellungen, die **mir** angenehm ſind, gründet. Denn ich habe keinen Grund, von Andern zu fodern, daß meine Neigungen auch die ihrigen, daß die Vorſtellungen, die für mich angenehm und ergötzend ſind, es auch für ſie ſeyn ſollen, mithin kann ich auch keinen Anſpruch auf ihre Beyſtimmung machen, wenn ich einen Gegenſtand darum für ſchön halte, weil er die Erneuerung jener Neigungen und ergötzenden Vorſtellungen in **mir** veranlaßt. Wir müſſen, wenn wir ein Urtheil über einen Gegenſtand als ſchönen fällen wollen, den Gegenſtand unmittelbar ſelbſt an unſer Gefühl der Luſt und Unluſt halten, und nicht an Gefühle, die andere Gegenſtände zuvor in uns erregt haben. Denn wenn äſthetiſche Urtheile, dergleichen die über Schönheit ſind, eben ſo, wie die logiſchen, allgemein gültig ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie auch eben ſo wie dieſe allgemein mittheilbar ſeyn.

Dieſe allgemeine Mittheilbrakeit würde aber nicht möglich ſeyn, wenn der Grund eines Urtheils von einem Gegenſtande als ſchönen nicht unmittelbar in der Anſchauung und Beurtheilung des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern in einem Gefühle der Luſt läge, das vorher ginge, ſchon vorher durch einen ganz andern Gegenſtand erweckt worden wäre. Denn ich habe kein Recht zu fodern, daß dieſer andere von meinem gegenwärtigen als ſchön beurtheilten Gegenſtande verſchiedene Gegenſtand, bereits auch ſchon ein Objekt eines äſthetiſchen Urtheils für jedermann geweſen ſeyn, und gerade daſſelbe Gefühl der Luſt in ihnen hervor gebracht haben müſſe.

Uebrigens iſt es wohl wahr, daß man ſich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für dieſe ſogenannte Art der Schönheit feſtſetzen könne. Aber das iſt der Fall bey allen den von dem Verf. aufgeſtellten Arten der Schönheit überhaupt, da er ihre Verſchiedenheit auf die Verſchiedenheit der Urſachen der Empfindungen gründet, und Gegenſtände mit einander verwechſelt, die unter zwey ganz verſchiedene Gebiete, die der Vernunft und des Gefühls der Luſt und Unluſt, gehören, und deren Geſetzgebungen ſich nicht wechſelſeitig beeinträchtigen können.

4) „Solche Empfindungen, welche durch Vorſtellungen erregt werden, die ſich auf Leben und phyſiſche Vollkommenheit beziehen.“

Herr H. hat bey der Klaſſifikation der Schönheiten nach den Arten der angenehmen Empfindungen

dung auch eine Schönheit an die Seite zu ſtellen, ergiebt ſich daraus, daß er überhaupt angenehme Empfindungen bey der Beurtheilung deſſen, was ſchön ſeyn ſoll, zur Baſis ſetzt. —

Dieſes wären denn diejenigen Empfindungen, welche ſich, nach dem Verf., nicht aus einem Vernunftprincip herleiten ließen. Dieſes ſoll hingegen, wie er behauptet, bey folgenden zwey Arten von Empfindungen ſtatt finden.

1) „Bey ſolchen, welche ſich auf eingeſehene Beziehung gewiſſer Gegenſtände, auf gewiſſe Zuſtände des Menſchen, als eines einer edlern vom Thieriſchen unabhängigen Glückſeligkeit fähigen Weſens, gründen. Dieſen Empfindungen entſprechen denn auch Schönheiten, deren Wirkſamkeit auf einer weſentlichen Beziehung gewiſſer Geſtalten und Töne, auf gewiſſe Zuſtände des Menſchen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Weſens, beruht.“

Dieſe Erklärung von Schönheiten paßt nicht völlig zu der Erklärung der Empfindungen, denen jene entſprechen ſollen. Denn es iſt doch etwas anderes zu ſagen, gewiſſe Gegenſtände beziehen ſich auf gewiſſe Zuſtände des Menſchen als eines einer edlern vom Thieriſchen unabhängigen Glückſeligkeit fähigen Weſens, als wenn man ſagt, gewiſſe Geſtalten und Töne beziehen ſich auf gewiſſe Zuſtände des Menſchen als eines für Wohl und Weh empfänglichen Weſens. Denn der Begriff von gewiſſen Geſtalten und Tönen enthält nicht alles das, was der Begriff von gewiſſen Gegenſtänden in ſich faßt; es giebt Gegenſtände, die keine Geſtalten ſind, und ſolche, die ſich nach andern Merkmalen, als blos in Anſehung ihrer Geſtalt, erkennen laſſen; es giebt Gegenſtände, die etwas mehr als Töne ſind; und in wie fern ein lebendes Geſchöpf ein für Wohl und Weh empfängliches Weſen iſt, braucht es nicht nothwendig auch ein einer edlern vom Thieriſchen unabhängigen Glückſeligkeit fähiges Weſen zu ſeyn. Auch unvernünftige Thiere ſind für Wohl und Weh empfänglich.

Ich würde verlegen ſeyn, welche von beyden Erklärungsarten ich hier zum Gegenſtande meiner Prüfung anzunehmen hätte, wenn nicht der Verf. durch die angeführten Beyſpiele ſelbſt zu erkennen gäbe, daß ſeine eigentliche Meynung in der Erklärung der Art von Schönheit, von welcher hier die Rede iſt, liege. „Worauf,“ ſagt er, „beruht großentheils unſer Vergnügen an Schönheiten der landſchaftlichen Natur? woher kommt es, daß wir bald eine lachende, heitre Flur, bald ſchaudervolle Gruppen von Felſenmaſſen ſchön nennen? Doch wohl daher, weil dergleichen Anblicke genaue Beziehung haben auf gewiſſe Zuſtände des Herzens. Warum reizen uns gewiſſe Miſchungen von Licht und Schatten, warum die grauende Dämmerung eines Hains? Aus keiner andern Urſache, als weil dieſe Erſcheinungen Aehnlichkeit beſitzen mit gewiſſen Situationen unſers Herzens.“ Der Gedanke des Verf. ſcheint hiernach dieſer zu ſeyn: Es giebt gewiſſe Geſtalten und Töne, die wir auf gewiſſe Zuſtände in uns, als für Wöhl und Weh empfänglicher Weſen, beziehen können. Wenn wir einſehen, daß dieſe Beziehung, dieſes Verhältniß der Geſtalten und Töne mit unſerm Zuſtande wirklich vorhanden iſt, d. i. wenn wir uns der Uebereinſtimmung beyder bewußt ſind, ſo haben wir je nach der Beſchaffenheit unſeres Zuſtandes entweder eine angenehme oder unangenehme Empfindung; und die Geſtalten und Töne ſind ſchön, wenn ſie mit unſerm Zuſtande des Wohlſeyns, häßlich, wenn ſie mit unſerm Zuſtande des Wehs oder Uebelſeyns übereinſtimmen. Anders weiß ich die von dem V. gegebenen Data nicht zu ordnen, um ihnen Zuſammenhang, eine ſeinem Ideengange angemeſſene Bedeutung und Conſequenz zu geben.

Ohne mich nun bey Nebendingen aufzuhalten, (z. B. daß wohl noch niemand eine ſchaudervolle Gruppe von Felſenmaſſen ſchön genannt habe, und was das wohl für Zuſtände des Herzens ſeyn mögen, auf welche ein ſolcher Anblick genaue Beziehung habe,) bemerke ich blos, daß der Verf. die Art der Gegenſtände, denen das Prädikat der Schönheit in jenem beſtimmten Sinne zukommen ſoll, deutlich genug beſtimmt; es ſind nicht die Geſtalten und Töne oder Tonſtücke, wie ſie ſich einem ganz unbefangenen Gemüthe, blos und allein für ſich, nach den ihnen allein eigenen Merkmalen ihrer Anſchauung darſtellen, ſondern in wie fern ſie zugleich einen beſondern ihnen beygemiſchten Charakter, der auch von ihnen, ohnbeſchadet deſſen, was ſie zu Gegenſtänden der Anſchauung macht, weg ſeyn kann, an ſich tragen. So kann z. B. eine Gruppe von Bäumen ein Gegenſtand der Anſchauung an und für ſich ſeyn, ohne daß man eben nöthig hat dabey auf die Dämmerung, die ſie umgiebt, auf die beſondere Brechung der Lichtſtrahlen in ihnen, und dergleichen, Rückſicht zu nehmen. Nur auf die letztere Beſtimmung geht die Meynung des Verfaſſers. Nicht ſo beſtimmt iſt aber das, was er unter Zuſtänden des Menſchen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Weſens verſteht. Ich denke aber es ſey zu folge ſeiner aufgeſtellten oben angeführten Beyſpiele keinem Zweifel ausgeſetzt, daß er darunter nichts anders als gewiſſe beſondre Stimmungen des Gefühls der Luſt und Unluſt, z. B. der Melancholie, des Unmuths, der Traurigkeit, der Fröhlichkeit, der behäglichen Ruhe, der Zufriedenheit, u. ſ. w. verſtanden wiſſen wolle. Nun iſt aber dieſer doppelte Fall denkbar. Entweder erregen ſolche beſonders modificirte charakteriſtiſche Anſchauungen allererſt eine ihrem Charakter entſprechende Empfindung, (Modifikation der Luſt und Unluſt) und ich nenne die Objekte, die eine ſolche beſtimmte Wirkung haben, ſchön oder häßlich; oder ich bringe allererſt eine beſondere in irgend einer andern mir bewußten oder unbewußten Urſache gegründete Stimmung meines Gefühls der Luſt und Unluſt zur Anſchauung irgend eines einzelnen Gegenſtandes oder einer Naturſcene, oder eines Tonſtücks ꝛc. hinzu: ſie iſt ſchon vor der Anſchauung vorhanden, und ich beurtheile dann den

Gegenſtand und ſeinen beſondern Charakter nach der Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit deſſelben mit meiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung; da ich den Gegenſtand alsdann in jenem Falle ſchön, in dieſem hingegen häßlich nennen müßte. Es bleibt zweifelhaft, welchen von dieſen beyden Fällen der V. im Sinne gehabt haben mag. Ich vermuthe von einem ſo verdienſtvollen Gelehrten immer das beſſere, alſo den erſten Fall; dieſer kann aber dennoch ſo wenig als der letztere Statt finden. In keinem von beyden ſind das, was der Verf. Schönheiten nennt, Schönheiten oder ſchöne Gegenſtände, und laſſen ſich auch ſo wenig als die Empfindungen aus einem Vernunftprincip herleiten. Denn im erſten Fall beurtheile ich den Gegenſtand, die Naturſcene, das Tonſtück, in wie fern der Charakter deſſelben einen Zuſtand des Wohl- oder Uebelſeyns in mir zum Bewußtſeyn bringt, nicht nach einem unintereſſirten Wohlgefallen, wie dieſes bey jedem reinen Geſchmacksurtheil geſchehen muß, ſondern nach dem blos ſinnlich angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den der Gegenſtand auf mein Gefühl der Luſt und Unluſt macht; der Beſtimmungsgrund meines Urtheils iſt ein Privatgefühl, das keinen Anſpruch auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit machen kann; indem der Eindruck, den der Gegenſtand auf ein anderes Subjekt macht, gerade der entgegengeſetzte von dem, wie er in mir iſt, ſeyn kann. Jene Gegenſtände kann ich alſo nicht darum, weil ihre Vorſtellung von einem Gefühl des Wohl- oder Uebelſeyns in mir begleitet ſind, ſchön, ſondern ich muß ſie angenehm, erfreulich, beluſtigend, erheiternd, oder unangenehm, Verdruß erregend, niederſchlagend, u. ſ. w. nennen. Was aber den zweyten Fall betrifft, ſo iſt die Empfindung, deren wir uns eben bewußt ſind, keine Folge der Vorſtellung der Objekte ſelbſt; wir nennen ſie nicht deswegen ſchön oder häßlich, weil ſie allererſt dieſe Empfindungen in uns erregen; ſondern wir deuten nur die Gegenſtände nach der eben in unſerm Gefühl der Luſt und Unluſt befindlichen beſondern Stimmung. Dieſe Stimmung iſt nicht das Reſultat des Eindrucks, den die Naturſcene ſelbſt auf uns macht; ſondern wir bringen ſie vielmehr ſchon mit, und beurtheilen die Naturſcene nur nach der Uebereinſtimmung oder Mishelligkeit derſelben mit unſerer aus einer andern uns bewußten oder unbewußten Urſache in uns entſtandenen Gemüthsſtimmung; oder, wie ſolches vielmehr durchaus der Fall ſeyn möchte, wir leihen den Gegenſtänden, den Scenen der Natur ꝛc. den Ton und die Farbe unſerer ſchon in uns vorhandenen Gemüthsſtimmung. Es fällt wohl ſogleich in die Augen, daß ſolche Beſtimmungsgründe kein reines Geſchmacksurtheil liefern, und die Gegenſtände aus dieſem Grunde nicht ſchön oder häßlich genannt werden können; da das Prädikat ſchön oder häßlich, das wir ihnen beylegen, nicht aus der Reflexion über das Verhältniß der Vorſtellung des Gegenſtandes zu unſerm Gefühl, der Luſt und Unluſt, hergenommen iſt, wir alſo dem Objekte das, was er uns nicht gegeben hat, auch nicht als eine ihm ſelbſt zukommende Beſchaffenheit beylegen können.

Da auch zu einem Geſchmacksurtheil nothwendig erfodert wird, daß es Anſpruch auf allgemeine Beyſtimmung muß machen können, ſo kann auch ein Urtheil, in welchem ich die Gegenſtände blos darum für ſchön erkläre, weil ſie zur Stimmung meines Gemüths paßen, oder weil ſie mir in der Farbe und dem Tone meiner gegenwärtigen Stimmung erſcheinen, kein Geſchmacksurtheil ſeyn; weil ich nicht jedermann anſinnen kann, daß er, wenn er in den Fall der Anſchauung deſſelben Gegenſtands käme, auch nothwendig dieſe meine jetzige individuelle Gemüthsſtimmung mit ſich bringe. Sogar in Anſehung meiner ſelbſt wäre ein ſolches Geſchmacksurtheil gar ſehr veränderlich, und es wäre nicht einmal für mich ſubjektiv möglich demſelben meine Beyſtimmung jederzeit zu geben; da an die Stelle dieſer meiner gegenwärtigen Stimmung, die ich jetzt zum Beſtimmungsgrunde meines Urtheils über den Gegenſtand nehme, gar leicht und plötzlich eine andere, und wohl gar die entgegengeſetzte, treten kann. Mein Urtheil über denſelben Gegenſtand würde alsdann ganz anders und ſo gar entgegen geſetzt ausfallen. Es würde nun der Gegenſtand das nicht mehr ſeyn, was er zuvor war; ſtatt eines zuvor ſchönen Gegenſtandes erblickte ich nun einen häßlichen, und ſtatt des häßlichen einen ſchönen.

Es iſt nach allen dieſem kaum noch zu bemerken nöthig, daß die Art der Empfindung, die der Grund der hier von dem Verf. aufgeſtellten Art von Schönheit ſeyn ſoll, ſich nicht aus der Vernunft herleiten, und dieſe Art von Schönheit ſelbſt auf Prin-

> hung gewiſſer Gegenſtände, Bilder, Vorſtellungen, Gedanken und Handlungen auf die Geſetze des Verſtandes, der ſpekulativen, (theoretiſchen) oder praktiſchen Vernunft Vergnügen erregen.“

Es hätte doch wohl vor allen Dingen in Erwägung gezogen werden ſollen: ob denn auch blos durch Beziehung der Gegenſtände, Bilder, Vorſtellungen ꝛc. auf die Geſetze des Verſtandes ꝛc. Empfindungen, d. i. Modifikationen des Gefühls der Luſt und Unluſt, möglich ſind? Gegenſtände, Dinge der Natur, Erſcheinungen können ſich nur mittelſt der Anſchauungen auf den Verſtand beziehen, ſo auch die Bilder, die wir uns von Dingen blos in der Einbildungskraft zuſammenſetzen, und Objekte der innern Anſchauung ſind. Vorſtellungen laſſen ſich nur in ſofern auf den Verſtand beziehen, als ſie Anſchauungen ſind; Gedanken ſind ſchon ein auf Verſtand bezogenes, durch den Verſtand begriffenes angeſchautes Mannichfaltiges. In Anſehung ihrer, als ſolcher, hat der Verſtand, als ſolcher, ſeine Operation ſchon an ihnen vollendet; ſie ſind Gegenſtände der theoretiſchen (natürlichen oder ſpekulativen) Vernunft. Auf dieſe ſind Gegenſtände außer unſerer Vorſtellung nur mittelſt der Begriffe, die ſich der Verſtand aus dem Mannichfaltigen ihrer Anſchauungen formiret hat, beziehbar, ſo auch die Bilder und Vorſtellungen, welche Anſchauungen ſind. Auf die praktiſche Vernunft beziehen wir außer unſerm Bewußtſeyn exiſtirende

Objekte, in wie fern wir ſie zu Gegenſtänden unſers Begehrungsvermögens machen; ſo auch Bilder, Vorſtellungen, Gedanken und Handlungen, in wie fern ſie Objekte unſerer Vorſtellungen ſind, die von uns wirklich gemacht werden ſollen. In keinem von allen dieſen Fällen kann durch die Beziehung auf den Verſtand und die theoretiſche und praktiſche Vernunft ein Gefühl zu Stande kommen. Wenn geſagt wird, Gegenſtände beziehen ſich auf den Verſtand oder theoretiſche Vernunft, ſo heißt das weiter nichts, als es iſt ein Verhältniß zwiſchen den Objekten und dem Verſtande und der Vernunft mittelſt der Anſchauungen und Begriffe vorhanden, und dieß Verhältniß kann kein anderes als das eines Begriffes von dem Objekt, eines Urtheils über daſſelbe, und eines Vernunftſchluſſes in Anſehung deſſelben als Subjekts ſeyn; und eine gleiche Bewandniß hat es auch, wenn die Objekte bloße Bilder und Anſchauungen ſind. Begriffe ſind ſelbſt etwas von dem Verſtande Hervorgebrachtes, und das Verhältniß derſelben zu dem Verſtande kann kein andres, als das der Würkung zur Urſache, des Wirklichſeyns zur Cauſſalität ſeyn. Wenn Handlungen Objekte des Verſtandes und der theoretiſchen Vernunft ſind, ſo iſt das Verhältniß, das zwiſchen ihnen obwaltet, das der Erkenntniß ihrer als etwas Geſchehenen, würklich oder wahrſcheinlich Erfolgten, ihrer Möglichkeit u. ſ. w. Wenn endlich Objekte der Vorſtellungen, Handlungen ꝛc. auf die praktiſche Vernunft bezogen werden, ſo heißt das weiter nichts, als wir halten das Objekt, die Handlung an das Geſetz der praktiſchen Vernunft, um durch daſſelbe entſcheiden zu laſſen, ob wir ſie würklich machen ſollen, oder um die Moralität derſelben, im Fall ſie bereits wirklich wären, nach jenem Geſetze zu beurtheilen. Alſo iſt in allen dieſen Fällen durch eine Beziehung der Gegenſtände ꝛc. auf Verſtand und theoretiſche und praktiſche Vernunft das gar nicht möglich, was Empfindung oder Modifikation des Gefühls der Luſt und Unluſt genannt wird. Dieſes kömmt, wie ich bereits oben gezeigt habe, vielmehr nur dadurch zu Stande, wenn Vorſtellungen auf das Subjekt ſelbſt, d. i. auf das Gefühl der Luſt und Unluſt, bezogen werden. Da alſo das, was jene von dem Verf. angeführten Beziehungen bewürken, nicht Empfindungen, ſondern entweder Erkenntniſſe oder Begehrungen ſind, ſo kann denſelben auch nichts entſprechen, was ſchön zu nennen wäre. Denn ein Gegenſtand, in wie fern er ſchön ſeyn ſoll, darf ſich nicht auf den Verſtand und die theoretiſche Vernunft, oder welches einerley aber präciſer iſt, die Vorſtellung des Gegenſtandes darf ſich nicht durch den Verſtand auf das gegebene Objekt ſelbſt beziehen, und eben ſo wenig auf Würklichmachung des blos vorgeſtellten Gegenſtandes oder der Handlung, die das Materiale der Vorſtellung ſind. Im erſtern Fall wird blos Erkenntniß des Objekts, ein Erkenntnißurtheil, das nicht äſthetiſch, ſondern logiſch iſt, bewürkt; im zweyten wird es begehrt, es entſteht ein Intereſſe, d. i. ein Wohlgefallen, das mit der Vorſtellung der Exiſtenz des Gegenſtandes verbunden iſt. Man verlangt aber, wenn gefragt wird, ob ein Gegenſtand ſchön ſey, weder zu wiſſen, was man ſich von demſelben als Erſcheinung für einen Begriff macht, (und alle Vorſtellung der Schönheit geht verloren, wenn man Gegenſtände blos logiſch, nach Begriffen, beurtheilt,) noch zu wiſſen, ob uns an der Exiſtenz des Objekts etwas gelegen ſey, oder auch nur gelegen ſeyn könne; ſondern nur, wie wir das Objekt in der bloßen Betrachtung beurtheilen, und ob die bloße Vorſtellung des Objekts mit Wohlgefallen begleitet ſey, ſo gleichgültig man auch immer in Anſehung der Exiſtenz des Objekts der Vorſtellung ſeyn mag. Da nun weder Begriffe noch ein intereſſirtes Wohlgefallen Gründe zu unſern Urtheilen über Gegenſtände als ſchöne abgeben, und nach dieſen Beſtimmungen gar keine Schönheiten ſtatt finden können, ſo iſt auch die Frage, ob ſich dieſe (angeblichen) Schönheiten auf Vernunftprincipien zurück führen laſſen, völlig grundlos und unmöglich.

Zum Beſchluß laſſen Sie uns den Hauptinhalt dieſer Betrachtung recapituliren, um ihn mit einem Blicke zu überſehen:

Es giebt Geſetze des Geſchmacks.

Dieſe ſind in den Geſetzen der Vernunft gegründet.

Um jene Geſchmacksgeſetze kennen zu lernen, muß der Begriff der Schönheit beſtimmt, oder wenn das nicht geſchehen kann, wenigſtens ſein mannichfaltiger Inhalt kritiſirt (entwickelt) werden.

Dieſer Begrif oder dieſer ſein mannichfaltiger Inhalt beſteht darin, daß Schönheit angenehme Empfindungen bewürke.

Nun giebt es aber angenehme Empfindungen, die blos durch die Vernunft ſelbſtthätig hervorgebracht werden.

Folglich giebt es auch angenehme Empfindungen, und mithin auch Geſetze des Geſchmacks, die in den höchſten Vernunftgeſetzen gegründet ſind.

Die Antworten auf alle dieſe Sätze können Sie ſich, mein Freund, nach dem Inhalte der darüber angeſtellten Prüfungen, durch ein beſtimmtes Ja und Nein, ſelbſt hinzuſetzen, und ſodann auch das Reſultat meiner Kritik gar leicht ſelbſt ziehen. Leben Sie wohl.

II.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf
Geſängen; von Alxinger. Leipzig, 1791.
bey Göſchen. 482 Seiten, gr. 8.
(Mit lateiniſchen Lettern.)

Die romantiſche Poeſie ſcheint beym erſten Anblick unter den ſchwerern Dichtungsarten die leichteſte zu ſeyn. Die Feſſeln, welche den Flug des epiſchen und dramatiſchen Dichters hemmen, ſind in dem wundervollen Lande der Feen, Zaubrer und Rieſen größtentheils unbekannt, und die Einbildungskraft ſchaft ſich hier Geſtalten und Scenen mit nicht viel weniger Freyheit als im Traum. Es ſoll ja nur die Neugierde des Leſers gereizt, es ſollen ihm Bilder von aller Art und allen Farben vorgeſchoben werden. Was liegt daran, wenn der Zuſammenhang bisweilen verletzt, wenn der Knoten nicht aufgelöſt, ſondern zerhauen, wenn die Einheit der Charaktere nicht immer auf das ſtrengſte beobachtet wird? Was iſt leichter zu machen, als ein Mährchen, und was anders als ein verſifizirtes Mährchen iſt das romantiſche Gedicht?

Ja wohl, was iſt leichter als ein Mährchen, oder eine Rittergeſchichte vom gewöhnlichen Schlag? Man wählt einen Helden, giebt ihm einen bedeutenden Namen, und rüſtet ihn mit allen Gaben der Natur auf das freygebigſte aus. Er bezaubert die Schönen durch ſeine Geſtalt, und die Männer durch ſeinen Verſtand; im Rath iſt er weiſer als Neſtor; in der Schlacht verderblicher als Achill. So iſt die Hälfte der Arbeit gethan. Der junge Held findet eine Schöne, die in ihrer Art ein eben ſo großes Wunder iſt, als er, und verliebt ſich in ſie. Mit dieſem Augenblick fangen die Schwierigkeiten an. Ein Heer von Zauberern und Rieſen widerſetzen ſich ihm. Er thut Wunder über Wunder; denn bey jedem Schritt, den er thut, bietet ſich ihm ein Abentheuer an. Mit jedem Schwertſtreich ſchlägt er eine hundertköpfige Hyder zu Boden, bis er ſich endlich durch tauſend Kämpfe, die ihm nichts mehr als einige Lücken in ſeinem Schwerte koſten, den Weg zu dem Bette ſeiner Geliebten bahnt.

Dieß iſt der Inhalt der meiſten Gedichte dieſer Art, welche ihrem Verfaſſer gemeiniglich eben ſo wenig Mühe gekoſtet haben, als ſie dem Leſer Vergnügen machen. Ein ſolches Wunderwerk iſt fürwahr nur für Kinder, und auch dieſe ſchlafen nicht ſelten dabey ein. Ein Gedicht, das nur der Einbildungskraft allein Beſchäftigung giebt, und ſtatt den Verſtand in das Intereſſe zu ziehn, die Geſetze deſſelben jeden Augenblick übertritt, wird uns über lang oder kurz unſchmackhaft ſcheinen. Wären die Bilder, welche der Phantaſie vorgeſchoben werden, auch noch ſo glänzend und mannichfaltig, ſo werden ſie uns doch zuverläßig ermüden, wenn der Dichter nicht einen Sinn in ſie zu legen gewußt

hat,

mer blühende Einbildungskraft, welche nicht nur neue Bilder zu ſchaffen weiß, ſondern ſie auch mit den hellſten und ſchönſten Farben beleuchtet; und einen höchſt gebildeten Verſtand, der ſeine Keime auch ſelbſt da hervortreibt, wo die üppigen Ranken der Phantaſie ſie zu erſticken drohn. Schön, anmuthig und mannichfaltig müſſen die Geſchöpfe der romantiſchen Welt ſeyn, damit ſie jedermann anziehn; aber auch geiſtvoll und ſittlich, damit der Mann von Verſtande gern unter ihnen weile.

Wir müßten uns ſehr irren, oder dem Verf. des Bliomberis fehlt es gerade an der erſten dieſer unerläßlichen Erforderniſſe. Schon in ſeinen frühern Gedichten war ein Mangel an Einbildungskraft, an tiefem und innigem Gefühle nur allzu ſichtbar; man bemerkte nur allzu leicht, daß Beleſenheit und Fleiß den wahren poetiſchen Geiſt erſetzen ſollten; und daß Herr von A. mehr aus Vorſatz, als aus wahrer innern Kraft, als aus Drang und Begeiſterung dichtete. Der billige Kunſtrichter entdeckte in ihnen manche einzelne Schönheiten, glänzende Verſe, glückliche Beſchreibungen, gründliche Reflexionen; aber nichts von jenem Feuer des Genies, welches die einzelnen ſchönen Theile zu einem Ganzen zuſammenſchmilzt, in welchem man keine Fuge mehr zu entdecken im Stande iſt; nichts von der glücklichen Leichtigkeit, die jede Art der Empfindung, jede Bewegung des Herzens auszuſprechen und in die Seele des Leſers überzutragen vermag; ſelbſt nicht die Gewalt über das Mechaniſche der Poeſie, die angewandte Mühe zu verbergen,

bergen, dem Vers und dem Ausdruck das Anſehn einer augenblicklichen, müheloſen Geburt zu geben. Die Poeſien des Hrn. von A. gewähren daher ſelten einen reinen Genuß. Man fühlt es gar zu ſehr, daß ſich ihm das Schöne und Wohlgefällige nicht darbiethet, ſondern daß er es aufſucht. Faſt immer hört man mehr den Gelehrten von glücklichem Gedächtniß, der aus dem Vorrath ſeiner Lektüre das Schönſte auswählt und ſeinem Werke einpaßt; als den Mann von Genie, der die Ideen Andrer ſo mit den ſeinigen verwebt hat, daß ihr erſter Urheber ſie nicht mehr als ſein Eigenthum zurückfodern, ja ſie vielleicht nicht einmal mehr für die ſeinigen anerkennen kann. Der Letztere wird in den meiſten Fällen ſelbſt nicht wiſſen, wem er den Flocken verdankte, aus dem er ſein Werk ausgeſponnen; der erſtere wird ziemlich genau Rechenſchaft geben können, von wem er dieſes oder jenes Bild, dieſen oder jenen Gedanken geliehen hat. Er iſt Nachahmer, wenn jener Original iſt; und wenn ihn nicht ein äußerſt feiner und zärtlicher Geſchmack vor Verirrungen ſchützt, ſo wird er in alle die Fehler verfallen, welche eine bewußte Nachahmung mit ſich führt.

Ein Dichter, deſſen Einbildungskraft nicht durch innere Triebfedern bewegt wird, aus dem geſammelten Stoff eine eigne Schöpfung hervorzubringen, ſondern, von dem Gedächtniß wenig verſchieden, ſich nur mit fremden Bildern begnügt, wird zwar überall Fehltritten und Sünden gegen die Vorſchriften des Geſchmacks ausgeſetzt ſeyn, aber gewiß in keiner

Gattung mehr, als in der romantiſchen. In dieſer Dichtungsart läuft eine kalte Phantaſie jeden Augenblick Gefahr, an die Stelle des Großen und Kühnen, das Abentheuerliche und Groteske zu ſetzen, die erborgten Bilder zu übertreiben, und das in ihnen herrſchende Schöne durch fremdartige Zuſätze zu verunſtalten. Dem Verf. des Bliomberis iſt dieſes unzählige mal begegnet; und außerdem, daß er ſelbſt aus ſeinem eignen Fond wenig Neues, Auffallendes und Intereſſantes gegeben hat, hat er auch die erborgten Güter ſelten zum Vortheil ſeines Werks benutzt. Doch ehe wir uns auf die Beurtheilung der einzelnen Theile dieſes Werkes einlaſſen, wollen wir unſern Leſern den Inhalt deſſelben kürzlich vor Augen legen.

Erſter Geſang. Die Scene eröffnet ſich in der Nähe von Tournay, der Reſidenz des Königes Pharamund, zu welchem Lyonel von ſeinem Vater Bort, Könige von Bretagne, als Geſandter geſchickt iſt. Hier entdeckt Lyonel ſeinem Neffen Bliomberis die Geſchichte ſeiner Geburt und die Schickſale ſeiner Aeltern, welche er ihm bishero verborgen hatte. Nach dem Tode des Königes Ormund, eines Bruders von Bort, war die einzige Tochter deſſelben, Arlinde, unter die Vormundſchaft ihres Onkels gekommen, der ſie, als eine reiche Erbinn, ſeinem Sohn Lyonel beſtimmt. Dieſer fühlte ſich nur allzugeneigt, die Abſichten ſeines Vaters zu erfüllen; als aber Arlinde die Liebe in ſeinem Herzen Wurzel ſchlagen ſieht, entdeckt ſie ihm, daß ſie ihr Herz ſchon einem andern Manne, dem tapfern Palamed, beſtimmt habe. Dieſer kömmt bald darauf von einer Ritterfahrt zurück an Borts Hof, und gewinnt Lyonels Freundſchaft, der ſeiner Liebe entſagt, und Arlinden häufig Gelegenheit verſchafft, ihren Geliebten zu ſehn und zu ſprechen. Er macht ſogar einige Verſuche, Borts Einwilligung in ſeines Freundes Liebe zu gewinnen; aber umſonſt. Bort findet Mittel, die beyden Freunde zu trennen, und Palamedes wird hinterliſtiger Weiſe von dem Könige der Aquitaner gefangen genommen, und erſt nach dem Tode deſſelben unter der Bedingung befreyt, den Ungläubigen das heilige Gefäß, in welches das Blut des Heilandes quoll, abzunehmen. Während Palameds Gefangenſchaft bekömmt Arlinde einen Sohn, (die Frucht ihrer letzten Umarmung,) welchen Lyonel dem Zorn ſeines Vaters entreißt. Dieſer iſt der Held der Geſchichte. Unterdeſſen er in Sicherheit gebracht wird, läßt Bort Arlinden durch ſeinen Marſchall in einen Brunnen ſtürzen. Lyonel ermordet den Marſchall und begräbt die Reſte Arlindens. Bliomberis wächſt unter Lyonels Aufſicht groß, und nun er mündig iſt, nimmt Lyonel Ormunds Reich für ihn in Anſpruch. Bort ſagt es ihm unter der Bedingung zu, daß er vorher eine Schmach räche, die ihm und dem Könige Mark von Sarinen von Pharamund angethan worden. Durch ſeinen Eid verpflichtet, geht jetzt Lyonel nach Tournay, um von dem Könige der Franken Genugthuung zu fodern. Bliomberis faßt nach Anhörung dieſer Erzählung den Entſchluß, ſich ſeines tapfern Vaters durch Thaten würdig zu machen.

Zweyter Geſang. Lyonel und Bliomberis kommen nach Tournay, und kehren bey Arbogaſt ein. Auf Pharamunds Verlangen wird die Kriegserklärung noch einige Tage, bis nach der Geburtsfeyer ſeiner Tochter Celine, aufgeſchoben. Die beyden Fremdlinge nehmen an dem Hoffeſte Theil. Bey einem angeſtellten Wettſtreit ſiegt Bliomberis im Lanzenſchießen, und bekömmt einen Dank aus Celinens Händen. Dieſer Umſtand und noch einige andre Gunſtbezeigungen, die er von der Königstochter erhält, bringen die Leidenſchaft, welche Bliomberis von dem erſten Augenblicke an für ſie empfunden hat, zur hellſten Flamme.

Dritter Geſang. Die beyden Fremdlinge fodern, nach Endigung der Feyerlichkeiten, öffentliches Gehör vom König. Lyonel verlangt im Namen des Königs Mark und ſeines Vaters Erlaß des ihnen auferlegten Tributs, und droht, im Weigerungsfall, mit Krieg. Pharamund wählt den letztern, und ſein Sohn Clodion, eiferſüchtig auf Bliomberis Ruhm, bittet um das Commando. Die feindlichen Truppen haben ſich ſchon an der Gränze zuſammen gezogen, und es kömmt bald zu einer Schlacht. Bliomberis ſiegt, und wird am nächſten Morgen von ſeinem Oheim zum Ritter geſchlagen. Die Nachricht von dem verlornen Treffen kömmt nach Tournay, und Pharamund macht ſich ſelbſt auf. Neue Schlacht. Die Gegenwart des Königs macht den Franken Muth; ſie ſchlagen einen Theil der Feinde in die Flucht, und Lyonel giebt ſich gefangen. Bliomberis bekömmt Gelegengenheit den Clodion zu retten, und kehrt als Geiſel mit Pharamund nach Tournay zurück. Der Beſitz der Länder ſeines Großvaters wird ihm von dem Könige zugeſichert. Clodion zieht auf Abentheuer, um den Schimpf ſeiner Niederlage auszulöſchen. Bliomberis aber gewinnt immer mehr und mehr die Liebe Celinens, die in ihm nun nicht blos den ſchönen und tapfern Mann, ſondern auch den Retter ihres Bruders ſieht. Arbogaſt bemerkt ihre wechſelſeitige Neigung; aber ſeine Warnungen machen keinen Eindruck auf den König, der zuviel auf die Beſcheidenheit des jungen Ritters und den Stolz ſeiner Tochter rechnet.

Vierter Geſang. Lyonel iſt gezwungen ſeinen Neffen, in der wachſenden Gefahr, ſich ſelbſt zu überlaſſen, indem Bothen aus Bretagne ihm melden, daß das Andenken ſeiner Miſſethaten den König Bort in einen ſchrecklichen Wahnſinn geſtürzt habe. Kurz nach ſeiner Abreiſe kömmt es zwiſchen den beyden Verliebten zu einer Erklärung, als Celine, in einer Ballnacht, im Garten ſpatzieren geht, von einem Eber angefallen und von ihrem geliebten Ritter unvermuthet gerettet wird. Dieſes Abentheuer öffnet ihnen den Mund. Sie kehren zur Geſellſchaft zurück, finden ſich aber bald wieder in einem entlegnen Zimmer zuſammen. Bliomberis

— ſieht ihre Hand, die milchweiß von der Krümmung
des Ruhebettes blos für ihn,
den Glücklichen, herabzuhängen ſchien;

ſogleich bemächtigt er ſich deren,
küßt, drückt und drückt, und weiß nicht aufzuhören.

Dieſes zärtliche tête-à-tête wird durch die Ankunft des Königes unterbrochen, der nicht wenig erſtaunt, einen Baſtarden in den Armen ſeiner Tochter zu finden, und — doch das läßt ſich nur in Verſen ſagen:

— — »Du Baſtard, du, nimm dieß!
Die Mitgift iſt für ſolche Freyer.
Er donnert's und — durchbohrt den Jüngling! —
Nein, das wär'
Noch Wohlthat; ach der Grimmige thut mehr!
Kaum darf mein Ritterlied es ſagen,
Er unterſtehet ſich, in's Antliz ihn zu ſchlagen.

Man kann ſich leicht denken, wie unſerm Ritter nach dieſer Scene zu Muthe war. Er hatte dem Könige zwar ſeinen Handſchuh hingeworfen; dieſer aber hatte ſich für zu gut geachtet ihn aufzuheben, und unſerm Bliomberis bleibt nichts übrig als nach Hauſe zu gehn. Hier erhält er zum Troſt eine Einladung von Celinen, die ihn in ihre Kammer beſtellt. Bliomberis ſteigt an einer Strickleiter in die Höhe, und — wird vom Könige geſehn, deſſen Wuth nur durch die Klugheit des weiſen Arbogaſt gemäßigt wird. Zum zweytenmal in dieſer Nacht ſtört er die Umarmungen der Verliebten. Celine tritt ihm mit Muth entgegen, und erinnert ihn, daß die Leiter, worauf Bliomberis zu ihr hinauf geſtiegen, dieſelbe ſey, deren ſich Pharamund

zu befreyen. Es entſteht ein verzweifelter Kampf, deſſen Härte folgende Verſe ſehr lebhaft ſchildern:

Hier fliegt ein breiter Kopf, und dort ein rauher Arm,
Deß Finger noch die Keul umklammern.
Schon ſchmolz der räuberiſche Schwarm
auf ſieben, drey ſind todt, zwey ſchwer Verwund'te jammern.
Ihr Hauptmann tritt dem Einen auf die Stirn,
Worein das Schwerd des Ritters eine Wunde
gefurchet, tritt, daß blutiges Gehirn
Ihm an der Ferſe hängt, und ruft: Still da, ihr Hunde!
Du aber, Teufelskerl, nimm dieß u. ſ. w.

Nachdem dieſer Kampf glorreich geendigt worden, ruft Bliomberis auch den Bruder der Dame, welcher ohnmächtig im Gebüſch liegt, zum Leben zurück. Blanka, dieß iſt der Name der geretteten Dame, erzählt ihre und ihres Bruders Perceval Geſchichte. Sie reiſen nach Tournay hin. Bliomberis, jetzt Celian genannt, begleitet ſie ein Stück Wegs, und kömmt mit ihnen an ein Schloß, in welchem der Ritter ein neues Abentheuer zu beſtehen findet. Er befreyt den Ritter Palißant vom Scheiterhaufen, und erlegt den Herrn des Schloſſes, den Heyden Mandragor, der ſich vergebens in einen feſten Thurm verkriecht. Denn (50)

Ein Schlag noch mit dem Degenknopf
und krak, ab ſind die Angeln; leichter ſpringen
die Henkel nicht an einem irdnen Topf.

Nach Endigung der Arbeiten, macht Palißant zum Abendeſſen Anſtalt. (60)

Der ganze Schwarm der Knecht' und Mägde querlet
nun in dem Schloß herum —

— unſre Sieger greifen zu,
ſie leeren Flaſchen aus, ſie häufen Thierſkelette.

Sechſter Geſang. Palißant erzählt ſeine und Mathildens (einer in Mandragorens Burg eingeſchloßnen Dame) ärgerliche Geſchichte, und kramt antiplatoniſche Grundſätze zum großen Scandal ſeines Zuhörers Bliomberis aus. Den folgenden Tag bringt Bliomberis noch in dieſer Geſellſchaft zu und nimmt dann ſeinen Weg nach Ligurien hin. Unter den Hirten an dem Ufer der Loire wüthet ein Rieſe, der ſich mit dem Fleiſche von Lämmern und mannbaren Mädchen nährt; ein wahres Ungeheuer.

Der armen Hirten größter reicht
kaum bis an ſeine langen Schenkel.

(vergl. V. Geſ. 12.) Man iſt im Dorfe eben im Begriff, das Loos über ein Mädchen zu ziehn, das ihm als Opfer dargebracht werden ſoll. Bliomberis ſchlägt den Rieſen todt, und giebt das Mädchen ihrem Bräutigam zurück.

Siebenter Geſang. In dieſem Geſang kömmt unſer Ritter nach Maßilia. Schon in der

Ferne hört er ein kriegeriſches Getön und freut
ſich darob

Gut, denkt der Held entzückt, hier ärnd' ich wieder
Ehre.

Er überreicht der Königinn Palmyre ein Empfehlungsſchreiben der Dame Blanka und wird mit Freuden aufgenommen. Der Staat wird von dem Könige Garamant bedroht, und unglücklicherweiſe iſt Leodat, der Schutzgott des Landes und der Verlobte der Königinn, abweſend. Da dieſe nichts beſſers zu thun weiß, erzählt ſie dem jungen Helden ihre Geſchichte: (10)

Doch höret nun auch mein und Leodats Geſchichte.
Mir leiſtet Blankens Brief, noch mehr
als dieſer, jeder Zug in euerm Angeſichte
Für eure Treu hinlängliche Gewähr.
Man muß ein Engel ſeyn mit dieſen Engels-
zügen;
Die Tochter Gottes, die Natur,
Webt ſolch' ein Feyerkleid für wenig Seelen nur,
und webt es ſicher nicht, uns andre zu betrügen.

Bliomberis übernimmt das Commando; der Feind nähert ſich, und lagert ſich vor die Stadt. Bey einem Ausfall dringt Lyſidor, ein Mauritanier und Liebhaber der Tochter des Königes Garamant, in die Mauern und zündet ein Vorrathshaus an. Dieſer Unfall macht den Entſatz der Stadt nothwendiger, und ein Greis, Galamen, entſchließt ſich mit ſeinem Sohne Timander ſich durch das feindliche Heer zu ſchleichen und dem Leodat Nachricht von der Lage der Sache zu bringen. Sie fallen einem Trupp von Feinden in die Hände und kommen ſtreitend um.

Achter Geſang. Die Häupter der Erſchlagnen werden vor dem Lager aufgepflanzt, und von den Einwohnern Maſſiliens erkannt. Die Verzweiflung der Mutter Timanders erregt einen Aufruhr gegen Bliomberis. Sie ruft dem Volke zu:

O! niederträchtig Volk, das Landdurchſtreichern fröhnt;
Ligurer, nein, Ligurerinnen!
Sonſt würde jetzt ſchon Blut von euern Dolchen rinnen,
Das Blut des Knaben, der euch höhnt.
Der tapfre Leodat, der zog vor euern Schaaren
Der erſte her, und theilte die Gefahren.
Ach! wenn der Held in dieſen Mauern wär',
ſo ſteckte nicht ihr Haupt auf unſrer Feinde Speer.

Bliomberis ſtellt ſich dem wüthenden Volke entgegen, und reißt es den Mauritaniern entgegen. Er dringt in das Lager ein, nimmt den König gefangen und ſchleppt ihn mit ſich in die Stadt; Lyſidor dringt ihm nach und bietet dem Ritter einen Zweykampf an. Garamant verhindert es. Der Friede wird hergeſtellt, und die Mauren ziehen ab. Kurz darauf kömmt Leodat an, und lernt den Sohn Palamedens kennen.

So reichen auf dem Libanon
zwey Cedern ſich die brüderlichen Aeſte

und beyder Haupt erſteigt die Wolken; ſo umfahn
Die Helden ſich, ihr Ruhm ſteigt Himmel an.

Bliomberis ſetzt ſeine Reiſe nach Afrika fort. Ein Seeſturm treibt ſie nach Corſika, wo Lykanus herrſcht, der keinen Fremden von hinnen ziehn läßt, ohne ſich auf den Cäſtus mit ihm herumgeſchlagen zu haben. Bliomberis nimmt die Ausfoderung an, und ſchlägt ihn zu Boden. Von hier aus ſeegelt er weiter nach Sardinien. Der Adel hat ſich hier gegen ſeinen Tyrannen empört, und auch Bliomberis ergreift die Sache der Freyheit und des Rechts.

Neunter Geſang. Der edle Monzibal, der Schwiegervater des Königs, ſteht ihm bey, und ſein Beyſpiel hat mehrere auf die Seite des Tyrannen gezogen. Die beyden Heere begegnen ſich. Bliomberis fodert, vor Anfang der Schlacht, Monzibal zum Zweykampf heraus, und beweiſt ihm, daß das Recht der Könige kein göttliches Recht ſey. Monzibal wird zur Erde geworfen, und jetzt entdeckt ihm ſein Arzt, daß Leonore, ſeine Tochter, durch Gift von ihrem Gemahl getödtet worden. Der Arzt und der Mundſchenk des Königes beſtätigen dieſe Anklage. Bliomberis wird zum Richter des Tyrannen niedergeſetzt. Ein Menge Ankläger treten auf. Oſſakar wird ſeiner Würde entſetzt und enthauptet. Monzibal wird an ſeine Stelle zum König ernannt. Den andern Morgen ſetzt Bliomberis ſeine Reiſe fort, und kömmt nach Mauritanien, wo man gerade Geſenen, die Tochter Garamants,

mants, und Lyſidors Verlobte, den Löwen vorwerfen will, einem alten Geſetze zufolge, welches jedes Mädchen zu dieſer Todesſtrafe verdammt

die die Frucht
der Wolluſt außerm Bett geweihter Eh' verſucht.

Nun war aber Vaſaon, Lyſidors Bruder, darauf geſtorben,

Daß er in frecher Nacht den Kelch verliebter Luſt
mit der Prinzeſſinn ganz geleeret.

Nur unter der Bedingung, daß ſich ein Kämpfer findet, der den Löwen beſiegt, wird ſie frey. Bliomberis eilt ihr zu Hülfe, und kömmt gerade an, da der Löwe einen unbekannten Mann, der ſich ihm mit geſchloſſenem Helm entgegengeſtellt hat, niederwirft.

Die Borſten ſeines Bartes ſtehn
wie Eiſendrath vom Rachen weg, er lecket
mit ſcharfer Zunge dran, die weit hinaus ſich ſtrecket.
Die flammenvollen Augen drehn
ſich hin und her, der Schweif ſchlägt an die Weichen.

Bliomberis erwürgt den Löwen, und befreyt den unbekannten Ritter, der niemand anders iſt als Lyſidor. Bliomberis dringt darauf, das Geſetz aufzuheben, und nun wird allen Schwachheitsſünden für die Folge Verzeihung zugeſagt. Das Volk weiß nicht, wie es dem edeln Ritter für dieſes neue Verdienſt genug danken ſoll:

Ihn preiſt der Aeltern Schaar, ihm jauchzt der Jüngling zu,
ihm weinen Dank ſogar die keuſchen Schönen, —
Doch mädchenhaft verbergen ſie die Thränen.

Es entdeckt ſich nunmehr, daß Geſenens Kammerjungfer an dem ganzen Irrthum ſchuld war, die Vaſaon anſtatt der Prinzeſſinn umarmt hatte. Lyſidor und Geſene heirathen ſich.

Zehnter Geſang. Bliomberis kömmt in den Gau der Eingeweihten, und wird unter vielen Ceremonien in den Orden der Roſenkreuzer aufgenommen. Hier findet er ſeinen Freund Arbogaſt, und erhält Nachricht von Celinen. Den Vortheil der Einweihung erfährt Bliomberis ſogleich auf ſeiner Rückreiſe. Er beſteigt mit Arbogaſt einen Kahn, der weder Steuermann noch Ruder hat.

Doch tanzt er leicht, wie bey dem Hochzeitreigen
ein Bräutigam, dahin auf ſpiegelgleicher Bahn
und langt in Gallien nach ſieben Stunden an.

Arbogaſt räth nun ſeinem jungen Freund nach England zum König Artur zu ziehn, welcher ein Turnier ausgeſchrieben hat, um, wo möglich, einen Platz an der Tafelrunde zu verdienen. Unterwegs kehrt er bey dem König von Aquitanien, Radagond, ein, und erfährt hier, daß Palamed vor nicht langer Zeit da geweſen, und den heiligen Napf gebracht, aber zugleich verlangt habe, ihn zum König Artur zu ſchicken. Radagond vertraut ihn dem jungen Ritter an. Unterwegs findet er Clodion, von einem ſchwarzen Ritter aus dem Sattel gewor-

dem Pferde, hinter ihm jagt Clodion her, und hinter Clodion ein Alter, den ſein Pferd ſchleift. Bliomberis macht den Alten los, der zum Dank einen Strom von Läſterungen gegen den Himmel von frechen Lippen gießt, und eilt ſeinem Freunde Clodion zu Hülfe, der mit dem Rieſen am Eingange ſeiner Höle im Kampfe begriffen iſt. Als der Rieſe ſich nicht länger wehren kann, läßt er einen fürchterlichen Greifen, mit Federn ſtarr, wie Eiſendrath und Fauſt dicken Krallen auf die beyden Ritter los. Der Kampf wird dadurch nur etwas verlängert, aber der Sieg fällt doch, wie natürlich, den Rittern zu. Arabelle wird nun aus der Höle befreyt und Clodion erlaubt ſich eine Umarmung, in welcher

— ſeine männliche mit ihrer ſanften Seele
durch einen langen Kuß in Eins zuſammen floß.

Die ganze Geſellſchaft begiebt ſich nach Maragöſſens — ſo heißt Arabellens Vater — Palaſt, und bey einem Glas Wein giebt der Alte unſerm Ritter von ſeinen ausgeſtoßnen Läſterungen Rechenſchaft.

Eilfter Geſang. Maragoſſens Syſtem wird von Bliomberis widerlegt. Der Alte wird von der Beredſamkeit und den Gründen des jungen Ritters hingeriſſen:

O wunderbarer junger Mann
Nehmt mich von heut zu euerm Schüler an.
Verſprecht mir lange noch auf meinem Schloß zu weilen,

ich will dafür mit euch, was ich beſitze, theilen.
Mein Kind, dafern es euch gefällt,
Dafern euch Liebe nicht in andern Banden hält …
Doch ich vergeſſe! … ſagt, wie kann ich oft euch
ſehen?
O! gerne ließ ich mich an euern Mantel nähen.

Bliomberis benutzt dieſen Augenblick, um die Einwilligung des Alten zu Arabellens und Clodions Liebe zu erhalten; und reiſt hierauf weiter nach Cramalot, Arturs Reſidenz. Unterwegs findet er Perceval, mit ſeinem Schwager Gilricke, und zieht Nachricht von Celinen ein. Beym Turnier tritt ein unbekannter Ritter auf, und wirft die beſten Kämpfer in den Sand. Nur Bliomberis hält ſich gegen ihn. Sie bleiben ſich gleich und tauſchen die Schwerter. Bliomberis erkennt, daß er mit Pharamund gefochten habe. Sitzung der Tafelrunde. Zwey Ritter machen auf den leeren Platz Anſpruch, den kein Unwürdiger füllen darf. Lynnegard, ein Sklave der Sinnlichkeit, der, wenn die Unſchuld ſchreyt, lacht, und zehn Damen

mit viehiſcher Gewalt die ſchöne Blum' entriſſen,
die Hymen ſelbſt oft unbefuget bricht.

ſetzt ſich frech auf den Stuhl, und wird von magiſchen Flammen verzehrt. Hierauf nimmt Bliomberis den Sitz ein, und wird deſſelben würdig geachtet. Lyonel iſt Zeuge der Ehre, die ſeinem Neffen wiederfährt, meldet ihm Borts ſchreckenvollen Tod, und ſeegelt mit ihm nach Gallien.

Zwölfter Geſang. Dieſer Geſang fängt mit einer Apoſtrophe an die Liebe an:

— weyhe du mit ſanfter Hand
die Leyer deines Freunds zum letzten der Geſänge
beſonders ein, daß die erſtaunte Menge,
die nichts begehrt und ſchätzt, als Gold und Ehrentand,
es ſehe, wie du ſelbſt den Todeskelch verſüßeſt,
und Seelen, die du deine Laſt
Zu tragen allbereit und treu gefunden haſt
Unmerklich weg von blaſſen Lippen küßeſt.

Die Freyer verſammeln ſich in Pharamunds Pallaſt, und Arbogaſt ſtellt eine Prüfung der würdigſten an. Es werden ihrer achte ausgeleſen. Zuerſt turnirt Paliſſant, der Antiplatoniker, und wirft ſechs Ritter in den Sand. Das letzte Loos iſt Celians, und als Celinens Herz für das Schickſal ihres Geliebten und ihr eignes zittert, hält Paliſſant ſeinen Zelter an, lenkt ſeitwärts, und bricht den Speer ab. Mit ſeinem Retter verlangt er nicht zu kämpfen. Als Bliomberis ſchon nach dem Throne geführt wird, um den Dank zu empfangen, erſcheint der ſchwarze Ritter auf der Rennbahn und wirft dem Bliomberis den Handſchuh hin. Eine Menge Ritter ſind bereit zu fechten; Bliomberis läßt es nicht zu. Zwey Stunden kämpfen ſie, als der ſchwarze Ritter ſeinem Gegner das halbe Bruſtſtück weghaut und Bliomberis ihm den Helm ſpaltet und ſeine Stirne verwundet. Indem jener nach der entblößten Bruſt des andern zielt, erblickt er das Ordenskreuz und wirft in dieſem Augenblick den Degen von ſich. Er geſteht ſeinem Gegner den Vorrang zu und giebt ſich zu erkennen. Es iſt Palamed, welcher gehört hatte, ſein Sohn Bliomberis ſey von Pharamunds Hofe verſtoßen worden und auf ſeiner Fahrt umgekommen. Er war gekommen, ihn zu rächen. Allgemeine Freude über die glückliche Erkennung. Doppelte Hochzeit zwiſchen Clodion und Arabellen, Bliomberis und Celinen. Der Dichter führt uns — damit niemanden ein Zweifel übrig bleibe — endlich ans Brautbette. Die Zofen ziehen ſich zurück —

— — — o! wehe nun Celinen!
ſie liegt und zittert; nah' und immer näher droht
der Zagenden der Liebe ſüßer Tod.
Ihr Held beſteigt das Bett — zu rauſchen die Gardinen.

Den andern Morgen findet man Lyonel in den letzten Zügen. Er hatte in der Nacht Gift genommen. Nur ſo lange hatte er leben wollen, bis er das Glück ſeines Zöglings gegründet ſähe. Er glaubt nun alle ſeine Pflichten erfüllt zu haben, und eilt ſeiner Arlinde zu.

— — — Ihr Theuern lebet wohl!
Gott und Arlinde winkt, ich ſcheide gern; wir finden
Uns wieder . . . . . denkt . . er ſchwieg und iſt ſchon bey Arlinden.

* * *

Einen Theil der Erfindung dieſes Gedichts, obgleich nicht vielmehr als die erſte Anlage, dankt der Verf. einer Novelle des Ritter Florian. Er hat das Verdienſt, mehr Zuſammenhang in die Begebenheiten gebracht, und ſie folglich intereſſanter gemacht zu haben, als ſie bey dem Franzoſen ſind. Aber viele Mühe kann ihm die Erfindung der Begebenheiten dennoch nicht gemacht haben. Es ſind ſo ziemlich die gewöhnlichen Ereigniſſe einer jeden Rittergeſchichte, ohne große Mannichfaltigkeit, und, was noch ſchlimmer iſt, ohne ſonderliche Verbindung. Die Verwicklung der Geſchichte fängt da an, wo ſich Pharamund der Liebe des Jünglings zu ſeiner Tochter widerſetzt, und ſie ihm nur unter der Bedingung zuſagt, daß er ſich ihrer Hand durch ausgezeichnete Thaten würdig macht. Man kann unſerm Dichter nicht Schuld geben, daß er es ſeinem Helden an Gelegenheit habe fehlen laſſen, dieſe Bedingung zu erfüllen; denn beinahe von dem erſten Augenblicke an, wo er ſich auf ſeine Fahrt begiebt, bis auf den letzten Tag, fallen ihm die Abentheuer ſo zu ſagen entgegen. Recht zweckmäßig ſcheinen ſie gerade auf der Straße, die er wählt, und recht eigentlich um ſeinetwillen entſtanden, und jedesmal ſo weit gediehen zu ſeyn, daß es nur noch eines entſcheidenden Streiches bedurfte, um den Knoten zu löſen. Was iſt armſeliger, als die Erfindung vom fünften bis zum eilften Geſang? und wie gleichgültig läßt uns der Dichter bey allen Gefahren, in die er ſeinen Helden ſtürzt, weil wir doch gleich ſehn, daß Er, nicht das Schickſal, es darauf angelegt hat, ihn eine beſtimmte Anzahl von Abentheuern beſtehen und glorreich in die Arme ſeiner Geliebten zurückkehren zu laſſen. Welche Begebenheiten aber intereſſiren uns am meiſten in der wirklichen und in der Fabelwelt? Gewiß nicht diejenigen, deren letztes Ziel wir gleich beym Anfang der Reihe ſo klar vor uns liegen ſehen, daß uns kein Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung übrig bleibt; aber wohl die, welche ſich aus einer anſcheinenden Verwirrung, in welcher nichts deutlich zu erkennen war, nach und nach ablöſen, und die Vernunft auf einen, anfangs nur geahndeten Zweck hinführen. Eine ſcheinbare Unordnung aufzulöſen und Ordnung in ihr zu entdecken, das iſt es, was den Geiſt thätig erhält; das iſt das Vergnügen, welches wir in dem pragmatiſchen Gedichte ſuchen. Eine ſo ſichtbare und planmäßige Ordnung aber, als wir in den Begebenheiten des Bliomberis finden, verräth ſogleich den Dichter, welcher abſichtlich erſindet, und führt uns von der Idee der Natur weit ab, in welche unſer Verſtand Abſichten legt. Wir werden ſogleich gewahr, daß das, was wir leſen, ein Gedicht iſt; wir werden gewahr, daß man uns täuſchen will, und in dieſem Augenblicke iſt alle Täuſchung dahin.

Und wie unerträglich iſt nicht die Einförmigkeit, die in dieſem Theile des vor uns liegenden Gedichtes herrſcht! Eine Gefahr folgt auf die andere und wird durch den Muth und die Klugheit des jungen Helden beſiegt; ohne daß zwiſchen dieſen einzelnen Vorfällen ein anderer Zuſammenhang ſtatt fände, als den die Perſon des Helden hineinbringt. Sie ſind zuſammengereiht wie die Perlen eines Roſenkranzes, und werden eben ſo der Reihe nach abgezählt, ohne einen Eindruck in der Seele des Leſers zurückzulaſſen. Die dem romantiſchen Gedicht ſo nothwendige Verflechtung der Begebenheiten ſcheint unſerm Dichter ganz unbekannt. Würde uns der wüthende Roland ſo feſſeln, ohne dieſe künſtliche Verſchlingung ſo vieler Fäden, die ſich am Ende doch auflöſt, weil die Schickſale der meiſten Perſonen ſo unter einander verbunden ſind, daß die Begebenheiten der einen gewöhnlich einen Punkt in dem Leben der andern aufklären? Was ſcheint beym erſten Anblick verworrener, als die Geſchichte der vier Facardin? Gleichwohl hängen die Schickſale aller dieſer zerſtreuten Perſonen genau zuſammen, und die Bemerkung dieſes Zuſammenhangs iſt es, welche den Leſer bey jedem Schritt angenehm überraſcht, ſeine Neugierde immer geſpannt, und das Intereſſe immer gleich lebhaft erhält. Wie viel dürfte es wohl Leſer geben, die den Bliomberis nicht bey jedem Geſang, ohne ſich die mindeſte Gewalt anzuthun, weglegen könnten?

In einigen epiſodiſchen Erzählungen iſt Hr. von A. der Spur älterer Dichter gefolgt, die er in der Nachrede zum Theil ſelbſt angezeigt hat. Die Beſchreibung der Kämpfe im zweyten Buch ſind dem Homer und Virgil nicht unglücklich nachgebildet. Aber weit weniger iſt dem Verf. die

zur Ehre, ein unbeſtändiger Wüſtling zu ſeyn. Er iſt von ſeinen Grundſätzen überzeugt, weil ſie ihm bequem ſind; Itiſall iſt es von den ſeinigen, weil er ſie durch eine vielfältige Erfahrung beſtätigt fand. Jener äußert ſie mit einem ſelbſtgefälligen Wohlbehagen, das uns ſehr widerlich ſcheint, aus eignem Willen, unaufgefordert; dieſer, weil ihn die überſpannten Ideen und der Widerſpruch ſeines Gegners reizte. — Wie wichtig dieſer Unterſchied in Rückſicht auf den Eindruck ſey, welchen die Charaktere beyder Helden machen, fällt ohne weitere Erinnerung von ſelbſt in die Augen.

Eben ſo verſchieden wie die Veranlaſſung iſt auch die Art, wie ſie ihre Geſinnungen äußern, und das Licht, in welches ſie ihre Grundſätze ſtellen. Paliſſant ſpricht als ein Wollüſtling, der nur die ſinnliche Liebe kennt, weil er für feinern Genuß keine Empfänglichkeit hat.

— — Wenn ein Liebchen mich verſchmähte, wenn es brach,
wenn, was das Aergſte war, wenn es von Heirath ſprach;
ſo tröſtet' ich mich leicht mit einem vollen Becher
und — einer Andern, denn ihr wißt,
daß hier zu Lande noch kein Mädchenmangel iſt.
So trieb ich ungeſtört mein fröhliches Gewerbe.
Untreue, Grauſamkeiten, Körbe,
die manchen in das Grab befördern — achtet' ich
viel höher nicht als einen Mückenſtich u. ſ. w.

Itiſall dagegen ſpricht durchgängig als ein Mann, welcher überzeugt iſt, daß alle Art der

Liebe, auch der erhabenſte Platoniſmus, endlich auf den ſinnlichen Genuß hinauslauft, ohne doch dieſen für das Einzige zu halten, was der Liebe ihren Reiz verleiht. Jener ätheriſchen Leidenſchaft, welche ſich blos mit Ideen nährt, verſagt er ſeinen Glauben, weil Er noch niemals eine Nymphe unüberwindlich gefunden hat, und weil er ſchließt, daß ohngefähr jeder andre ſo gut, als er, dieſe Erfahrung habe machen können. Der Wunſch, noch mehrere und untrüglichere Belege zu dieſer Erfahrung zu ſammeln, treibt ſeinen Muth immer höher, und ſeine fehlerhaften Grundſätze ſpornen ihn zu kühnen Unternehmungen an; während Palißant nichts als wiederholten Genuß in ganz gemeinen Intriguen ſucht. Daher werden die Grundſätze des einen durch die Wirkung, welche ſie zufälliger Weiſe hervorbringen, einigermaßen gut gemacht; während uns der andere, als ein äußerſt gemeiner Menſch, mit einem Widerwillen und einer Verachtung erfüllt, deren Hervorbringung gewiß nicht die Abſicht des Dichters war. Der muß ein niedriger Wüſtling ſeyn, der ſich wie Palißant ausdrücken kann:

Oft theurer Freund, gelang es mir,
den Bräutigamen vorzunaſchen,
oft leckre Braten im Revier
der heil'gen Eh als Wilddieb zu erhaſchen.

In einem ſo feinen, ſcherzenden Ton iſt der größte Theil dieſer Erzählung abgefaßt:

Hat der Eſel Paliſſant ſich endlich fortgetrollt? — —
O! Freund, ihr hättet ſie vom Ruh —;
Vom Unruh-Bett aufſpringen, ihn ſich trollen
und mich im Zimmer ſehen ſollen. — —

Ein dritter wichtiger Unterſchied liegt endlich in dem Gebrauche, welchen die beyden Dichter von dieſen epiſodiſchen Perſonen machen. Beym Wieland iſt Itifall zur Expoſition nothwendig, und in ſeinem Geſpräche mit Idris entwickeln ſich nicht nur die Geſinnungen des letztern, ſondern wir erfahren auch einen großen Theil ſeiner vorigen Geſchichte auf eine äußerſt natürliche und ungezwungene Art. Wir lernen den Gegenſtand ſeiner Wünſche, die Gefahren und Vortheile kennen, die mit ihrem Beſitze verbunden ſind, und Itifall wird uns eine ſehr wichtige Perſon; da wir ſehen, daß er mit dem Helden des Gedichts nach Einem Ziele eilt. Paliſſants Geſchichte wird erzählt, um einen Theil des ſechſten Geſangs auszufüllen. Man hebe ſie heraus und es wird kaum eine Spur von Verletzung übrig bleiben. Eine Wirkung bringt ſie gar nicht hervor. Denn die Apoſtrophe des Bliomberis an ſeine Geliebte iſt von gar keiner Bedeutung, da ſie uns weder in der Geſchichte noch in dem innern Zuſtande unſers Helden etwas Neues entdeckt.

Doch vielleicht misglückt unſerm Dichter nur die Nachahmung jenes freyen und leichten Tons, welchen die Muſen den Arioſten, Wielanden und Nikolais gleichſam zum Eigenthum gegeben haben. Vielleicht ſind es die Schilderungen des Großen und Kühnen, in denen ſich ſein ernſterer Geiſt gefällt und mit Glück verſucht. Das Talent, fein und gefällig zu ſcherzen, iſt nur ſelten mit dem Genie gepaart, welches in das Innere dringt, und die oberflächlichen Verhältniſſe oft aus der Acht läßt. Bisweilen iſt ſogar der Mangel des einen ein deſto ſichrer Beweis von dem Beſitz des andern. Bisweilen — aber nicht immer, am wenigſten in dem gegenwärtigen Falle.

Da wir einmal bey den Nachahmungen ſtehen, ſo wollen wir uns einen Augenblick bey einer Stelle des Bliomberis verweilen, in welcher der Dichter Erſtaunen und Bewunderung zu erregen geſucht hat. Es iſt die Beſchreibung des Rieſen im ſechſten Geſang, welchem der Cacus zum Vorbilde gedient zu haben ſcheint. Auch beym Virgil iſt Cacus ein fürchterlicher Rieſe, das Schrecken des umliegenden Landes, ein Räuber und Mörder. In der Beſchreibung ſeiner Höle benutzt der lateiniſche Dichter das Gräsliche mit einer weiſen Nüchternheit:

— — ſemperque recenti
Caede tepebat humus; foribusque adfixa ſuperbis
Ora virum triſti pendebant pallida tabo.

Auch Ovid, welchem dieſe Stelle vor Augen ſchwebte, ſo ein großer Freund von Erweiterungen und Uebertreibungen er ſonſt iſt, hat ſich doch dieſesmal begnügt, nur einen einzigen Pinſelſtrich hinzuzuthun. Ora ſuper poſtes *affixaque brachia* pendent. Das Beyſpiel dieſer Dichter hätte den Hrn. von A. lehren müſſen, daß man in der Darſtellung des Gräslichen nicht zu weit gehn müſſe, wenn die Schilderung nicht empörend und ekelhaft werden ſoll. Aber weit entfernt, dieſen Unterricht zu benutzen, verfährt er als ein ächter Nachahmer, und häuft Gräuel auf Gräuel, um es ſeinem Original zuvorzuthun. Er macht ſeinen Rieſen zum Menſchenfreſſer, und ſchildert uns eine ſeiner Mahlzeiten mit einer Wahrheit, welche jeden Menſchen von Gefühl empören muß:

— man führte ſie gebunden
der Höhle zu; er ſtand, gleich Hunden,
die Zunge weit heraus, ſchon auf der Lauer da.
Er greift ſogleich das Mädchen um die Mitte
und ſtößet, taub bey ihrer Klag' und Bitte,
an einen Fels der Unglückſel'gen Stirn.
Weit ſpritzt umher das rauchende Gehirn.
Dann packet er die Leiche; knirſchend tönen
ihm unter klippengleichen Zähnen
die Knochen, die er raſch zermalmt;
Der Rachen dampft, ſo wie ein Schornſtein qualmt.
Er ließ das Blut am Kinn und Barte ſtocken;
und fraß heißhungerig ſein Opfer ganz und gar
denſelben Abend noch; am andern Morgen war
nichts übrig als die blonden Locken.

Es iſt fürwahr eine gefährliche Sache mit der Nachahmung vortreflicher Dichter, im Ganzen und in einzelnen Stellen. Da wo jeder Zug mit der größten Zweckmäßigkeit gewählt und angeordnet iſt, da bleibt dem Nachahmer ſchwerlich etwas anders zu thun übrig, als das ganze Gemälde, ſo wie es iſt, auf ſeinen Grund überzutragen. Bey jeder Veränderung, die er mit demſelben vornimmt, läuft er Gefahr, das Ganze zu verderben, und jeder Zuſatz, den er macht, wird entweder etwas Ueberflüßiges, oder etwas Falſches und Uebertriebenes enthalten. Dem Hrn. von A. iſt dieſes mehr als einmal begegnet. Theokrit beſchreibt in ſeiner Hymne auf die Dioſcuren den Amykus, welcher den Pollux zum Fauſtkampf auffodert. Wir ſetzen die Stelle des Griechen hieher:

Δεινὸς ἰδεῖν, σκληραῖσι τεθλαγμένος οὔατα πυγμαῖς,
στήθεα δ' ἐσφαίρωτο πελώρια, καὶ πλατὺ νῶτον
σαρκὶ σιδαρείῃ, σφυρήλατος ὅια Κόλοσσος.
'Εν δὲ μυες στερεοῖσι βραχίοσιν ἄκρον 'υπ' ὦμον
ἕστασαν ἦυτε πέτροι ὀλοοίτροχοι, ὅυστε κυλίνδων
χει μάῤῥους ποταμὸς μεγάλαις περιέξεσε δίναις.

„Schrecklich war er anzuſehn; ſeine Ohren waren geſchwollen von Schlägen des Cäſtus; ſeine ſtarke Bruſt und ſein breiter Rücken wölbte ſich von eiſenfeſtem Fleiſche, einem getriebnen Coloße gleich. Hoch erhoben ſich die Muskeln an ſeinen kraftvollen Armen nach den Schultern zu, wie Steine, die der wälzende Giesbach in ſeinen Strudeln rundete.“ Man halte nun die Beſchreibung dagegen, welche unſer Dichter von dem König der Corſen macht. VIII. 61. 62.

Lykanus blößt indeß die ungeheuern Glieder,
er läßt den langen Rücken ſehn,
um den der Adern Reih ſich dick und äſtig windet;

Gehämmert Eiſen ſcheint das Fleiſch, die Muskeln ſtehn
Empor, gleich einem Fels, den Fluthen abgeründet.

Die Bruſt iſt ein Gewölb' und überall beſät
mit ſchwarzem Haare, Fett umſchließet jede Rippe,
Das Hüftbein gleichet einer Klippe,
Die Schenkel Säulen; wenn er geht,
Erbebt der Grund. — — —

Dieſe beyden Beſchreibungen unterſcheiden ſich in einem weſentlichen Punkt. Der Grieche begnügt ſich, in der ſeinigen, nur auf diejenigen Theile ſeines Klopffechters aufmerkſam zu machen, auf die wir, bey dem Gefecht, unſre Augen vornämlich zu richten haben; auf ſeine Bruſt, ſeinen Rücken und ſeine Arme. Auf ſeine übrige Geſtalt und Größe läßt er uns blos durch einen allgemeinen Ausdruck der Empfindung ſchließen: **Er war ſchrecklich anzuſehn.** Ganz anders der Deutſche. Anfänglich folgt er ſeinem Original; aber nun iſt er einmal im Beſchreiben, und ſo beſchreibt er uns den ganzen Kerl vom Scheitel bis auf die Sohlen. Eben ſo merklich wie im Ganzen iſt auch die Verſchiedenheit beyder Beſchreibungen im Einzelnen. Der Ausdruck des Griechen iſt ſtark und kräftig; der ſeines Nachahmers übertrieben und abentheuerlich. Bey ihm iſt das Fleiſch des Fechters gehämmertes Eiſen, wo das Original nur von eiſenfeſten Fleiſche weiß, einem gehämmerten Koloße gleich. Welch ein verworrenes Bild geben die Worte: **Die Muskeln ſtehn gleich einem Fels empor!** Und wie übertrieben und froſtig

oder in dieſen: VI. 37.

Doch was bedaur' ich ihn? Der gute König könnte
unglücklicher vielleicht durch ihre Treue ſeyn.
Denn Untreu' iſt ein Glück, — glaubt nicht, daß hier der Wein
Aus mir ſpricht, — iſt ein Glück, das ich oft Freunden gönnte.
Die Weiber brüſten ſich mit ihrer Treu ſo ſehr,
und pflegen ſie dem Mann ſo gar hoch anzuſchlagen,
ihn Tag und Nacht dafür zu necken und zu plagen,
daß mancher gern gekrönt und ruhig wär.

Der Fehler, welcher hier in ganzen Strophen herrſcht, und wollte der Himmel, es wären dieſes die einzigen ihrer Art im Bliomberis! — iſt noch weit häufiger in einzelnen Zeilen anzutreffen. Matte, nichts ſagende Flickverſe aus dieſem Gedicht anzumerken, hat der Verf. ſeinen Rezenſenten nicht ſchwer gemacht. Wir führen nur einige Beyſpiele an. VI. 62. Bliomberis hat ſich von der Tente einen Edelſtein ausgeſucht:

Der Edelſtein wird Blanken anvertraut,
daß ihn Celine vorn an ihrem Buſen trage,
und nah' dabey ihr Herz für ihn alleine ſchlage.

Der Reim hätte dem Verf. nicht leicht einen unglücklichern Streich ſpielen können, als hier. Bliomberis vertraut Blanken einen Edelſtein an, damit Celinens Herz nah bey dem Edelſtein für ihn allein ſchlagen möge! ! VI. 63. Bey der Beſchreibung eines Tigerfelles

— die ſanfte Glätte ſchmeichelt
Wie Sammt der Hand, die nach den Haaren
ſtreichelt.

VI. 64.

Die ſchöne Blanka giebt ihm an die Königinn
Liguriens, als ihre Blutsverwandte,
Empfehlungsſchreiben mit; Bliomberis zieht hin,
ſo wenig er die Wege kannte.

VI. 70.

Dann ſonnt er ſich und ſteht —
auf ſeinen Stab geſtützt — —
und geht er ſeinen Weg nun wieder — —

Nirgends iſt dieſe matte proſaiſche Sprache unleidlicher als an dem Ende einer Stanze. Hier ſollte der Dichter ſich ganz vorzüglich heben, bis hieher ſollte er die ſtärkſten Gedanken, die kühnſten Pinſelſtriche aufſparen; hier müßte er gleichſam den ganzen Sinn und die ganze Kraft der Strophe vereinigen. Herr von A. thut gemeiniglich das Gegentheil davon. Der Gedanke, das Bild iſt in der Mitte derſelben geendigt; aber die Stanze muß ausgefüllt werden. Der Gedanke wird alſo ausgeſponnen, und mit andern Worten wiederholt, das heißt, er wird geſchwächt und die Wirkung deſſelben zerſtört. Wir führen nur ein einziges Beyſpiel an, wo eine ſehr pathetiſche Stelle mit zwey kahlen Verſen beſchließt. VI. 54.

Und dich mein Alles ſollt' ich nicht
anbeten, aus der Seele tiefſten Tiefen
anbeten? ja, wenn gleich mir Höll' und Himmel
riefen:
Thu's nicht! ſo thät ich's doch; ich habe keine Pflicht,
die größer iſt, als die, Celinen,
mit allem was ich bin, auch unbelohnt zu dienen.
Das iſt mein Streben, das mein Ziel;
denn ſie allein erſchöpft mein ganz Gefühl.

So kalt uns die Sprache dieſes Dichters da läßt, wo er keinen Schmuck ſucht, ſo würden wir doch, wenn eine Wahl nothwendig wäre, dieſe Art des Ausdrucks ſeinen froſtigen Hyperbeln, ſeinen kraftloſen, oft niedrigen Bildern vorziehn. Der poetiſche Schmuck iſt die Klippe, an welcher eine froſtige Einbildungskraft am leichteſten ſcheitert. Wer, wie Longin ſagt, die Backen aufbläſt, um in eine Kindertrompete zu ſtoßen, und wer mit einem Aufwand von Worten nichtsbedeutende Gedanken vorbringt, macht ſich auf gleiche Weiſe lächerlich. Einige Stellen werden genug ſeyn, zu zeigen, wie unglücklich dieſer Dichter bisweilen herabſtürzt, wenn er ſich auf den wächſernen Flügeln ſeiner Phantaſie der Sonne nähern will. Palamed hat zwölf Rebellen umgebracht, deren Leichname in den Guadalquivir geworfen werden. (II. 10.)

Denn niemand durfte ſie begraben;
den ungeheuern Leichen wurde ſchier
des Flußes Bett zu klein; ich glaube, daß die Raben
ſie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben.

aus ihren heil'gen Myrthenbäumen,
und ließ ihm Blumen oft in öden Wüſten keimen.

Offenbart ſich hier nicht ſogleich ein Geiſt, welcher nach Neuheit ſtrebt, aber dieſelbe auf verbotnen Wegen ſucht? Es iſt ihm nicht genug, daß die Liebe ſeinem Helden zur Stütze diene, ſie muß ihm einen Wanderſtab geben; ja, ſie muß ihm denſelben ſogar ſelbſt ſchnitzen. Hätte er es doch nur wenigſtens hiebey bewenden laſſen. Aber nein! auch die Materie, aus welcher dieſer allegoriſche Wanderſtab geſchnitzt worden, darf uns nicht unbekannt bleiben, und wir erfahren, daß die Liebe einen ihrer Myrthenbäume zu dieſem edeln Endzweck aufgeopfert habe. Wer ſieht nun nicht den Helden an einem wirklichen Stab einher treten? und wer ſieht nicht zugleich, daß der Geſchmack eines Dichters, welcher den eigentlichen und bildlichen Ausdruck auf eine ſo abentheuerliche Art vermiſchet, eben nicht der zärtlichſte ſeyn kann?

Wir ſetzen noch einige Beyſpiele unglücklicher Neuerungen im metaphoriſchen Ausdruck hierher. II. 26.

Die Lilienbruſt, wo Fluth und Ebbe wechſelt,
iſt wie der Mond, den halb ein Silberwölkchen deckt,
in Spitzen von Brabant verſteckt;
und von der Hand der Liebe ſelbſt gedrechſelt.

Welcher Miſchmaſch von Bildern! — VII. 16.

Ich aber thu' Beſcheid
Aus dem Pokal der Eitelkeit
Bis ich zuletzt mich ganz davon berauſche.

VII. 29

Doch hätt' ich, ſtets zernagt von innrer Ungedult
zu einer andern gern den Zepter hingeſchoben.

VII. 34.

Ich ſollte mich befleißen
vom Herzen Leodats das Siegel weg zu reiſſen.

VII. 35.

O! ſagt er mir, wie manches Schmerzes Band,
das unauflöslich ſchien, hat eines Weibes Hand
von unſrer Seele losgeknüpfet!
wie manch Geheimniß, das der Grund
des Herzens barg, iſt ſchnell durch unſern Mund
zum Ohr des Fragenden gehüpfet.

Hier iſt es Zeit, die ausführlichen Gleichniſſe unſers Dichters in beſondre Betrachtung zu ziehn. Nur wenige haben wir gefunden, denen man den Ruhm der Neuheit, oder einer glücklichen Anwendung, oder einer vorzüglichen Lebhaftigkeit zugeſtehen könnte. Auch hier glaubten wir häufig zu bemerken, daß nicht die Einbildungskraft, ſondern der Verſtand des Dichters allein thätig geweſen; daß er ſich nur von Zeit zu Zeit erinnert habe, es bedürfe, der Abwechslung wegen, eines Gleichniſſes; und daß er dieſes dann aufſuchte, wenn ihm auch ſeine Phantaſie nichts darbot. Dann rafft er einzelne Bilder zuſammen, die ſich zu keinem Ganzen verbinden; dann ſtellt er ſeinen Leſer oft in einen falſchen Geſichtspunkt. Das letztere geſchieht, wenn wir nicht irren, im folgenden Gleichniſſe: (IX. 43. 44.)

> Wie wenn den kühnen Böſewicht,
> der, überreif dem göttlichen Gericht,
> ſich auf das Meer, in dem mit ſeinen Sünden
> beſchwerten Schiffe, wagt, die Blicke Gottes finden,
> und deſſen Rächermund dem Heer der Stürme ruft.
> Die Stürme dann aus aufgeſchloßner Kluft,
> Ergrimmt, die Fittige beladen mit Gewittern,
> hertoben, und das Schiff an einem Fels zerſplittern.
>
> So tobet nun das Volk von allen Seiten her;
> es ſind nicht zwey Partheyen mehr u. ſ. w.

Der Vergleichungspunkt liegt offenbar in dem ſchnellen Herankommen zerſtörender Orkane und dem Herbeyſtrömen des wüthenden Volks. Hat uns der Dichter das letztere anſchaulicher gemacht? uns ſcheint es nicht. Statt die Heftigkeit der Stürme in einem ausgearbeiteten Gemälde zu ſchildern, und uns auf dieſelbe, als den Vergleichungspunkt, vorzüglich aufmerkſam zu machen, richtet er unſre Blicke zuerſt und ganz vorzüglich auf den Böſewicht, zu deſſen Beſtrafung ſich der Ocean empört. Nachdem ihn dieſer Gegenſtand fünf Zeilen hindurch beſchäftigt hat, wird endlich auch der Stürme gleichſam nur beyläufig gedacht. Aber das Gleichniß hat noch einen andern weſentlichen Fehler. Das Volk erhebt ſich gegen den Böſewicht Aſſakar; auch die Stürme erheben ſich gegen einen Böſewicht. In einem Theile der Vergleichung herrſcht alſo Gleichheit, nicht Aehnlichkeit, der Gegenſtände. Und wel-

dazu gehört nur ein mäßiges Gedächtniß, aber gar kein Scharfſinn. Eine Vergleichung zwiſchen Gegenſtänden gleicher Natur kann daher nicht anders als kraftlos ausfallen. Hier aber werden offenbar Dinge derſelben Art einander gegenüber geſtellt; — denn den Gedanken, daß der Krieger, ſeiner glänzenden Waffen ungeachtet, ſo wie die Schlange, ungeachtet ihrer ſchönen Haut, dennoch gefährlich ſey, wollte der Dichter doch wohl nicht im Ernſte durch dieſes Gleichniß zur Anſchauung bringen?

Wir glauben nicht, daß es nöthig ſey, noch mehrere Beyſpiele anzuführen, um unſre Leſer zu überzeugen, wie gering die Verdienſte des Verf. in Rückſicht auf den poetiſchen Ausdruck ſind. Nicht, als meynten wir, er habe dieſen Theil ſeiner Arbeit vernachläßigt, denn das Beſtreben, neu, ſchön und erhaben zu ſprechen, leuchtet, zum Nachtheil des Werks, nur allzu ſehr vor; ſondern es ſcheint vielmehr, daß dieſer Dichter, bey aller Anſtrengung ſeiner Kräfte, nicht im Stande ſey, etwas hervorzubringen, das ſich der Vollkommenheit mehr nähere als dieſes Gedicht. Eben ſo häufig, als gegen den poetiſchen Ausdruck, hat er gegen die grammatiſche Richtigkeit angeſtoßen, ohnerachtet es ſein ernſtlicher Vorſatz geweſen zu ſeyn ſcheint, von dieſer Seite auch nicht die mindeſte Blöße zu geben. Wie viel Dichter würden ſich wohl herab gelaſſen haben, ſo geringfügige Licenzen, als Stirne für Stirn, Bette für Bett, heute für heut durch das Beyſpiel klaſſiſcher Dichter zu vertheitheidigen, wie Hr. von A. in dem Anhang zum Bliomberis zu thun bemüht geweſen iſt? Aber unglücklicherweiſe ſind diejenigen Freyheiten, welche er vertheidigt, äußerſt unbedeutend und wenig, gegen die, welche er ſich ſtillſchweigend herausgenommen hat. Aus dem einzigen ſechſten Geſange haben wir eine zahlreiche Menge von Ausdrücken geſammelt, welche ſchwerlich durch das Anſehn klaſſiſcher Dichter gerechtfertigt werden dürften, und die wir, zu unſrer eignen Rechtfertigung, hieher ſetzen.

VI. 4. Auf einmal ſcholl der Ruf.

Der Ruf ſchallt durch das Land, ohne Beyſatz muß es erſchallt heißen.

8. Auch war uns das Geſpenſt beſtändig auf der Haube.

10. Die Liebesklemme.

13. wird grob und ſchob gereimt; gegen die eigne Regel des Verfaſſers, daß eine Sylbe, die den gedehnten Ton hat, nicht mit einer Sylbe von geſchärftem Ton gereimt werden könne.

17. Und ich ſpiel' endlich die nicht mir vermeinte Rolle.

ſoll heißen: Er habe einen Platz eingenommen, der ihm nicht beſtimmt, ein Glück genoſſen, das ihm nicht zugedacht war.

23. Ja eh, (ſtatt ehemals) zu Schmaus und Bällen,
da pflegten ſich die Herren einzuſtellen.

24. Der Knecht, den ich geſchickt, blieb ſieben Stunden aus.

So braucht der Verf. das Plusquamperfektum unzählige mal mit Auslaſſung des Hülfsworts. Eben ſo braucht er auch, auf eine ganz undeutſche Art, das Perfektum ſtatt des Imperfekti, ohne Hülfswort, meiſt um des Reims willen. So

26. Sie ſchob mich in ihr Kabinet
Woraus ſie bald Erlöſung mir verſprochen.

und gleich darauf

28. Und daß man mich gefangen nahm,
wie wohl ich mit der Fauſt zwey Heyden todtgeſchlagen.

33. Man ſchüttet der Freundſchaft neuen Opferwein (aus)

34. Ihr ſeyd ganz in Zärtlichkeit getunkt.

49. Die ihr verſperrtes Weib in's ſtille Land der Todten
hinunter martern.

61. Noch vor dem Mittagsmahl wird in den Thurm gerückt.

62. deß' Strahlen ſich umher verbreiten

63. Das bunte Fell des Thiers behaltet er.

70. Ein Erdebeben.

72. Und

Zwey Klatſch' und beyde Schurken liegen . . .
Die Arm' erhoben, blos die Bruſt, ihr Antlitz bleich . . . .

Wir kommen, nach ſo mannichfaltigem Tadel, endlich auf denjenigen Theil des Gedichts, welcher, unſrer Meynung nach, das meiſte Lob verdient. Unſtreitig ſind es die philoſophiſchen Betrachtungen, welche der Verf. hier und da eingeſtreut hat, welche ihm am beſten geglückt ſind. Die Rede des Bliomberis im zweyten Geſange, (58—87) wo er die Lehren ſeines Oheims wiederhohlt, enthält einige vortrefliche Verſe, welche durch Stärke der Gedanken und Kraft des Ausdrucks das Gemüth des Leſers feſſeln. Wir können uns nicht enthalten, einige dieſer ſchönen Stanzen hier mitzutheilen.

Die nur durch Ahnenwerth ſich auf den Thron geſchwungen,
verdienen nicht des Volkes Huldigungen.

Das Volk hat ſeine Macht in unſern Schoos gelegt,
und kann, wenn wir durch Misbrauch ſie entehren,
das was es gab zurück begehren.
Iſt's billig, daß die Kron' Auguſtens Nero trägt,
daß, weil Julus Blut in ſeinen Adern fließet,
er ungeſtraft das Blut der Seneka vergießet,
Rom anzündt und dabey auf ſeiner Leyer ſcherzt,
der Mutter Bett beſteigt und ſeinen Sporus herzt? — — —

Mein Neffe, wenn dich je der Väter Krone ſchmückt,
ſo ſchmücke du noch mehr durch Tugenden die Krone.
Verachte, wer im Rath ſich ſklaviſch vor dir bückt,
wer kühn die Wahrheit ſagt, den ſchätze, den belohne.
Gewaltſam ſey kein Mittel, das du wählſt,
auch ſelber zu den beſten Zwecken;
dieß würd', erreichſt du ſie, doch deinen Ruhm beflecken,
und wie viel mehr, wenn du ſie gar verfehlſt.

Die Wiſſenſchaften ſchätze du,
und halte hoch, die ihres Dienſtes pflegen;
was du für ſie thuſt, ſtrömt dir zehnfach wieder zu,
ihr Kiel nützt manchmal mehr, als deiner Krieger Degen.
In ihrer Hand iſt dein und deines Landes Ruhm,
kein Pinſel, Meiſſel oder Stempel
verewiget ſo ſehr; denn in der Ehre Tempel
verwalten ſie das Prieſterthum.

Verachte ſtets den Irrwahn ſchwacher Köpfe,
ein Fürſt müß' alles ſelber thun:
Der König Mark durchſucht den Köchen ihre Töpfe,
ſieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume ſchröpfe,
und ob der Meyer jedes Huhn
gefüttert, läßt ſich ſelbſt und andre niemals ruhn,
ſieht immer Fehler, beſſert immer,
und dennoch geht's im Ganzen deſto ſchlimmer.

Von noch mehrerm Werth und größrer Kraft ſcheint uns folgende Stelle des neunten Geſangs:

Glaubt ihr, daß lange da die Ehre wohnen wird,
wo ſtets der Henker droht, wo ſtets die Geißel ſchwirrt,
wo kein Geſetz beſteht, als toller Eigenwille;
wo die Religion für nichts als eine Grille
milzſüchtiger Matronen gilt,
und jeder Bube laut auf ihre Diener ſchilt;
wo edle Männer ſich vor Metzen bücken müſſen,
daß die ſie nicht um Amt und Leben küſſen.

Wo ſolch' ein feiles Schandgezücht
nicht ſeine Nächte nur um ungeheure Summen
Verpachtet, Aemter auch vertheilet, vor Gericht
Geſetz und Billigkeit verſtummen,
und nur Partheylichkeit, nur Willkühr ſprechen heißt;
wo man den Fleiß erſtickt, die Kunſt, den Handlungsgeiſt,
und wo das letzte Korn des Armuths in den Speichern
der Wuchrer liegt, die prahlend ſich bereichern.

Wo man die Wiſſenſchaften höhnt,
wo ihnen Ueppigkeit und Wolluſt alle Schüler
verlocket, wo der Hof den, ſo der Lorbeer krönt,
nicht höher ſchätzt, als einen Taſchenſpieler;
mit Einem Wort, wo Tyranney,
was immer groß und edel iſt und frey,
aus unſrer Bruſt zu reuten ſich bemühet,
wo jede Tugend weint und Glück und Weisheit fliehet.

Bey jener zuerſt angeführten Stelle bleibt uns nur noch eines zu erinnern. So viel ſchöne Ge-

III.

Das befreyte Jeruſalem. Erſter Theil. Leipzig bey Dyk, 1791. 304 S. in 8.

Die Verpflanzung exemplariſcher Produkte eines fremden Himmelſtrichs auf unſern vaterländiſchen Boden kann in mehr als einer Abſicht unternommen werden. Entweder blos um die Neugierde des Publikums zu befriedigen, oder die kleine Anzahl muſterhafter Werke zu vermehren und zu gleicher Zeit zu verſuchen, was die Sprache in der Nachbildung ſolcher Werke vermag, deren gröſter Werth in der Vollkommenheit des Ausdrucks beſteht. Die Erreichung des erſten Endzwecks erfordert nur einen geringen Aufwand von Kraft. Die Neugierde nimmt es nicht ſo genau, und es iſt ihr weniger daran gelegen, **wie?** als **wie bald?** ſie befriedigt werde. Aber bey einem ſchon längſt bekannten, längſt bewunderten Werke der ſchönen Kunſt pflegen die Forderungen des Publikums ſtrenger zu ſeyn. Die Entſchuldigung der Eilfertigkeit fällt hier weg; man verlangt nicht blos Ueberſetzung, ſondern vollendete Nachbildung; nicht auf die Materie, ſondern auf die Form ſind aller Augen gerichtet. Und je bekannter das Original vorher war, deſto mehr wird auch der Ueberſetzer nachtheilige Vergleichungen und das Vorurtheil eingenommener Leſer zu fürchten haben.

Der Ueberſetzer eines ſolchen Werks, wenn er ſeinen Endzweck erreicht, und den Leſer das Original vergeſſen macht, erhebt ſich dadurch ſelbſt zum Rang eines Originals. Das Verdienſt, den Stoff durch die Sprache belebt und verſchönert zu haben, geht in den meiſten Fällen dem der Erfindung des Stoffs ſo zur Seite, daß es ſchwer iſt, zu beſtimmen, welches von beyden das größere ſey. Jenes Verdienſt theilt der Ueberſetzer eines Dichters mit dem Dichter ſelbſt. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, um jedesmal den paſſenden, eigentlichen Ausdruck zu finden, der ſich dem Verfaſſer in den meiſten Fällen mit dem Gedanken zugleich anbieten mußte, ſind unzählich; und ſie zu beſiegen bedarf es nicht nur einer genauen Kenntniß des ganzen Sprachſchatzes, ſondern eines poetiſchen Talentes, welches, unter denſelben Umſtänden, ohngefähr die nämlichen Bilder würde geſchaffen haben. Jeder Dichter hat gewiſſe ihm vorzüglich geläufige Ideen, die er denn auch vorzüglich gut darzuſtellen und auszudrücken verſteht. Auf dieſen Vortheil muß der Ueberſetzer Verzicht thun, er muß ſeine Lieblingsideen aufopfern, um ſich einzig und allein dem Geiſte ſeines Originals anzuſchmiegen.

Wer alle die Talente in ſich fühlt, ohne welche ſich niemand an die Ueberſetzung eines Dichters wagen ſollte, der wird in hundert Fällen lieber der Leitung ſeines eignen Geiſtes folgen, als ſich blindlings den Geſetzen eines fremden Genies unterwerfen wollen. Nur ein lebhafter Enthuſiasmus für ein fremdes Original kann ihn über die Schwierigkeiten hinwegführen, die ſich ihm von allen Seiten entgegenſtellen; und nur dieſer kann ihn vergeſſen machen, daß ein großer Theil des blöden Volks auch dem beſten Ueberſetzer nur einen ſubalternen Rang zugeſteht, und ihn nicht ſelten geiſtloſen Originalen nachſetzt. Die Bewundrung eines ſchönen Werkes der Phantaſie erzeugt bald den Wunſch, andern dieſe Empfindungen mitzutheilen; oft auch die Begierde, die Kraft ſeines eignen Geiſtes und das Vermögen der Sprache auf die Probe zu ſtellen. Der Ueberſetzer des befreyten Jeruſalem, von welchem wir die erſten fünf Geſänge vor uns liegen haben, ſcheint in dieſem Falle geweſen zu ſeyn. Er beſitzt alle Talente, welche zu einer glücklichen Beſchäftigung mit der Poeſie erforderlich ſind. Mit dieſer blühenden Einbildungskraft, dieſem gebildeten Geſchmack, dieſer ausgebreiteten Kenntniß der Sprache, dieſer Leichtigkeit der Verſifikation, wäre es ihm vielleicht nicht ſchwerer geworden, unter den Originaldichtern Deutſchlands eine eben ſo vorzügliche Stelle einzunehmen, als er durch dieſe ſo wohl gelungne Verdeutſchung des Taßo unter den Ueberſetzern errungen hat. Wir würden ſein Verdienſt herabzuſetzen fürchten, wenn wir behaupteten, daß er alle bisherigen Ueberſetzer des befreyten Jeruſalem hinter ſich zurück gelaſſen habe. Er iſt in der That der Erſte, der dieſen mit Recht bewunderten Dichter in einer würdigen Geſtalt unter uns eingeführt hat.

bleibt, ohne Metaphern und Bilder. Der höhere poetiſche Ausdruck, ſo wie er bey dem lyriſchen und dem beſchreibenden Dichter herrſcht, iſt ſich in allen Sprachen ziemlich gleich, und ſeine Gränzen ſind nicht ſo weit ausgedehnt, daß ſie nicht durch mäßigen Fleiß und Eifer ausgemeſſen werden könnten. Die proſaiſchere Erzählung läßt eine weit größere Mannichfaltigkeit des Ausdrucks zu, und nur mit der ausgebreitetſten Kenntniß der Sprache und dem geläutertſten Geſchmack wird es dem Ueberſetzer gelingen, die gefährliche Klippe des matten und proſaiſchen Ausdrucks vorbeyzuſchiffen. Von dieſer Art iſt in dem erſten Geſang des befreyten Jeruſalem die Muſterung des Heers. Dieſes Stück, in welchem Namen und Zahlen die Hauptſache ausmachen, iſt dem Ueberſetzer vortreflich gelungen. Die Sprache erhebt ſich weder zu ſehr, noch ſinkt ſie zu tief herab. Sie iſt durchgängig edel und ſchön. Die poetiſchen Stellen ſind herausgehoben, und die proſaiſchen nicht vernachläßigt. Wie glücklich hat der Ueberſetzer in der Beſchreibung des Rinald mit ſeinem Originale gewetteifert:

— o! wie ſo lieblich wild
umher ſein Auge ſchaut und nach Gefahren fraget!
Den Jahren iſt der Held zuvorgeeilt und ſteht,
ſchon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdecket;
ein Mars, wann ihn der Helm verſtecket,
ein Amor, wann er wehrlos geht.

Wenn wir in dieſer ſchönen Stanze etwas tadeln möchten, ſo wäre es die Vermiſchung des eigentlichen Ausdrucks mit der Allegorie in den beyden Zeilen

Den Jahren iſt der Held zuvorgeeilt, und ſteht,
ſchon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdeckt.

Der Dichter hätte gar wohl ſagen können: Dieſer junge Baum ſtand ſchon vor der Blüthenzeit mit Früchten bedeckt; aber ſobald er einmal den Held ſelbſt zum Subjekt der Rede gemacht hatte, konnte er ihn wohl ſchwerlich mit Früchten bedeckt ſeyn laſſen, ohne das Bild, durch die Verbindung verſchiedenartiger Theile, zu verwirren.

Die Geſchmeidigkeit des Ueberſetzers und ſein Talent, jeden Ton des Originals zu treffen, hat uns bey der Vergleichung der ſchönſten und berühmteſten Stellen dieſes Gedichts mehr als einmal mit Bewundrung erfüllt. Wenn er in den zärtlichen Stellen nicht ganz die ſchmeichelnden, lieblichen Töne des Italieners wiedergiebt, oder wenn in den kühnen Beſchreibungen ſeine Worte nicht mit dem ganzen Gewichte des Originals auffallen, ſo bleibt er doch ſicher nicht weiter hinter demſelben zurück, als jeder, auch der vortreflichſte Ueberſetzer zurück bleiben muß. Es iſt unmöglich, daß ſich die eine Sprache in die andre verwandle, und wem die Verſe des Originals in den Ohren tönen, der wird in jeder Ueberſetzung noch etwas zu vermiſſen glauben.

Die vortrefliche Beſchreibung der Scene der Unterwelt im Anfang des vierten Geſangs, welche Ohr und Imagination mit den ſtärkſten Tönen und den kühnſten Bildern erfüllt, wird keine andre Sprache anders als unvollkommen nachbilden können. Herr Manſo hat hier in der That alles geleiſtet, was die deutſche Sprache zu leiſten erlaubte. Was könnte ſtärker und volltönender ſeyn, als folgende Stanzen, denen wir zur Bequemlichkeit unſrer Leſer das Original an die Seite ſtellen:

Er winkt, raſch im Entſchluß und raſch ihn zu vollziehn,
dienſtbaren Geiſtern zu, die Seinen,
ein Heer, ſtolz wie er ſelbſt, und zahllos und für ihn
auf jedes Wort bereit, am Throne zu vereinen.
Der Thor, der mit der Macht des Himmels ſeine mißt!
der, freche Hoffnung zu verdammen
nie lernet und, berauſcht von Sicherheit, vergißt
daß Blitz und Feuerſtrahl in Gottes Rechte flammen!

Der

Quinci avendo pur tutto il penſier volto
A recar ne' Chriſtiani oltima doglia
Che ſia, commanda, il popol ſuo raccolto,
Concilio horrendo, entro la reggia ſoglia;
come ſia pur leggiera impreſa, ahi ſtolto!
Il repugnare a la divina voglia;
ſtolto, ch' a ciel s'agguaglia, ed in oblio pone
come di Dio la deſtra irata tuona.

Chiama

Centauren ziehn einher mit ſcheuslichen Gorgonen,
Chimären ſpeyen Gluth, es toben Geryonen,
hier heult die falſche Sphinx, die gierige Scylla dort;
bald hört man Pythons Brut, bald wilde Hydern ziſchen,
und ſieht Harpyen ſich zu Geryonen miſchen.

Ein Theil umſchloß den Thron zur Rechten, einer ſtand
zur Linken. Hoch empor aus ihrer Mitte raget,
ein Rieſenſcepter in der Hand,
der Fürſt, in deſſen Reich kein Sonnenſtrahl ſich waget.
Klein gegen ihn erſcheint die kleinſte Klipp' im Meer;
Klein Kalpe's Haupt, von Dampf und trägen Wolken ſchwer;
zuſam-

Qui mille immonde Arpie vedreſti e mille
Centauri e Sfingi e pallide Gorgoni;
molte e molte latrar voraci Scille
e fiſchiar Hidre e ſibilar Pitoni;
e vomitar Chimére atre faville,
e Poliſemi horrendi et Gerioni
e in novi moſtri e non più inteſi ò viſti
diverſi aſpetti in un confuſi e miſti

D'eſſi parte a ſiniſtra e parte a deſtra
A ſeder vanno al crudo Rè davante:
Siede Pluton nel mezzo e con la deſtra
Soſtien lo ſcettro ruvido e peſante
nè tanto ſcoglio in mar, nè rupe alpeſtra
nè pur Calpe s'inalza ò'l magno Atlante
ch'anzi

zuſammen ſinkt vor ihm der König ſtolzer Berge,
der Atlas Lybiens, und wandelt ſich zum Zwerge.

Sturm droht die finſtre Stirn und Wuth der Blick, ſein Mund
ſpricht Donner, wie wann ſich aus Aetnas weitem Schlund
die Flamme praſſelnd ſtürzt, und Aſch' und Sand, zum Schrecken
der blühenden Natur, die Felder überdecken.
Die Ströme, deren Fluth ſich durch ſein Reich ergoß,
entflohn als er begann; langſamer rollend ſchoß

der

ch'anzi lui non pareſſe un picciol colle
Sì la gran fronte et le gran corna eſtolle.

Horrida maeſtà nel fero aſpetto
Terrore acoreſce e più ſuperbe il rende;
roſſegian gli occhi e di veneno infetto,
come infauſta cometa, il guardo ſplende.
Gli involve il mento e sù l'irſuto petto
hiſpida e folta la gran barba ſcende
e in guira di voragine profonda,
s' apre la bocce d'atro ſangue immonda.

Qual i fiumi ſulfurci et infiammati
eſcon di Mongibello et 'l puzzo c'l tuono;
tal della fera bocca i neri fiati
tale il fetore e le faville ſone
Mentre ei parlava Cerbero i latrati
ripreſſa e l' Hidra si fé muta al ſuono;

reſtò

der losgerißne Fels in ihre Wellen nieder,
und dieſe Worte gab des Orkus Tiefe wieder;

reſtò Cocito e ne tremar gli Abiſſi
e in queſti detti il gran rimbombo udiſſi:

Dieſe Stelle kann zugleich einen Beweis abgeben, welche glückliche Verändrungen Herr Manſo hin und wieder mit ſeinem Originale vorgenommen hat. Er hat nicht nur die barokke Vermiſchung chriſtlicher und heidniſcher Mythologie vermieden, ſondern auch dadurch, daß er einige Stanzen beynahe ganz weggelaſſen, hat er ſeinen Dichter auf eine weſentliche Art verſchönert. Die Beſchreibung der grotesken Geſtalten der unterirrdiſchen Geiſter, „welche die Erde mit Thierklauen treten, und mit ungeheuern Schweifen begabt ſind, die ſich gleich einer Peitſche beugen und verſchlingen,“ iſt fürwahr nicht mehr in dem Geſchmack unſrer Zeit, und, wenn wir nicht ſehr irren, von gar keinem Geſchmack. Sie konnte mit deſto größerm Rechte abgeſchnitten werden, da dieſelben Gegenſtände nur unter andern Namen, aber auf eine weit poetiſchere Art, in der folgenden Stanze dargeſtellt werden. Mit eben dem Grund iſt aus der Beſchreibung des Pluto alles, was weder ſchön, noch erhaben, ſondern blos barokk iſt, die rothen, giftigen Augen, der einem verderblichen Kometen gleiche Blick, der ſträubige, dicke Bart, der ihm das Kinn und die borſtige Bruſt umhüllt, endlich der mit ſchwarzem Blut befleckte Rachen weggelaſſen worden.

Eine flüchtige Vergleichung zeigt ſchon, daß das Original weit wortreicher iſt, daß es einige Bilder mehr hat, als die Ueberſetzung; aber was iſt dieſer Reichthum anders als wahres Flittergold, das nur die Augen der Kinder blendet? Der Ueberſetzer hat der ganzen Beſchreibung eine andre Wendung gegeben. Taßo zeigt uns den Engel und ſeine Kleidung; der Ueberſetzer läßt uns die Abſicht dieſer Bekleidung ſogleich in ihrer Wirkung ſehn. Dort hören wir, daß Gabriel Flügel habe, mit denen er Wolken und Wind durchſchneiden kann; hier wird uns ihre Schnelligkeit ſelbſt, durch einen einzigen glücklichen Zug, den das Original nicht hat, vor Augen geſtellt:

Gott ſprach es, und bevor das letzte Wort verhallt,
Enteilet Gabriel dem Lichtkreis —

Im dritten Geſang iſt die 6, 7 und 8te Stanze des Originals in dieſe Einzige zuſammen gezogen:

Und beym Gedanken an die Milde
des Schuldlos leidenden fließt ſeinem theuern Bilde
der Rührung heiße Thräne nach.
Laut klagen ſie, als ob ſie noch zu ſchwach
für ihn und ſeine Huld empfänden,
des Kaltſinns ſelbſt ſich reuig an.
In jeder Bruſt verliehrt ſich des Verdienſtes Wahn,
lebt nur der Wunſch, für ihn, den Göttlichen, zu enden.

Mehrere Urſachen ſcheinen den Verf. zu dieſer Abkürzung bewogen zu haben. Einmal vielleicht die Kraftloſigkeit des Gleichnißes, in welchem das Schluchzen und Seufzen des von Freude und Schmerz durchdrungenen Heers mit dem Geräuſch des Windes in den Büſchen oder dem Murmeln der Wellen verglichen wird. Wir nennen dieſes Gleichniß kraftlos, weil es blos ein Geräuſch überhaupt ſchildert, ohne uns die beſondere Art deſſelben anſchaulich zu machen. — In der ſiebenden Strophe war ihm vielleicht das abergläubiſche und weibiſche Benehmen des Heers und ſeiner Häupter anſtößig, die bey dem Anblick der heiligen Stadt die Füße entblößen und allen Schmuck von ſich werfen. Er wählt daher von mehrern Zügen nur den Einzigen aus, welcher allgemein intereſſant iſt, weil er eine allgemeine Aeußerung religiöſer Empfindungen enthält, und erhöht ihn noch durch einen bedeutenden Zuſatz, welchen das Original nicht hat. Die beyden Zeilen:

In jeder Bruſt verliehrt ſich des Verdienſtes Wahn,
lebt nur der Wunſch, für ihn, den Göttlichen, zu enden

ſagen mehr als alle die froſtigen Antitheſen der folgenden Stanzen des Originals. Denn fürwahr, daß der Ueberſ. die tauſend blutigen Bäche, welche aus Chriſti Wunden ſtrömen, und nicht einmal zwey lebendige Thränenquellen erwecken können; daß er das erfrorne Herz, welches nicht durch die

Augen ausfließt, und ſich in Thränen wandelt, nicht mit übertragen hat, wird ihm jeder Leſer von Einſicht und jeder Verehrer des italieniſchen Dichters wahren Dank wiſſen.

So in die Augen fallend ſind die Verändrungen des Ueberſetzers nicht immer. Oft beſtehen ſie nur in einzelnen Ausdrücken, in Hinzufügung eines einzigen Pinſelſtrichs, der das Gemälde mehr heraushebt, und ihm eine beſſere Haltung giebt. So ſcheint uns das Colorit der 52ſten Stanze des Erſten Geſanges (Ueberſ. 50.) in welcher den Griechen ihre Feigheit vorgerückt wird, durch die Erwähnung der Geſinnungen des alten Griechenlands um vieles gewonnen zu haben.

Erkenne, Pflegerinn der Helden, deine Schande!
o! Griechenland, ſo nah der Krieg, ſo ruhig du!
Ruf' ihn zurück den Geiſt, der in den goldnen Tagen
der Miltiade dich belebte, oder laß,
nichtswerthe Sklavinn, ab, ob deinem Joch zu klagen.

Wie viel bittrer wird nun der Vorwurf, welchen der Dichter den unthätigen Griechen macht, wenn er den Muth und die Tapferkeit jener alten Helden, die einſt dieſe Gegenden bewohnten, mit ihrer Feigheit und Trägheit in Contraſt ſetzt! — Nur mit der letzten Zeile dieſer Stanze können wir nicht ganz zufrieden ſeyn:

Werth dieſer Ketten iſt der Freyheit ſchnöder Haß.

Denn offenbar iſt es nicht, Haß der Freyheit, was die Griechen in dieſe Unthätigkeit ſetzt,

es, ſagt er, der mich irrenden Pilgrim in den Hafen aufnahmſt, und aus den Wogen des Meeres retteteſt. Empfange dieſen Geſang, der weißagend vielleicht deine künftigen Thaten ſchildert. Vielleicht wird in erneuerten heiligen Kriegen dein Ruhm mit Gottfrieds Ruhm wetteifern" — Statt dieſer Stelle, deren Inhalt wir blos flüchtig angedeutet haben, finden wir in der Ueberſetzung folgende Verſe:

Du aber, deren Bild an jeder Zauberey
der Lieb' und Anmuth reich, mein Herz allein erwärmet,
und unter Roſen bald in ſüße Phantaſey
mich wieget, bald mit mir vergnügt in Lauben ſchwärmet,
Amanda, lange ſchon der Laute liebſter Klang,
Empfang', ein Opfer, den Geſang,
der itzt zum dunkeln Ziel voll Ungewißheit ſchwebet,
und mehr noch als der Welt dir zu gefallen ſtrebet.

Ach, ſchon ein Blick voll Huld kürzt mir die lange Bahn;
Ein Lächeln weckt den Geiſt, der matt in Schlummer ſinket,
und ſtärkt mit neuer Kraft, wann Nachruhm ihm ein Wahn,
Unſterblichkeit ein leeres Traumbild dünket.
Fern rauſcht ſie, aber ſchön, die Myrt' in deiner Hand,
die, täuſcht mich Amor nicht, einſt meine Stirn umwindet,
indeß er unſichtbar dich mit den Feſſeln bindet,
womit er ewig mich an deine Seele band.

Dieſe Verſe ſind ohne Zweifel vortreflich; ſie ſind ſelbſt ſchöner als die ausgelaßne Stanze des Originals; aber doch nur ſo lange, als man ſie für ſich betrachtet und den Eindruck vergleicht, den ſie, abgelöſt von dem Ganzen, machen. Als Theile dieſes Ganzen ſcheinen uns doch die Strophen beym Taßo weit zweckmäſiger zu ſeyn. Sie enthalten eine doppelte Urſache der Zueignung. Es iſt nicht blos ſein Wohlthäter, dem er durch ein ſolches Geſchenk einen ſchönen Beweis ſeiner Achtung und Dankbarkeit giebt; ſondern in dieſem Wohlthäter erblickt er auch einen künftigen Gottfried, von welchem er die erhabnen Thaten, die ſein Lied beſingt, erneuert zu ſehn hoffen darf. Welche Urſache aber kann der Ueberſ. dafür anführen, daß er den Dichter dieſes Werk ſeiner Geliebten zueignen läßt, als eine ganz allgemeine, welche mit dem Inhalte deſſelben in keiner Verbindung ſteht? Was hat Amanda mit den Schilderungen kriegeriſcher Scenen gemein? und verliert nicht die Würde und Erhabenheit des Sujets durch die Vorſtellung, daß nicht die innere Größe des Stoffs, ſondern die Liebe, den Geiſt des Dichters ſtärken, und, wenn er ſinkt, aufrecht erhalten ſoll?

Folgendes Bild hat uns nicht ganz dem Ton des epiſchen Gedichts angemeſſen geſchienen. (I. 46.)

O Wunder! Amor, kaum der zarten Schaal' entflohn,
Irrt Jüngling ſchon umher, ſiegt ſchwer gerüſtet ſchon.

O miraviglia! Amor ch' a pena è nato
Già grande vola e già trionfa armato.

Man erinnert ſich leicht, daß eine bekannte Stelle Anakreons dem Ueberſetzer im Andenken ſchwebte. Aber dieſe Idee iſt bey dem Lyriker ſo artig, daß ſie für den epiſchen Dichter beynah allzuartig klingt. Ueberdieß ſcheint uns auch die Wortfügung in dem: Irrt Jüngling ſchon umher, ein wenig hart zu ſeyn.

Bey den vielen und mannichfaltigen Vorzügen, deren dieſe Ueberſetzung ſich rühmen kann, verglichen mit den zahlloſen Schwierigkeiten, die ſich dem Verfaſſer derſelben entgegen ſetzen mußten, würde es wahre Undankbarkeit ſeyn, an einzelnen Flecken ängſtlich zu haften, und dieſe ganz vorzüglich zum Gegenſtande der Kritik zu machen. Ein Theil der Mängel, welche man an dieſem Werke tadeln könnte, fallen in der That nur wegen der vorzüglichen Schönheit der übrigen Theile in die Augen, und wenn wir auch ſie hier anmerken, ſo geſchieht es nur darum, weil wir ein ſo ſchönes Ganze bis in ſeine kleinſten Theile vollendet und über allen Tadel, ſelbſt des eigenſinnigſten Leſers, erhaben wünſchen. So hat uns an einigen Stellen der Ausdruck dunkel geſchienen. Erſtes Buch. 7.

Und nahe war die Zeit, die Kriegern Ruhm verkündet,
und Froſt und Regen faſt entflohn,
als von dem ſtralenreichen Thron,
(der in des Himmels Innerſten gegründet,

allein ein zartes Herz macht rauhe Schönheit ſpröder,
und ewig bleibt Gefühl und Huld der Liebe Köder.

Dieſe ganze Strophe iſt dem Ueberſ. weniger gelungen; am wenigſten der Schluß derſelben. Die Dunkelheit, welche über denſelben verbreitet iſt, ſcheint einmal darin zu liegen, daß der Gegenſatz, auf welchem hier alles beruht

S'egli era d'alma ò ſe coſtei di viſo
Severa manco —

nicht beſtimmt genug angedeutet iſt. Streng ſcheint ſich mehr auf etwas Inneres als auf das Aeußere der Mienen beziehen zu können. Ferner iſt in dem vorletzten Vers das Subjekt verworfen, und man bleibt ungewiß, ob ein ſprödes Herz, welches die Grammatik fordert, oder rauhe Schönheit das Hauptwort iſt. Endlich ſcheint der Ausdruck ſprödes Herz, vom Aladin gebraucht, nicht der richtige zu ſeyn. — Einen ähnlichen Mangel an Deutlichkeit, der zum Theil aus derſelben Quelle entſprungen iſt, glauben wir in der 56 St. des erſten Geſangs bemerkt zu haben. Taſſo ſucht das Verhältniß, welches zwiſchen Odoardo und Gildippen herrſcht, in einer Reihe geſuchter Antitheſen anſchauend zu machen. „Man ſieht ſie niemals getrennt, und kein Streich kann geführt werden, der nur eines von beyden träfe, denn ſie theilen den Schmerz von jeder Wunde. Das Eine erkrankt, wenn das andre verwundet iſt, und wenn eines ſein Blut vergießt, vergießt das Andre ſeine Seele.“ Hr. M. hat dieſe Antitheſen nicht ſcharf genug bezeichnet, um allgemein verſtändlich zu ſeyn:

Seit er zur Kriegerinn ſie weihte,
wich die Geliebte nie von des Geliebten Seite,
und nannte jeden Tod mit ihm zu ſterben Pflicht.
Nun kann auf eins allein kein Schwerdſtreich niederſchweben;
allein und ungetheilt brennt keiner Wunde Schmerz;
das eine ſinkt betäubt, dem andern bricht das Herz;
Blut ſtrömet jenes aus, und dieß verhaucht das Leben.

Wir blättern weiter und finden im dritten Buch (3te St.) noch eine Stelle, die wir uns nicht erklären können. Die Armee war mit Hitze aufgebrochen und eilte nach Jeruſalem zu:

Und jeder wähnt, wiewohl er Flügel
Am Herzen trägt, er eile nicht.
Kaum aber ſchmückt der Sonne Licht
die abendwärts gelegnen Hügel
Sieh da Jeruſalem — —

Wir können nicht anders als einen Schreibfehler in dieſer Stelle vermuthen, da der Widerſpruch, welcher in den erſten Zeilen liegt, ſogleich in die Augen fällt. Der Ausdruck Flügel am Herzen tragen kann doch nichts anders bedeuten, als mit ſeinen Wünſchen vorwärts eilen, lebhafte und heiße Wünſche hegen. Dieſen aber gehen auch die ſchnellſten Füße nicht ſchnell genug. Alſo eben darum, weil ſie Flügel am Herzen trugen, mußte es ihnen ſcheinen, als gingen ſie langſam, wenn ſie auch noch ſo ſehr eilten. Das Original ſagt: Mit beflügelten Herzen und beflügelten Füßen eilten ſie vorwärts und keiner bemerkt, wie ſehr er eilt.

Unſere übrigen Anmerkungen beziehen ſich noch auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks. I. Geſ. 3.

> Erſt wann der Täuſchung Reiz ſich mit der Wahrheit paart,
> horcht jedes Herz und wird des ſchnöden Kaltſinns müde.

Die letzten Worte geben, unſerm Gefühl nach, einen unrichtigen Sinn. Man wird einer Sache müde, welche zu lange dauert. Dieſer Ermüdung folgt der Wunſch nach Veränderung unſers gegenwärtigen Zuſtands, und dieſe Veränderung ſuchen wir abſichtlich auf. Davon aber kann die Rede hier nicht ſeyn. Der Dichter ſpricht von Leſern, welche in ihrer Gleichgültigkeit beharren würden, wenn er nicht die Kunſt verſtände, ſie durch mancherley Reiz aus dieſem Zuſtand aufzuwecken. Die Wahrheit würde die meiſten Leſer kalt laſſen. Nur dann erſt, wenn ſie in dem lockenden Gewande der Dichtkunſt erſcheint, erwärmt ſie die Herzen und verbannt den Kaltſinn, der ſie beherrſcht.

Sai

> — che'l vero condito in molli verſi
> I più ſchivi allettando à perſuaſo.

I. 36.

Sinne hat; das ofne Feld wird, beym erſten Anblick, auf den Begriff von Tapferkeit führen. Adel iſt hier nicht das rechte Wort, ſondern Reinheit, Unbeflecktheit. Che ne' Campi honeſtate anche ſi ſerba. II. 90.

Und in ein feyerliches Schweigen
verſinkt die müde Welt; und allgewaltiger thront
die Königinn der Nacht. Was unterm Himmel wohnt,
das ſcheue Wild im Thal, der Vogel in den Zweigen,
der Wandrer auf der Flur, der Hirt im fernen Hayn,
vertauſcht Mühſeligkeit und Kummer,
und athmet, aufgelöſt in Schlummer,
das lieblichſte Vergeſſen ein.

In dieſer vortreflichen Strophe haben wir nur eine Kleinigkeit zu tadeln. Das Beywort **fern** bey Hayn ſcheint müßig. Wenigſtens wüßten **wir** keinen Grund auszudenken, warum der Hirte nicht eben ſo gut in einem **nahen** als in einem **fernen** Hayne ruhen könnte. **Fern** iſt ein relativer Begriff, und hat hier nichts, worauf er bezogen werden könnte. Statt **vertauſcht** wünſchten wir ebenfalls ein andres Zeitwort hierher. Denn die Worte: **Vertauſcht Mühſeligkeit und Kummer**, enthalten eine unvollſtändige Redensart, welche den Verſtand nicht befriedigt.

Noch eine Bemerkung, und dann ſetzen wir unſrer Kritik ein Ziel. Der Ueberſetzer ſcheint die

Wiederholungen deſſelben Worts, zur Hervorbringung eines größern Nachdrucks, vielleicht ein wenig zu ſehr zu lieben. Z. B. II. 23.

Schmach darf kein Unchriſt nun dem heiligen Bilde drohn,
kein Unchriſt es entweihn, kein Unchriſt es verhöhnen.

II. 32. Iſt dieß, iſt dieß der zarte Brand u. ſ. w.

Wir leugnen nicht, daß ſolche Wiederholungen oft eine vortrefliche Wirkung thun; aber oft geben ſie der Rede ein deklamatoriſches Anſehn, und machen ſie froſtig, ſtatt ſie zu beleben.

Es würde unbillig ſeyn, die Beurtheilung eines Werks, das wir mit Dankbarkeit und Bewunderung empfangen ſollten, mit Tadel zu beſchließen. Wir wollen alſo unſere Leſer noch durch einige vortrefliche Stanzen aus Aletens Rede, im zweyten Buch, welche dem Ueberſ. vorzüglich gelungen iſt, für die Langeweile ſchadlos halten, die ihnen die Kritik einzelner Stellen und Wörter gemacht haben könnte.

Zwar iſt des Feindes Rath verdächtig, und der Sinn
der Jugend ſtolz, und ſüß die Ausſicht auf Gewinn;
zu ſchmeichleriſch der Glanz eroberter Tropäen,
der Herrſchaft Reiz zu ſtark, um ihm zu widerſtehen.
Was Wunder, wenn du früher nicht
des Schwerds, das jede Schlacht dir neuen Ruhm verſpricht,
dich zu entgürten denkſt, bis Aſien erlieget,
und Mahoms Glaube ſinkt und Chriſtus Fahne ſieget.

Ein zauberiſches Bild! — Steht aber, vor der Liſt
der Schmeicheley bewahrt, dein Herz dir ſelber offen,
o! ſo erkennſt du leicht, wie wenig hier zu hoffen,
wie viel für dich zu fürchten iſt.
Auf dieſer Erde pflegt von Einem zu dem Andern,
bald zürnend, bald verſöhnt, das ſchlaue Glück zu wandern.
Den neidiſch unſer Blick zum Himmel ſtreben ſah,
bringt oft ein Ungefähr dem Rand des Abgrunds nah.

In Scheuren aufgethürmt, ruht hinter ſichern Wällen,
des Jahres reife Frucht, und Obſt und Beeren ſchwellen
die Kammern ſchon; ein Theil des Feld's liegt durch die Hand
der Eigenthümer ſelbſt verwüſtet und verbrannt.
Kennſt du ein Korngefild, von dem dein Volk ſich nähre? —
Ihm winkt, wohin es blickt, ein weit geöfnet Grab.
Du denkſt: durchſeegelt doch die Flotte freye Meere!
Wie? von den Wellen hängt des Heeres Leben ab?
u. ſ. w.

Wir bemerken noch, daß dieſer Ueberſetzung ein kurzer Inhalt des ganzen Gedichts und eine Abhandlung über die Fabel des befreyten Jeruſalems und Taßos Verdienſt in Abſicht auf ihre Erfindung und Anordnung voraus geſchickt iſt.

vater, Geßner, Haller ꝛc. darin finden. Eines der vorzüglichſten Stücke, die Schule der Fürſten, hat er bereits 1772, bey der Thronbeſteigung Ludwig XVI. verfertiget; ein Umſtand, den der Ueberſetzer vielleicht hätte anzeigen ſollen, weil er dem Stücke einen eignen lokalen Reiz ertheilt. Dieſer und der ſechszehnte Traum, die hohe Geſellſchaft, ſind Muſter in dieſer Gattung von Dichtungen, jener in der feyerlichen Platoniſchen, letzterer in der ſcherzhaften und von den Neuern faſt noch gar nicht verſuchten Lucianſchen Manier. Gewiß aber verdient ſie eben ſo ſehr weiter ausgebildet zu werden, als jene; ſo wie wir überhaupt die hier von Mercier und ſeinen deutſchen Continuatoren ausgeführte Idee glücklich finden. Moraliſche und politiſche Reflexionen, Tadel der fehlerhaften gegenwärtigen Einrichtungen, und Vorſchläge zu Verbeſſerungen, können auf dieſe Weiſe unter einem gefälligen Gewande ins Publikum gebracht werden. Die vielfachen Auftritte unſerer Tage, bey welchen ein allgemeines Streben zum Beſſerſeyn unter den Nationen Europens ſichtbar iſt, und bey denen doch die Thorheiten und Fehltritte ſo häufig ſind, geben einen reichen Stoff zu philoſophiſchen Träumen. Wenn man erſt mißlungene oder ſehr verunſtaltete Verſuche zu Reformen vor ſich ſieht; ſo kann die Imagination das Ideal einer wahren und gründlichen Verbeſſerung eher finden. Oder ſollen dieſe Träume blos die Debatten über wichtige und jetzt mehr als ſonſt ſtreitig gewordene Punkte der Politik, des Staats-Rechts und der Moral enthalten; ſo iſt auch dazu unſere Zeitgeſchichte geſchickt, viele ſolche Punkte aufzuſtellen, und die Aufmerkſamkeit des Publici darauf hinzuziehn. Nur möchten wir denjenigen rathen, die ſich mit dieſer Dichtungsart abgeben wollen, erſt mit ſich ſelbſt über ihre philoſophiſchen und politiſchen Grundſätze einig zu werden, und dann zweytens, falls ſie nicht blos ihr Raiſonnement einem Dämon, der ihnen erſcheint, in den Mund legen, keinesweges zu raiſonniren, als ob ſie wachten, ſondern vielmehr die Handlung ſo anzulegen, daß aus der Reihe der gehabten Empfindungen das Reſultat ſelbſt hervorgehe und dem Leſer anſchaulich werde. Mit Vergnügen bemerkte der Recenſent, daß die vier deutſchen Fortſetzer des Merciers die Geſetze einer poetiſchen Compoſition ungleich mehr vor Augen behalten haben, als der Franzoſe, der ihnen dagegen in Abſicht auf blühenden Vortrag, Reichthum der Phantaſie, Friſchheit und Eleganz des Ausdrucks, wenigſtens zum Theil, überlegen ſeyn dürfte. Die deutſchen Stücke verdienen den Vorzug in Abſicht auf gründliches Raiſonnement, die franzöſiſchen in Anſehung des Colorits; die deutſchen Philoſophen zeigen ſich als Dichter, die eine Handlung anzulegen verſtehen, der franzöſiſche Dramen-Dichter iſt faſt immer blos Rhetoriker, und mit unter Sophiſt und Deklamator, was ſeinen deutſchen Fortſetzern nie begegnet, vielleicht eben deshalb, weil ſie einen Sophiſten zu beſtreiten hatten. Auch ſieht man aus mehr denn einer Stelle, daß Mercier nicht nach feſten Principien urtheilt, ſondern daß ihn die Umſtände beſtimmen, über die nämliche Sache bald ſo, bald anders zu ſprechen: bald iſt er daher Republikaner, bald Royaliſt, heute Stoiker und morgen Epikuräer, in dieſer Stunde ein Myſtiker, in einer andern ein Freydenker. Roußeau hat unſtreitig in ſeinem Kopfe zuerſt ein Licht angezündet; er ahmt offenbar deſſen Schreibart nach, und trägt deſſen zum Theil ſchwärmeriſche Ideen von allgemeiner Gleichheit, Liebe ohne conventionelle Bande, Entbehrlichkeit der ſtehenden Armeen u. ſ. w. mit allem Feuer der Beredſamkeit, und vom Schimmer der Phantaſie unterſtützt, vor. Es war daher ſo nothwendig als nützlich, dieſe Meynungen nicht ohne Warnung ins deutſche Publikum zu ſenden, und auf jeden Fall beſſer, ſie nicht blos durch beygefügte Anmerkungen zu widerlegen, ſondern durch neue Dichtungen die andere Seite verſchiedner von Mercier geſchilderten Gegenſtände zu zeigen; zumal jetzt ſo viele Schriftſteller recht abſichtlich darauf ausgehen, die Menſchen mit ihrem Schickſale misvergnügt zu machen, indem ſie die Staats, und gottesdienſtlichen Einrichtungen immer nur von ihrer ſchlimmſten Seite zeigen, auch das Studium der Claſſiker und alten Sprachen als entbehrlich vorſtellen. Können wir denn ins patriarchaliſche Leben zurück kehren? Müßten ſechs Achttheile der Europäer nicht erſt von der Erde verſchwinden, um ſich in ein Hirtenvolk umzubilden? Und giebt es denn unter den herumwandernden Horden, und zu Otaheite, nicht auch Zank und Streit, Knechtſchaft und Unterdrückung?

in unſerer Sprache beſitzen, zu dem Traum des Galiläi von Engel (im 2ten Theil des Philoſophen für die Welt.) Kenner der alten philoſophiſchen Geſchichte dürfte es vielleicht befremden, daß Empedokles wie ein Kantianer ſpricht: aber da ſein Buch von der Natur verloren gegangen iſt; ſo konnten ihm wohl Kants Ideen über die Erkennbarkeit der Natur in einem Traume von ſeinem Lehrer Pythagoras offenbart werden, zumal da, wie es im Eingange zu einem andern Stücke (S. 274) ſehr richtig heißt, „der Traum eben ſo wenig ein „treuer Lehrer der Geſchichte, als ein beglaubigter „Prophet iſt, ſondern ſich die Freyheit nimmt, an „den Begebenheiten, die er der wirklichen Welt „abborgt, die individuellen Umſtände zu ändern,“ und es hier nicht auf hiſtoriſche Wahrheit, ſondern darauf ankam, ſo vielen Gelehrten, die den Werth der Kantiſchen Lehrmethode, aus Mangel am Studium derſelben, verkennen, einen deutlichen Begriff von ihrem Eigenthümlichen und ihrer Nützlichkeit für die Moral zu geben, Allen aber zuzurufen: „Dieſe Welt iſt vorhanden, nicht daß „ſie von uns erkannt werde, ſondern, daß wir „durch ſie uns bilden und uns ihrer erfreuen.“ — Die Mode von Hrn. Mag. Maaß in Halle, eine witzige Allegorie, ernſthaftern Inhalts, als der Titel vermuthen läßt. Dieſer junge hofnungsvolle Gelehrte wird unſern meiſten Leſern ſchon aus verſchiednen Aufſätzen in Eberhardts philoſophiſchen Magazin als ein denkender Kopf bekannt ſeyn, und er zeigt ſich in den drey hier von ihm befindlichen

Aufſätzen als Dichter und Mann von Geſchmack. — Leſſing, die Söhne der Unſterblichkeit, der Tempel der deutſchen Dichtkunſt, alle drey von Hrn. Schaz. Es war natürlich, daß ſich Merciers Ueberſetzer deſſen Manier am meiſten zu eigen machte: alle drey haben ganz das Gepräge der Mercierſchen Eleganz; aber der Geiſt, der darin herrſcht, iſt der Geiſt eines tiefdenkenden, und gleich dem Franzoſen tieffühlenden, Deutſchen. Das Charakteriſtiſche unſerer Poeſie wird in dem letzten Stück mit wenigen, aber treffenden Zügen angegeben. Der Verf. macht bey einer abermaligen Durchleſung unſerer Dichter, während einer Frühlingskur auf dem Lande, die Bemerkung, daß ihnen allgemeine charakteriſtiſche Merkmahle fehlen. „Die Dichter aller übrigen alten und „neuen Nationen mögen noch ſo verſchiedene Gattungen in noch ſo verſchiedener Manier bearbeitet haben, durchaus tragen doch ihre Werke, (die „Sprache ungerechnet) das Gepräge der Nation „und des Zeitalters, das ſie hervorbrachte. Im „Corneille wie im Chaulieu, im Milton wie im „Waller, im Taſſo wie im Zappi, iſt der Franzoſe, „der Engländer, der Italiäner unverkennbar; dagegen ſcheinen die größten Meiſterſtücke unſerer „Litteratur, äußerſt wenige ausgenommen, mehr „vortrefliche Ueberſetzungen ausländiſcher Werke, „als Produkte des deutſchen Grund und Boden zu „ſeyn. Unſere beſten Schriftſteller haben in einem „Zeitraum von nicht einmal funfzig Jahren geſchrieben; allein man ſollte glauben, ihre Schriften wären in verſchiedenen Jahrhunderten, auf den verſchiedenſten Stufen der Nationalkultur, verfertigt worden.“ Im Traum, der auf dieſe Betrachtungen folgt, ſieht der Verf. ein großes und äußerſt ſonderbares Gebäude. „Einzelne Theile waren mit großer Kunſt und feinem Geſchmack aufgeführt, im Ganzen aber herrſchte weder Ebenmaas noch Uebereinſtimmung. Neben einer Faßade von italiäniſcher Bauart erhob ſich ein hoher gothiſcher Thurm. Eine Seite zeigte die Geſtalt eines griechiſchen Tempels; ich ging um die Ecke, und glaubte nun ein leichtes franzöſiſches Luſthaus vor mir zu haben. Die daranſtoßende Seite zeigte einen Pavillon im chineſiſchen Geſchmack: die nächſte ſchien die Fronte eines Feenſchloſſes zu ſeyn, ſo ſehr glänzte alles von Gold und dem köſtlichſten Marmor, deſſen Fugen mit Perlen und Edelgeſteinen beſetzt waren. Am andern Ende zog ſich das Gebäude in einen dumpfen Kerker, mit kleinen Fenſtern und eiſernen Stäben verwahrt, zuſammen.“ Ein dämoniſcher Führer bietet ſich ihm an, und zeigt ihm, auf wie verſchiedne Weiſe und durch wie verſchiedene Thore und Oefnungen man in dieſes barocke Gebäude hineinzukommen ſucht; er durchgeht mit ihm alle innere Hallen, und kommt zuletzt zu dem Heiligthum des Tempels. „Hier (ſagt er) ſiehſt du die Dichter des goldnen Zeitalters der Poeſie in Deutſchland, nicht der deutſchen Poeſie: die wahrhaft großen Männer, die ſich durch den Kaltſinn der Nation und die blinde Verachtung der Großen

„Einſt nach Jahrtauſenden werden, in der ausgeſtorbenen Sprache, ſpäter aufblühende Völker die Reſte ihrer Meiſterwerke ſtudiren, und dann wird es der Nachwelt ein unerklärbares Problem ſeyn, wie das unpoetiſchſte Land, und die unpoetiſchſte Nation ſo große Dichter hervorbringen konnte.“ —

Daß Herr Schaz die Mercierſchen Träume vortreflich überſetzt hat, haben wir nicht nöthig durch Beyſpiele zu erweiſen, da er ſich ſchon durch die Ueberſetzung von Goldoni's Memoiren, des Cazotte und der Laura, als einen von denen, beſonders in Deutſchland, ſo ſeltenen poetiſchen Copiſten gezeigt hat, die mit feſter Hand den Contour der gewählten Originalbilder nachzuzeichnen, und mit dem feinſten Gefühl und aller praktiſchen Kunſtfertigkeit das Colorit derſelben überzutragen verſtehen. Solche Copien haben den Werth von Originalbildern, und man betrachtet ſie neben dieſen mit Vergnügen, bemerkt mit Vergnügen, warum ein ſo geſchickter Copiſt hier einen kleinen Zug änderte, dort etwas ſtärker oder ſchwächer hielt, als im Original, ohne daß der Geiſt darunter litte; wie künſtlich er ſich zu helfen wußte, wenn ihm eine Farbe fehlte, und welchen Vortheil er aus einer andern zu ziehen verſtand, die er auf ſeiner Palette ſchöner hatte, als der Maler des Originals. Man ſehe z. B. im erſten Theil S. 259, wo Mendelsſohn, viel ſchicklicher, wenigſtens für deutſche Leſer, für Peter Corneille ſteht, ingleichen S. 229 und 230, wo einige litterariſche Anſpielungen mit ungleich treffendern auf unſere Litteratur vertauſcht worden ſind; beſonders aber im zweyten Theil den ganzen ſieben Bogen langen, in ſeiner Anlage ſo barocken, als in der Ausführung ſchönen Traum, der eiſerne Mann, (der, gleich der franzöſiſchen National-Verſammlung, die er perſonificirt darſtellt, alles Holprichte ebnet, alles Fehlerhafte verbeſſert, und alle politiſche Uebel durch ſeinen mächtigen Arm, im Traume, vertilgt,) aus welchen einige Nummern, welche die ehemalige Pariſer Polizey-Verfaſſung angingen, ganz weggeblieben, einige zu harte und einſeitige Urtheile gemildert, manche Wendung verändert, und eine in das Ganze ſehr gut paſſende Erzählung, Nummer 58, eingeſchoben worden; und troz aller dieſer Veränderungen fühlt man doch immer, daß man einen Traum von Mercier lieſt, denn die hinzu gekommenen Züge ſind ganz in dem Style des Originals, und keine Localität iſt weggefallen, die für deutſche Leſer, welche mit Frankreichs Verfaſſung bekannt ſind, intereſſant ſeyn könnte. Mit Recht iſt dieſerhalb auch der ſechſte Traum beybehalten worden. Doch dieſer hat vielleicht für Deutſchland bald noch näheres Intereſſe, da man in einem gewiſſen Staate beſchloſſen haben ſoll, die franzöſiſche Einrichtung der Leibrenten nachzuahmen, die ſo unmittelbar zur Egoiſterey und zum Sittenverderbniß führen, wie Mercier ſehr gut ausgeführt hat. — Auch die beygefügten Anmerkungen des Ueberſezers, beſonders zum zweyten und ſiebenzehnten Traum, zeigen ihn als einen Mann, der mit ſeinem Autor denkt und ihn zu verbeſſern im Stande iſt. — Wer die kleinen Veränderungen, die er mit dem Original vorgenommen hat, genau kennen will, und dieſes nicht zu Rathe ziehen kann, der darf ſich nur die, zu gleicher Zeit, in der Richteriſchen Buchhandlung zu Dresden herausgekommene wörtliche Ueberſetzung von Merciers Träumen holen laſſen und ſie mit der von Hrn. Schaz vergleichen. Die Dresdner rührt offenbar von einem ſchätzbaren Gelehrten her, der ſein Original vollkommen verſtand, aber den poetiſch-proſaiſchen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hat. Ein Berliner Recenſent ſagt daher von ihr: „Sie „verhalte ſich zur Leipziger, wie Bley zu Silber.“ Wir möchten doch noch lieber ſagen: wie ein verblichnes Colorit zu einem friſchen, wie der matte Pinſel von *** zu dem ſaftigen Pinſel eines Dieterich.

V.

Vermiſchte Nachrichten.

Italiäniſche Litteratur.

Poeſie militari dell' Abate *Gaſpare Caſſola.* Milano ap. Marelli. 77. p. 8. Dieſer ſchon durch Werke gelehrten Fleißes bekannte Abbe beſingt, nach dem Muſter der Sänger des Alterthums, die Kriegsthaten der vorzüglichſten Generale der kaiſerlichen Armee, beſonders des nun verſtorbenen Laudon und des Prinzen von Koburg. Zwar verdienen die Helden den Weihrauch, doch würde

und Intereſſe. Der Dialog hat Verdienſte, nur an einzelnen Orten iſt der Ausdruck zu koſtbar und dunkel. Dieſer Tadel trift auch folgenden ſchönen Monolog. Seraphina iſt beym Mondſchein in einem Hain:

Whither is flown thy ſpirit, lov'd Lorenzo!
What are its dear delights? thinks it of me,
As thus I mourn in the ſequeſterd grove?
Perchance 't is wafted by the zephyrs wing,
That fans my burning boſom; or it floats
Amid theſe chryſtal beamings of the moon,
To decorate the ſcene with ſilver glory.
Ah! 't was thy ſoothing voice which ſtole but now
From yon lone cypreſs in the plaintive ſong
Of ſorrows fav'rite bird; for each ſad ſwell
Had ſuch a heav'nly and prevailing ſweetneſs,
It charm'd my heart. Methinks, at times, I've ſeen thee
Melt into tears upon the flowrs of morn,
And I have trac'd thy viſionary ſtep
O'er the grey lake at eve's unruffled hour.
Where'er thou art, caſt one approving glance
On this cold Urn, which an unwearied love
Devotes to thy remembrance — —

The Rights of Kings; or Loyal Odes to diſloyal Academicians. By Peter Pindar. Eſq. 70. p. 4. 1791. Mr. Lawrence, ein junger nicht ungeſchickter Portraitmahler, war dem König und der Königinn bekannt worden, und dieſe wünſchten ihn in die Akademie aufgenommen zu ſehn. Der Präſident trug dieſen königlichen Wunſch den Akademiſten vor, allein die Herren fanden ihn ſo wenig nach ihrem Geſchmack, daß, wie es zum Stimmen kam, Lawrence nur drey, Mr. Wheatley, ſein Nebenbuhler, hingegen deren ſechzehn erhielt. Hierüber werden den Akademiſten in dieſen ſogenannten Oden, in denen hier und da meiſterhafte Züge von Ironie vorkommen, heftige Vorwürfe gemacht:

> Refuſe a Monarchs mighty orders! —
> It ſmells of treaſon — on rebellion borders!
> S death, Sirs, it was the Queen's fond wiſh as well,
> That Mr. Lawrence ſhould come in!
> Againſt a Queen ſo gentle to rebel!
> This is another crying ſin!
> What not oblige in ſuch a trifling thing.
> So ſweet a Queen and ſuch a goodly King! — —

Stanzas of Woe; addreſſed from the heart, on a Bed of Illneſs to L. Eames by *A. Yearsly*, a Milk-woman of Clifton near Briſtol. 1790. 30. p. 4. Die poetiſchen Talente der Mſtrs. Yearsley ſind ſchon bekannt. Sie klagt hier über grauſame Behandlung, die ihre Kinder von einem Bedienten einer vornehmen Magiſtratsperſon in Briſtol erlitten. So wird der Arme allenthalben, ſelbſt im Lande der Freyheit, unterdrückt!

Verſes on the arrival of the great Muſician, *Haydn*, in England, 1791. 14. p. 4.

Der Verf. dieſer Verſe hält den berühmten Haydn nicht blos für einen großen Tonkünſtler, ſondern für einen wahren muſikaliſchen Wunderthäter. Vorzüglich bewundert er ſeine unerſchöpfliche Erfindungskraft. Haydn war ſchon vor ſeiner Ankunft in England daſelbſt ſehr geſchätzt. In den Konzerten in Hannover-Square, die er dirigirte, erregte ſeine Gegenwart eine Art von Enthuſiasmus, die dem Wahnſinn nahe kam. Es iſt billig, daß der große Künſtler, dem die Natur ſeiner Kunſt nur vorübergehenden Beyfall verſtattet, ihn in einem Grad genieße, der nicht mit kalter Pünktlichkeit abgemeſſen iſt.

Miſcellaneous Poems by Samuel Roſs, Trinity Coll. Dublin 1790. 71. p. 12°. Flüchtige kleine Gedichte, meiſt von elegiſcher Art, nicht ohne Verdienſt. Das Merkwürdigſte an ihnen iſt indeß der ungeheure Preiß von Einem Thaler für 4½ nicht ſehr ſauber gedruckte Bogen auf mittelmäßiges Papier.

A New and Litteral Translation of Juvenal and Perſius; with copious explanatory notes, by which theſe difficult Satiriſts are rendered eaſy and familiar to the Reader, by the rev. M. Madan. II. Voll. 8. 940 p. Da der Ueberſ. ſein Original ſo treu und ſo wörtlich als möglich in ſeine Sprache übertragen wollte, ſo mußte natürlich darüber oft die Sorge für Schönheit und Eleganz vernachläßiget werden. Der größte Werth dieſes Werks liegt ohnſtreitig in den Anmerkungen, die ſehr zahlreich und ausführ-

Epitaphium Felis.

Feſſa annis, morboque gravi, mitiſſima felis
Infernos tandem cogor adire lacus:
Et mihi ſubridens Proſerpina dixit; »Habete
Elyſios ſoles, Elyſiumque nemus.“
Sed bene ſi merui, facilis regina ſilentûm
Da mihi ſaltem una nocte redire domum;
Nocte redire domum, dominoque haec dicere in aurem:
Te tua fida etiam trans Styga felis amat.

2) Anmerkungen über den Spencer, voll ſchöner äſthetiſcher und kritiſcher Bemerkungen. 3) Bemerkungen über Milton. 4) Kritiſche Bemerkungen über neuere Schriftſteller, Anekdoten von Pope, Swift, Voltaire u. ſ. w.

Popular Tales of the Germans. II. Vol. 8. Enthält die Ueberſetzung von 5 Volksmährchen von Muſäus. Sehr luſtig iſts, daß der Ueberſ. ſeinen Leſern ſehr treuherzig verſichert, Muſäus ſey nicht der eigentliche Nahme des deutſchen Verſ. ſondern ein Ehrennahme, den man von jenem bekannten griechiſchen Dichter hergenommen, der die Liebe von Leander und Hero beſungen.

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Fünf und Vierzigſten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung.
1792.

mindert! Das Publikum, ſagen unſre Dichter, hat kein Gefühl mehr für Werke des Witzes. Es iſt kalt, undankbar, überſättigt. Sie verlangen, daß es ſich lebhafter intereſſire, ſie wollen, daß es ſie mehr bemerken ſoll. Iſt dieſe Beſchuldigung wahr, und dieſe Foderung billig? Vielleicht, doch beydes gewiß nur unter Einſchränkungen.

Die Periode, in welcher die Poeſie über alle andere Künſte hervorragt, und die Muſen eines ungetheilten Triumphes genießen, iſt unter allen Völkern glänzend, aber auch unter allen kurz und vergänglich. Die Geiſtesprodukte, die wir unter dem Namen der ſchönen begreifen, erreichen gewöhnlich ſchnell ihre höchſte Vollkommenheit und gehn allemal der Ausbildung der übrigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe voraus. Wir lieben ſie daher mit Heftigkeit und um deſto ſchwärmeriſcher, weil ſie die einzigen ſind, die uns Liebe einflößen können. Schriftſteller und Leſer begeiſtern, ſo zu ſagen, einander, eine geraume Zeit, um die Wette. Es ereignen ſich alle jene Erſcheinungen, welche ein lebhaftes Intereſſe in dem Reiche der Gelehrſamkeit ohne Ausnahme zur Folge zu haben pflegt. Ein Idyll, eine Ode, ein Schauſpiel iſt die merkwürdigſte Neuigkeit für die Geſellſchaft, und der wichtigſte Gegenſtand des Geſprächs. Man begnügt ſich nicht mit allgemeinem Lobe und Tadel: man lobt mit Feuer und tadelt mit Ernſt und Strenge. Unter den handelnden Perſonen entſtehen Fehden, Cabalen, Kriege, und die Zuſchauer nehmen Parthey. Selten nur wird wahres dichteriſches Verdienſt verkannt,

kannt, und noch ſeltner trägt ein unwürdiges Haupt lange den erſchlichenen Lorbeer. Das iſt die Zeit, wo das Vergnügen, das aus dem Schönen hervorgeht, ſich aller Herzen bemeiſtert; das iſt die glückliche Epoche der Dichtkunſt, wo ſie, als die liebenswürdigſte Gefährtinn durchs Leben, verehrt wird; das iſt das poetiſche Zeitalter eines Volkes.

Aber mitten in dieſem Rauſche erwacht von Zeit zu Zeit die Vernunft und fragt, wovon und warum ſie ſich ſo berauſchen läßt. Man ſtellt Betrachtungen über das Weſen der Dichtkunſt an, man bemüht ſich, die Urſachen dieſes Wohlgefallens an ihr zu erklären, man denkt über Leidenſchaften, Sitten und Charakter, man prüft, vergleicht und zergliedert, und allmählig bildet ſich die Philoſophie des Geſchmacks, und lenkt den Geiſt von dem Genuſſe des Schönen zu der Unterſuchung deſſelben hin. Da man über Werke ſchreibt, die ſich ganz vorzüglich durch Sprache und durch Ausdruck empfehlen, ſo befleißigt man ſich ebenfalls, ſeinem Style die höchſte Vollkommenheit zu ertheilen. Der Tiefſinn gewinnt zum erſtenmal ein muntres, gefälliges Anſehn, und die Gründlichkeit wirft ihr ſteifes Gewand ab und kleidet ſich leicht und natürlich. Man erkennt, daß es möglich iſt, auch dem philoſophiſchen Vortrag Anmuth und Leben zu ſchenken, und fängt an, die Vorzüge einer wohl ausgearbeiteten Proſe zu ſchätzen. Mit wenigen Worten: man lernt durch die Dichtkunſt ſchreiben, und wandelt, an der Hand der Muſen, durch den Vorhof der Kritik, zu dem eigentlichen Heiligthume der Weltweisheit.

Nicht lange, ſo gelingt es dem einen, oder dem andern Auserwählten, ſich der Göttinn, die bis itzt noch in ein heiliges Dunkel gehüllt war, zu nähern. Einige ihrer Lehren werden in einer verſtändlichen und allgemein faßlichen Sprache dem größern Publikum mitgetheilt, und von ihm durch Beyfall belohnt. Mit dieſen Verſuchen eröffnen ſich neue Ausſichten. Kenntniſſe, die bis itzt vergraben gelegen, oder Wenigen nur genützt hatten, werden hervor gezogen und in Umlauf gebracht, Wahrheiten, die man bisher überſehen, oder verkannt hatte, gewinnen, durch Hülfe der Darſtellung, Licht und Klarheit, und erſcheinen wichtig und fruchtbar; die ganze Maſſe des Wiſſenswürdigen vermehrt ſich und kömmt in Umſchwung. Man intereſſirt ſich, auf eine ſehr begreifliche Weiſe, für Unterſuchungen, die bald die vorzüglichſten Angelegenheiten unſres Geiſtes, ſeine Wünſche, Hoffnungen und Erwartungen betreffen, bald uns tiefer in die Geheimniſſe der Natur hineinführen, bald uns den Menſchen und ſein Verhältniß, als Staats- und Weltbürger, näher bringen. Man überzeugt ſich allmählig, daß es, außer den Geſetzen des Schönen, noch eine Menge Dinge giebt, die den denkenden Kopf angehn, und ihm ſogar nöthiger ſind, als jene, und der Hang zur Spekulation nimmt mehr und mehr über Hand.

Allein in eben dem Maaße, in dem dieſer ſich erweitert, vermindert ſich gewöhnlich die Liebe zur

man ſich um die lyriſchen und didaktiſchen Dichter. Die älteſten ſtehn beſtäubt in den Bibliotheken, und die neuern kauft Niemand; der ſicherſte Beweis, daß man die Poeten, nur um der Unterhaltung willen, in die Hand nimmt. Selbſt die ältern und vortreflichen Theaterſtücke weichen den neuern und ſchlechtern, weil doch die Fabel an den letztern neu iſt.

Es wäre wohl die ungereimteſte Foderung von den Dichtern, wenn ſie verlangten, daß ihre Werke zu allen Zeiten die Lieblingslektüre des Publikums ſeyn ſollen. Was iſt natürlicher, als daß die Leſer, da immer mehr Zweige der Litteratur kultivirt werden, ihren Beyfall theilen, und ihre Aufmerkſamkeit den ihnen näher liegenden Wiſſenſchaften ſchenken; was begreiflicher, als daß der Enthuſiasmus, wie für alles, ſo auch für die Dichtkunſt, mit den Jahren abnimmt, und die ſchwärmende Bewundrung aufhört? Auch wäre es wohl höchſt unbillig, den größern und ausgebreitetern Nutzen, den die Philoſophie ſtiftet, und ihr Verdienſt um Welt und Menſchenglück aus dem Auge zu laſſen, und ihr die Stelle, die ſie dermahlen einnimmt, zu beneiden. Nein, es iſt nur zu wahr, daß es eine Menge Dinge giebt, denen die Gabe zu dichten, und die Kunſt gute Verſe zu machen, nachſtehen muß, und daß allein Einſeitigkeit im Urtheil, oder Eitelkeit dieſen Vorzug zu hoch anſchlagen kann. Aber auf der andern Seite heißt es ebenfalls die Beſtimmung, die Würde und den Einfluß der Poeſie und ſchönen Litteratur verkennen, wenn der richtende Theil ihre Produkte, bald mit allgemeinen Lobeserhebungen abfertigt, bald durch kleinliche oder aburtheilende Kritik niederſchlägt, und der Leſende ſie blos als Puppe und zeitverkürzendes Spiel betrachtet. Die Rede iſt hier gar nicht von ſchallenden Anpreiſungen und lautem Poſaunenton. Wahrlich es iſt ein zweydeutiger Beweis, daß man die Werke des Geſchmacks kennt und ſie richtig zu ſchätzen weiß, wenn man ſie nur bewundert. Die Rede iſt von jenem mühſamen Lobe, das aus lauter äſthetiſchen Gemeinſprüchen zuſammengeſetzt iſt, und wie eine Copie eines allgemeinen Formulars ausſieht, dem man die Anſtrengung und das Geſuchte anmerkt, dergleichen man täglich in berühmten Journalen lieſet und aus dem Munde ſeynwollender Kenner hört, und von jenem hochmüthigen Tadel, mit dem ſich mancher Ariſtarch das Anſehn geben will, als habe er tiefer, denn Andre, in die Geheimniſſe der Kritik eingeſchaut, von jener Kälte, mit der die Welt, wie ſich Leſſing irgendwo ausdrückt, gewiſſen Leuten zu verſtehen giebt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen können, die, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend iſt. Leſer, die mit dem kritiſchen Geiſt unſrer Zeit vertraut ſind, werden die Data von dieſen Behauptungen von ſelbſt und ohne eine nähere Erklärung von unſrer Seite finden. Wenn der Partheygeiſt, wie man wohl zuweilen zu rühmen pflegt, auf dem deutſchen Parnaſſe aufgehört hat, ſo iſt dafür eine Gleichgültigkeit eingetreten, die man umſonſt itzt unter dem Schein allgemeiner Höflichkeitsbezeugungen, und itzt unter dem Ernſte der Kritik zu verbergen ſucht, eine Gleichgültigkeit, bey der man nur zu deutlich gewahr wird, daß ihr etwas anders, als das, durch mannichfaltigere Lektüre und philoſophiſches Studium getheilte und vervielfältigte Intereſſe der Leſer zum Grunde liegt.

Und doch war vielleicht die ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf die ſchöne Litteratur und die Empfehlung der beſſern Dichter und Proſaiſten der Nation niemals nothwendiger, als itzt. Unſer Zeitalter hat eine Philoſophie hervorgehen ſehn, die alles, was bisher für Philoſophie galt, an Scharfſinn und Gründlichkeit übertrifft, und die den Hang zur Spekulation neu geweckt hat. Da man ſich nicht unbillig ſchmeichelt, durch ſie zu Aufſchlüſſen zu gelangen, die dem menſchlichen Geiſte wichtig ſind, und Beruhigung über Zweifel zu finden, die man noch nicht aufzulöſen im Stande war, ſo iſt es ja wohl natürlich, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl vorzüglicher Köpfe ſich ihr widmet, daß ein Feld, wo man ſo verdienſtliche Lorbern zu brechen hofft, fleißiger angebaut, und daß, eben über dieſem Anbau, die Kultur des Schönen noch mehr verabſäumt wird. Hätte dieſe Verabſäumung keine andre Folge, als daß ſie einige gründliche philoſophiſche Werke ſtatt einiger ſchöngeiſteriſchen hervorbrächte, ſo könnte man wohl noch fragen, ob der Gewinn, oder der Verluſt größer wäre: denn noch haben wir in beiden Gattungen keinen Ueberfluß. Allein es läßt ſich eine Einbuße fürchten, die entſcheidender und wichtiger iſt. Die

ſey, wie viel Mühe es denkenden Köpfen gekoſtet habe, ſie zu verſtehen, und wie viel Mühe es noch koſte. Man wird ſich endlich auf verſchiedene Gelehrten berufen, die es verſucht haben, ſie des abſchreckenden ſyſtematiſchen Gewandes zu entkleiden, und in einer gefälligern Geſtalt darzuſtellen. Aber grade dieſe Gelehrten ſind es, die uns in unſern Zweifeln mehr beſtärkt, als von ihnen zurück gebracht haben. Wir kennen einen, oder zwey unter ihnen, die ſich durch ihren Vortrag empfehlen, aber wir kennen noch zehn andre, die ſich einen Nahmen erworben haben, und alle Augenblicke verrathen, daß ſie Philoſophen, aber ohne Geſchmack, und ſcharfe Kritiker ihrer Wiſſenſchaft, aber ſchlechte Kunſtrichter ſind. *)

Unſre

---

*) Oder tragen vielleicht folgende Vergleichungen die Kennzeichen eines geläuterten Geſchmackes an ſich: Die Moral iſt auf den unerſchütterlichen Felſen der Vernunft gebaut, an welchem alle Macht der Waffen fruchtlos verſucht wird, und wo die Belagerer früh oder ſpät, zuletzt aber doch ganz gewiß, unverrichteter Sachen zum Abmarſch blaſen müſſen. Ferner: die Zweifel ſind die Töne der Trompeten, welche die Illuſion der Vernunft unterbrechen, und ſie zum neuen Wettlaufe antreiben ſollen. Wir enthalten uns, weil wir des Papiers ſchonen, mehreres aufzuheben. Aber Blumen der Art kommen zu Dutzenden in den Schriften einiger unſrer neueſten Philoſophen vor.

Unſre Leſer werden vielleicht fragen: und warum dieß alles bey einem Buche, auf welches dieſe Einleitung gar nicht zu paſſen ſcheint, das ſich von der Trockenheit der heutigen Philoſophie und von ihren tiefgelehrten Abſtraktionen ſo weit entfernt? Eben um deswillen, weil es nichts mit ihr, aber deſto mehr mit der guten Schreibart gemein hat, weil es grade nichts von jenem Ernſte und Scharfſinne an ſich trägt, in welchem ſich unſre meiſten Weltweiſen ſo wohlgefallen, und dem ungeachtet leſenswürdiger iſt, als viele ihrer gründlichen Schriften; weil es grade als Muſter eines leichten und anmuthigen Vortrags, der täglich unter uns ſeltner wird, angeſehen werden kann; weil die Kunſtrichter ihre Pflicht erfüllt zu haben glaubten, wenn ſie hinter ihrem Vorhange hervorriefen: Wir erkennen unter den fünftehalb tauſend Schriftſtellern Deutſchlands den Verfaſſer der Wilhelmine; und ihm in aller Geſchwindigkeit ein paar Sträuße, aus ihrer Blumenfabrik, darbothen; endlich, weil ſo viele, für geſchmackvoll geltende Leſer nichts weiter von dem Buche zu rühmen wußten, als daß es — ein unterhaltendes Buch ſey.

Allerdings unterhaltend, aber auch etwas mehr. Indeß — wir gehn dießmal von dem Totaleindruck aus, den es auf das Publikum gemacht hat, und fragen: worin denn das Unterhaltende des Buches für den großen Haufen beſtehe? Das mehr wird ſich am Ende von ſelbſt finden.

Irren wir nicht, ſo war es wohl zuerſt Etwas, worauf der Verfaſſer ſelbſt nicht gerechnet hatte, oder worauf er doch keinen beſondern Werth legte, wir meynen, die Neuheit der Situation, und die dadurch erweckte Neugierde, was wohl aus einem ſo ſonderbar geſtimmten und gelaunten Reiſenden werden werde, welche die Leſer anzog und feſſelte. Ein Hypochondriſt, unzufrieden mit ſich ſelbſt und der Welt, der den Entſchluß faßt, ſein Zimmer, den einzigen Aufenthalt, wo Leute der Art noch erträglich ſind, zu verlaſſen und ſich unter die Menſchen zu wagen; wer wird ihn nicht gern, als Reiſegefährte auf dem Papier, begleiten? Das Süjet iſt ungewöhnlich, und eben ſchon um deswillen gut, und die Behandlung? — Der Verfaſſer verſteht die Kunſt die Erwartungen zu ſpannen. Eine Scene, ein Abentheuer folgt auf das andre, jedes eigen in ſeiner Art, jedes auf eine eigne Weiſe gelöſt. Solche Anlagen, ſolche Wendungen verfehlen ſelten, oder nie ihre Wirkung.

Eine zweyte Urſache des allgemeinen Wohlgefallens finden wir in der klugen Benutzung der Vorfälle unſrer Tage. Der Reiz, den ein Buch hiedurch gewinnt, iſt freylich nur vorübergehend und temporell. Er verliert ſich, je ſeltner und unbedeutender der Unſinn und die Thorheiten werden, auf welche der Schriftſteller anſpielt, und verſchwindet zuletzt in eben dem Maaße, in welchem jene ſich in der Geſellſchaft unſichtbar machen. Dieß hindert indeß nicht, daß der Dichter nicht wenigſtens ſo lange auf die Leſer wirke, als die Lächerlichkeiten, die er aufſtellt, ihnen ſelbſt wichtig und neu ſind. Eine Modekrankheit der Nation,

wiſſer Situationen und Anſichten iſt bis zu jenem Grade gemildert, wo es das Auge nicht mehr beleidigt; das Ganze aber um deſto geſchickter, ſich Beyfall von Leſern zu erwerben, die immer mehr ergötzt, als beſchäftigt, und mehr unterhalten als belehrt ſeyn wollen.

So unverkennbar indeß alle dieſe Tugenden ſind, und ſo ſchätzbar ſie ſelbſt dem denkenden, nicht blos dem leſenden Publikum ſeyn müſſen, ſo ſind es doch bey weitem nicht diejenigen, welche dieß Werk von andern unterſcheiden, und auch bey einer wiederholten Lektüre feſſeln. Wir glauben in der Anlage und in der Darſtellung noch andre Schönheiten zu entdecken, die wichtiger ſind, als die genannten und mit denen beydes, der Werth des Buches und das Vergnügen der Leſer inniger, als mit jenen, zuſammen hängt.

Was auch immer dieſen Hang für Harmonie und Einheit in unſrer Seele gründet, ſey es eine zufällige Schönheit, die wir zuerſt in einigen Werken des Alterthums wahrnahmen, und in der Folge als Regel beobachteten, ſey es eine Empfindung, die ſich aus der Betrachtung der Natur, und aus ihren zuſammenſtimmenden Verhältniſſen, ohne daß wir ſelbſt wiſſen, wie und warum, erzeugt, ſey es eine unbekannte und unerklärbare Eigenſchaft unſres denkenden Weſens — immer bleibt dieſe Uebereinſtimmung zu einem Ganzen, wo wir ſie auch finden, eine angenehme Erſcheinung, immer ſchmeichelt es uns, zu bemerken, wie zu einem Ziele alles hinſtrebt, und alle einzelne Umſtände und Begebenheiten ſich zuletzt in einem Punkte vereinigen. Dieß Gefühl iſt es, das ſich unſrer, auch bey der Durchleſung dieſer Reiſen, bemächtigt hat, und was uns um ſo mehr überraſchte, je weniger es der Verf. auf irgend eine Art von Entwickelung angelegt zu haben ſcheint. Es iſt wahr, es wird uns weder hier eine Handlung, pragmatiſch ausgeführt, dargeſtellt, noch ſehn wir überhaupt eine Begebenheit zu Stande kommen. Das Ganze iſt ein Gemählde von mannichfaltigen Parthien und Scenen. Aber in dieſer Mannichfaltigkeit findet nichts deſto weniger Verwickelung und Aufſchluß, Mittel und Zweck ſtatt. Dieſer iſt nämlich kein andrer, als die Geneſung des Reiſenden, die Rückkehr ſeiner verlornen Laune, die Umſtimmung ſeiner Empfindung; jene die Lagen, in die er verſetzt wird, und von denen auch nicht eine wirkungslos und für die Veränderung ſeines Seelenzuſtandes gleichgültig iſt. Keinem geübten Geſchmacke kann es entgehen, wie weislich der Dichter alle dieſe Vorfälle und Begebenheiten gewählt, wie harmoniſch er ſie geſtellt, wie glücklich er eine der andern untergeordnet habe. Man darf ſagen, daß er jenen allmähligen Uebergang vom Dunkel zum Licht, den wir täglich in der Natur bemerken können, auf das Geiſtige übergetragen, und in allen ſeinen Schattirungen und Abſtuffungen verfolgt, und, eben ſo vollkommen, als wahr, dargeſtellt habe. Wie viel Charakteriſtiſches liegt in dieſem Hin- und Herſchwanken zwiſchen Behaglichkeit und Unbehaglichkeit, das durch den ganzen erſten Theil hindurch dauert,

dauert! wie viel in dieſem, bald beſänftigten, bald wieder erwachenden Unmuth! wie viel in dieſer, bald zurückkehrenden, bald verſchwindenden Munterkeit! Wie kurz und unterbrochen ſind anfänglich die frohen Augenblicke und hellern Zwiſchenräume der Seele, und wie natürlich werden ſie alle herbey geführt! Jene erſte Regung der ächten Menſchheit, die Ermunterung: „Habe Luſt zu leben, und eile in die Arme der Natur zurück!“ die dem Reiſenden, nach dem Genuß eines leichten und erquickenden Schlafes, ſein beßres Ich zuruft; jene plötzliche Rührung, welche die Predigt des Fremden zu Kehl, über die unerkannte Sünde der übeln Laune, hervorbringt; jenes willige Selbſtgeſtändniß zu Straßburg: „Ich bin ein Thor, lieber Jerom!“ — wer iſt, der nicht bey jeder dieſer Scene mit Wohlgefallen verweilt und den Künſtler bewundert, der die Natur ſo geſchickt zu belauſchen und die Empfindungen ſo wohl zu ordnen und an einander zu reihen wußte? Und als endlich die Geſundheit des Kranken mehr Feſtigkeit und ſeine gute Laune mehr Beſtand und Dauer gewinnt, und die glücklichen Symptome der auflebenden Geneſung ſich vervielfältigen, wer kann auch dann die kluge Wahl und Folge, und das Beſtreben, alles nach einem Zwecke hinzuleiten, verkennen? Wie ſo ganz der Natur gemäß iſt die erſte Empfindung des Kranken, der wohlthätige Einfluß des Reiſens ſelbſt, und das glücklich hergeſtellte Einverſtändniß zwiſchen Körper und Seele! wie ſo wahr und richtig die zweyte, die ſtärkre Aufmerkſamkeit auf das,

ich als König regierte, bänger hätte mir kaum um das Herz ſeyn können, als da mir nun die Wohnung der Unſchuld und Freude im Rücken — und, abgeſchnitten von allem, was mir lieb war, die ganze weite freudenloſe Welt vor mir lag. Ach! nichts begleitete mich, als mein trauriger Schatten. — Mir fehlte Margots ſonoriſche Stimme — ich vermißte den Nachtrab meines treuen ſchwatzhaften Johanns, und mein zerſtreuter Blick, der ſelbſt manchmal ſich nach meinem guten aſthmatiſchen Mops umſah, kehrte betroffen über ſeinen Verluſt zurück. Und o wie viele andere ſtachlichte Empfindungen — die ich aus Zärtlichkeit gegen mich nicht berühren mag — ketteten ſich nicht an dieſes belaſtende Gefühl von Trennung und Einſamkeit! Es war mir, als ob an jedem Pflaſterſtein, über den ich auf meinem Wege fortſchritt, ein Theil meines Eigenthums hängen blieb, ſo daß ich es mit jeder Minute kleiner, unbedeutender werden, und zuletzt in ein Nichts verſchwunden ſah. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, auf der Chauſſee fort — bey der ſteinernen Bank vorbey zu gehen, auf der ſich meine Eigenliebe, und, wie du weißt, ganz ohne Noth, brüſtete, und aus einem Mißverſtändniſſe, das ich mir noch nicht vergeben kann, in ſo lebhafte Bewegung gerieth. In ſolchen Umſtänden, lieber Eduard, iſt es ſehr bequem, wenn man neben der Landſtraße noch einen Raſenweg findet. Wie klein war indeß die Erleichterung, die ich mir damit verſchaffte! — Denn, ob ich gleich weder Menſchen noch Eſeln begegnete, die mich an mein Dörfchen erinnerten, ſo konnte ich doch unmöglich jedem Mooſe, jedem ſproſſenden Strauche, der einem auf dem Fichtenberge ähnlich ſah, aus dem Wege gehen, und als ich mir vollends einfallen ließ, einen ſeitwärts gelegenen Hügel zu beſteigen, ſo brachte ich mich auf einmal um allen Vortheil meines liſtigen Umwegs; denn nun trat mir, in dem weiten Zirkel des freundlichen Languedocs, den ich überſah, das kleine liebe Caverac ſo nahe vor die Augen, daß ſie mir übergingen, ehe ich es wehren konnte.“ Gewiß die ſchönſte und vollkommenſte Auflöſung! Wie vortreflich entſpricht ſie beydes, dem Wunſche der Leſer, von denen vielleicht keiner ſeyn dürfte, der ſich nicht für die Wiederherſtellung des Reiſenden intereſſirt hätte, und den Foderungen des Kunſtrichters! Wie ſchön ründen ſich, vermittelſt deſſelben, die Theile des Gemäldes zu einem Ganzen! wie zuſammenhängend erſcheinen itzt die mannichfaltigen einzelnen Scenen, und wie bedeutend und zweckmäßig jede!

Aber nicht blos als poetiſche Zuſammenſetzung befriedigt uns dieſe Reiſe, nein, auch dann, wenn wir in das Detail gehen, finden wir ſie nicht blos, von Seiten der Anlage, des Witzes und der Lebhaftigkeit ſchätzbar, ſondern in Rückſicht auf Menſchenkenntniß und Charakterzeichnung eben ſo lehrreich, als unterhaltend. Wahrlich wir erinnern uns weniger Bücher, in denen ſo verſchiedne Charakter und alle ſo treu und richtig, und mit ſo lebendigen Farben geſchildert ſind, wie in dieſem, und unſers Bedünkens macht dieß nicht den unbedeutendſten Vorzug deſſelben aus. Es iſt wahr, jene Entwickelung durch eine Reihe von Handlungen, die uns im Roman, es verſteht ſich, in einem gut geſchriebnen, gegeben wird, findet hier und konnte, nach der Anlage der Erzählung, nicht ſtatt finden. Aber man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er die Kunſt zu beobachten inne hat, und ſeine Beobachtungen meiſterhaft wieder zu geben weiß. Keine Begebenheit iſt zu klein, keine Situation zu gering, kein Zug zu unbedeutend, den er nicht zu benutzen verſteht. Wenige Striche, und der Menſch ſteht, wie er iſt, vor uns. Wer ſieht ihn nicht, den epikuräiſchen Arzt zu Frankfurth, deſſen Löwenaugen von einer Schüſſel zur andern fliegen, und von fern ſchon nach der Beute ſtören, wie er, bey der Anhörung der Krankengeſchichte, plötzlich von Abſcheu ergriffen wird, und die fette Gans, nach der er ſchon geſchmeckt hat, im Stiche läßt? Wer ſieht nicht das Dutzend artiger Geſchöpfe, die ſich alle auf einmal nach der bläßeſten Geſtalt im Saale umwenden, alle auf einmal ihre Zungen in Bewegung ſetzen, und alle auf einmal das Dutzend ſchöner Köpfchen wieder zurecht drehn, als der Lauteniſt anhebt? Wie viel Weltkenntniß ſpricht nicht aus der Scene mit dem ſchlafenden Propheten zu Straßburg? Wie begreiflich wird nicht der Ausruf, den wohl tauſende in dem Stande der Schwärmerey vor und nach dem Verfaſſer wiederhohlt haben mögen: „Iſt ein hellſehender Schläfer der leidenden und irrenden

der Welt und der lieblichen Ruhe des Feldes, zwiſchen der eleganten und ſtudierten Höflichkeit der Herren und Damen von Ton, und der rührenden Gutherzigkeit der edlen Landleute, zwiſchen ſeinem und ihrem Genuſſe erwehren kann? Wer iſt, der nicht in dieſem Augenblicke ein Leben zu leben wünſcht, das ſo ſchön, wie das Leben der Geßneriſchen Hirten, aber weniger arkadiſch, und eben daher nur um deſto wahrer und entzückender iſt? So reizend auch jene idealiſchen Weſen ſeyn mögen, die wir in dem Daphnis erblicken, ſo kann es doch nicht fehlen, daß ſich unſre Theilnahme an ihnen nicht ein wenig vermindert, ſobald es uns einfällt, daß es Geſchöpfe einer nie exiſtirenden Welt ſind. Der Menſch befindet ſich nirgends beſſer, als unter Menſchen, denen er entweder gleicht, oder, die doch nicht ſo weit über ihn erhaben ſind, daß er ihnen nicht nachzuempfinden vermöchte. Jener überirrdiſche Nimbus von Glück und Tugend, in den die Dichter die Einwohner ihrer Idyllenwelt hüllen, entzieht ſie halb und halb unſern Augen und macht ihr Leben zwar zum Gegenſtand unſrer Wünſche, aber nie zum Gegenſtand unſrer Hoffnungen. Wir ſehn, daß all die Seeligkeit, deren ſie genießen, nichts, als ein poetiſcher Traum iſt, und beklagen in der Stunde, wo das Gefühl über unſern Verſtand den Meiſter ſpielt, daß es nichts mehr iſt. Es kann ſeyn, daß die Lebhaftigkeit der Phantaſie unſer Urtheil beſticht, aber noch itzt, d. h. nach einer mehrmaligen Lektüre, thut uns die Ueberzeugung ſo wohl, daß die Charaktere, die der Verfaſſer gezeichnet hat, daß ſeine glücklichen Menſchen auch außer dem Idyllenlande vorhanden ſeyn können; noch itzt ſchmeichelt uns das Menſchliche, das wir in ihnen entdecken; noch itzt freut es uns, daß er uns die ſchöne Natur nicht verſchönert, ſondern ungeſchmückt und unverändert gegeben hat. Selbſt die Hinterliſt der kleinen Margot, dieſer Zug, den manche Leſer der drolligten Auflöſung zu gut halten, dünkt uns, auch ohne dieſe ſpecielle Rückſicht, vortreflich. Sie ſoll ja keine Hirtinn aus Arkadien, ſie ſoll ja nichts anders, als ein Mädchen von unverdorbnem Herzen, das aber von der Schalkheit der Mädchen dieſer Erde nicht frey iſt, ſie ſoll ja nichts anders, als ein Kind der Natur ſeyn.

Nächſt dieſen Charakterſchilderungen, die eben ſo viel Scharfſinn, als pſychologiſche Kenntniſſe verrathen, hat uns eine andre, nicht genug bemerkte Seite dieſes Buches, die wir ſeine moraliſche nennen möchten, am meiſten angezogen. Niemand hat es vielleicht ſo ſehr in ſeiner Gewalt, auf die höhern Stände und auf die größere Leſeklaſſe wohlthätig zu wirken, als der Schriftſteller, den ſie, um ſich zu vergnügen, zur Hand nehmen. Abgerechnet, daß weder den einen, noch der andern mit der Miene des philoſophiſchen Ernſtes gedient iſt, ſo lehrt auch ſchon eine alte Erfahrung, daß ein lebendiges Beyſpiel, oder eine treffende Maxime von je her einen größern Nutzen ſtiftete, als die gründlichſten und eindringendſten Unterſuchungen. Jene ſind Goldſtücke, die man, weil ſie nicht beſchweren, und überall gelten, ſtets mit ſich herum trägt; dieſe hingegen Schaumünzen, die man, weil ſie zu ſchwer wiegen, bey Seite legt. Zu jenen nimmt man immer, zu dieſen nur im Nothfall ſeine Zuflucht. Man könnte ſagen, daß in gewiſſer Rückſicht, das Ganze ſelbſt, eine moraliſche Idee ausdrücke, indem es die Folgen des Unmuths, in einem charakteriſtiſchen Gemählde vereinigt, darſtelle: aber wir fürchten mit Recht, daß wenige Leſer dieſen Geſichtspunkt auffaßen dürften, und in Wahrheit, was für Leſer müßten das auch ſeyn, in denen dieſer Eindruck, bey ſo großen und ſo mannichfaltigen Schönheiten des Buches, ſich als der lebendigſte erhielte? Deſto mehr Wirkung verſprechen wir uns von einzelnen Stellen, in welchen der Verf. abſichtlich bald ſeine Lebensphiloſophie einſtreut, bald manche Thorheiten durch eine glückliche Anſpielung, oder durch ein tiefgreifendes Raiſonnement bezeichnet, bald endlich gewiſſe Flecken der Seele, eben ſo wahr als kräftig, ſchildert. Oder ſollte folgende Zeichnung der böſen Laune, deren wir ſchon oben im Vorbeygehn erwähnten, bey denen, die ſich nicht ſicher wiſſen, ihres Zweckes ſo ganz verfehlen? „Wie kann der Urheber eines markigen und in ſich glücklichen Menſchen — eines Pitt — eines Waſhington, eines Haller, eines Friedrich werden, deſſen Herz keine von den Neigungen nährt, die den Saft des Lebens, den jeder ſeiner Pulsſchläge ausſtrömt, läutern und verſüſſen? Ein ſo murrſinniger Mann, wie der Vater meines Zöglings, iſt in der moraliſchen Welt, was ein Gichtbrüchiger in der phyſiſchen iſt — für das

ſiehſt, ob es ihnen gelingt! Schlage alle unſre gelehrten Zeitungen und Journale nach! Welche Namen ſind es, die am meiſten darinnen flimmern? Die Namen der Schwärmer, der Lügner, der Mitglieder geheimer Geſellſchaften, und die ſich's etwas koſten laſſen, gelobt zu werden. Was für Winkelzüge werden nicht gebraucht, um dem Recenſenten — ſo ſchwer es ihm auch ankommen mag — eine beyfällige Miene abzulocken, und was für Antikritiken treten ihm frech unter die Augen, wenn er die guten Leute — wie ſie ſagen — nicht verſtanden hat!

Non erubeſcit denken Alle,
Vom Tiberſtrom bis an den Rhein,
Im ſchmetternden Trompetenſchalle
Mit meiner Witwe überein:
Belohnt, wenn unter ihrem Schilde
Die Marktgeſchäfte ſtille ſtehn,
Und Tauſende mit ihrem Bilde
Und ihrer Schrift hauſiren gehn!"

Wenn wir indeß irgendwo die Wirkſamkeit der Satyre bezweifeln, ſo iſt es grade hier. Es iſt zu lange her, daß die Herren das Erubeſciren verlernt haben; was ſie nicht verlernen, iſt allein der Neid und die Kunſt zu verkleinern. „Der Gedanke Aufſehn zu machen," wie es einige Seiten vorher heißt, „und die Augen auf ſich zu ziehen, die ſich eben nach einem andern umdrehen wollen; das iſt der Dämon, der ſie treibt und lenkt! Keiner kann vertragen, daß er vernachläßiget werde, und ſo bald einer ſein Pult mit Ruhm verläßt, ſetzen ſich gleich hundert an das ihrige um ſo geſchwind, als möglich, das Händeklatſchen auf ihre Seite zu bringen.“ Wie vortreflich iſt ferner das Sentiment über die ſo genannten Confeſſionen, die ſich, in unſern Tagen, ſo ſehr vermehren, und über die Wichtigkeit, mit der man ſie gewöhnlich ankündigt! wie ſo ganz eines Weiſen würdig das Urtheil über das Glück, in dem Mund der Nachwelt zu leben! „Schilderungen von uns ſelbſt,“ ſagt der Verfaſſer, „verdienen nur dann erſt, daß man den Kopf dazu ſchüttelt, und ſich über ihren Autor ein wenig aufhält, — wenn man ſie, wie Rouſſeau, mit einer geheimnißvollen Miene auf den Altar der Unſterblichkeit niederlegt, und durch ein mit einem Anathema verſehenes Codicill verordnet, daß ſie nicht eher, als zwanzig Jahre nach unſerer Verweſung, der Welt zur Schau geſtellt werden. Zu was ſo viele Umſtände? Ich gebe überhaupt nach meiner jetzigen Denkungsart — und Gott erhalte mir ſie! — nicht den Augenblick einer leichten Verdäuung für die ganze Ehre, der zweyten Generation namentlich bekannt zu bleiben: doch kann ich auch nicht ſo viel Weſens daraus machen, wenn ein Freund, wie du, bey meinem Leben mich im Hemde überraſcht. Das ſchließt jedoch, wohl zu merken, nicht den gutmüthigen Wunſch aus, durch mein Daſeyn — wo nicht mit ſo pathetiſchem Ernſte, wie Rouſſeau, oder mit dem Schrecken jenes, der das Pulver erfunden hat — doch ſonſt durch eine geſegnete Kleinigkeit auf die Nachwelt fortzuwirken. — Und geſchähe es nur durch einen Schwefelfaden, den ich incognito zu meiner eigenen Bequemlichkeit verbeſſerte, und nachher damit bis ans Ende der Welt den Armen erleichterte, ihre Lampen anzuzünden — nur durch ein Liedchen, wie Anakreon ſang, das einige tauſend Jahr hindurch, Menſchen, wie wir ſind, einen frohen Augenblick mehr erträllern hälfe — ich wollte damit zufriedner ſeyn — zufriedner, als wenn ich jetzt mein Leben an Reichs- und Kreis-Relationen verſchreiben — in der Ungewißheit verſchreiben müßte, ob die Nachwelt ſo viel Nutzen, als aus meinem Schwefelfaden, ziehen würde.“ Ja gewiß ſo iſt es. Alle unſre Bemühungen erhalten ihren einzigen Werth durch den Nutzen und durch das Vergnügen, das ſie unſern Zeitgenoſſen und Nachkommen gewähren. Dieſer Gedanke iſt es, der, wenn er auch den Dichter nicht zu Geſängen begeiſtert, ihn doch gewiß in manchen einſamen Stunden beglückt, und die öftere Gelegenheit, ſich von den Wirkungen der Poeſie zu überzeugen, einer von den Vorzügen, um welche wir die Griechen zu beneiden Urſache haben.

Doch genug! Wann würden wir enden, wofern wir alles, was zu unſerm Herzen geſprochen hat, ausheben wollten, und warum ſollten wir unſern Leſern die Freude rauben, gewiſſe Bemerkungen, die ſich ihnen ſicher bey einer zweyten Lektüre aufdringen werden, ſelbſt zu machen? Auch haben wir ohnehin eines wichtigen Theiles des Buches, wir meynen, der eingeſtreuten Poeſien, noch nicht erwähnt.

Hier — iſt, was dir vom Herzen rauſchet,
Wie eine Silberquelle rein.

Hier ſeh' ich von den Fußgeſtellen
Der Zedern, in verdienter Ruh',
Dem Eifer meiner Kampfgeſellen
Am Fuß des niedern Thrones zu;
Wie ſie einander zu berücken
So helle ſehend — und ſo blind
Für Bänder und bemahlte Krücken,
In nie geſtilltem Aufruhr ſind.

Selbſt ihres Führers Macht — wie wenig
Naturvergnügen ärntet ſie!
Groß iſt zu Potsdam unſer König,
Froh — iſt er nur in Sansſouci.
Da wird er Menſch, irrt in der Stille,
Wie unſer eins, im Mond herum,
Und denkt wohl auch: beatus ille —
Ut priſca gens mortalium.

Oder wer wünſcht ſich nicht hin, in jenen glücklichen Winkel der Erde, von deſſen Bewohnern er an einem andern Orte ſingt:

Die dreymal Glücklichen! Wie leicht
Wird's ihnen nicht, in ihrem vollen Garten
Des Lebens Traum, durch Sorgen nie verſcheucht,
Ganz durchgeführt, ſo weit er reicht,
In jener Einfalt abzuwarten,
Die dem Gefühl ſo gütlich däucht!

Die Freude tanzt hier ohne Regeln,
Der Scherz geſellt ſich ohne Zwang
Zu ihrem Wein, zu ihren Kegeln

Und ihrem baskiſchen Geſang.
Sie haben das, was ſie bedürfen:
Ein leichtes Blut und Lieb' und Wein,
Und alle ihre Sinne ſchlürfen
Den Zaubertrank des Lebens ein.

Im Schatten ihres Oelbaums wohnen
Glück und Zufriedenheit. Kein Sturm der Leidenſchaft
Jagt ſie aus ihrer Ruh' nach weit entferntern Frohnen
In's magere Gebiet wurmſtichiger Patronen,
Nach Gnadenmitteln ohne Kraft,
Und die der Müh' des Wegs nicht lohnen. —
Giebt es für Wallungen ein ſichrers, als den Saft
Von ihren kühlenden Limonen?

Wenn Colas Händedruck, im Ringeltanz mit Roſen,
Die erſte Scham des lieblichen Geſichts,
Den erſten Seufzer weckt, ſo fragt er nicht nach Moſen,
Nach den Propheten und dem großen
Chriſtophel wenig oder nichts.
Welch ein Elyſium! Schon dreyzehn Jahre ſteuern
Des Landes Töchter aus. Ihr ſpähendes Geſicht
Trifft unter einem Trupp von Freyern
Bald auf den Glücklichen, dem nicht der Muth gebricht,
Auch ohne Heirathsgut der Liebe Feſt zu feyern.
Willſt du den ächten Ton von ihren Hochzeitleyern;
So trällre nach, was oft der Spottgeiſt ſpricht:
»Sie ſpinnen, ſäen, ärnten nicht,
Und ſammeln nicht in ihre Scheuern.«

Doch ſorge nicht für ſie! Um einen Blätterſchmaus
Hilft Amor hier, ein Heer verliebter Spinnerinnen
Den Kindern der Natur gewinnen,
Die Schüſſeln auf den Tiſch und Möbeln in das Haus,
Und Feuer auf den Herd erſpinnen.
Kein leerer Raum läßt ſich erſinnen;
Der Gott der Liebe füllt ihn aus!

Leſern, welche unſere alten Dichter noch zuweilen zur Hand nehmen, werden vielleicht einige ähnliche Stellen aus Hallers Alpen einfallen. Da Vergleichungen der Art nie ohne Nutzen und Vergnügen ſind, ſo theilen wir die hieher gehörigen Zeilen in der Note mit. *) Man wird leicht ſehen, daß der

---

*) Sobald ein junger Hirt die ſanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein ſchmachtend Aug' in muntern Geiſtern ſpürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und verdient ſein Brand ihr Herz zum Lohne,
So ſagt ſie, was ſie fühlt, und thut wornach ſie ſtrebt.
— — — — — — —
Denn hier, wo die Natur allein Geſetze giebet,
Umſchließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig iſt, wird ohne Scheu geliebet,

Verdienſt

Sonſt hatten die, die unſre Lymphe
Zu Thränen wandelten, mit Kronen nur Verkehr:
So ſtolz gewöhnt ſind wir, Gottlob, nicht mehr,
Denn unſer Mode-Held — wirkt Strümpfe.

Wir zweifeln ſehr, ob Jemand glücklich genug iſt, den Sinn dieſer Zeilen gleich auf das erſtemal einzuſehn, und geſetzt, er erklärt ſie, werden ſie dadurch beſſer? Der Centfall einer Bauernymphe klingt immer ſchwerfällig und fremd, und die in Thränen verwandelte Lymphe bleibt ein mediziniſches Blümchen, das man hier weder verlangt, noch erwartet. Indeß an dieſen Verſen und an dem Räthſel S. 191. hat ſich unſre exegetiſche Kunſt, wie wir glauben, wenigſtens nicht umſonſt verſucht, aber ganz geſcheitert iſt ſie an folgender Stelle:

Doch ich, dem jetzt der Retter ſeines Vaters
Und deutſche Ritterſchaft gleich nah' am Herzen lag,
Fand noch, ſo ſchwer es war, ein Mittel zum Vertrag:
Den feſten Mann führt' ich bis an die Thür des Praters
In allem Pomp von einem Ritterſchlag,
Und Fabern mit dem Ernſt des tragiſchen Theaters
Der Pforte zu, die nur am letzten Probetag
Die Tugend einzugehn vermag.
So miſcht' ich ſchlau mit Ernſt und Spotte
Die Karten ſo, daß mein verdecktes Spiel,
Mit zwey Geſichtern, gleich dem Kriegesgotte,

Den Streitenden gleich wohl gefiel,
Und wie Pompilius, ward ich, kraft einer Kunde,
Die mich der Hof, die Welt, die mich mein Herz gelehrt,
Von Freund und Feind mit Einem Munde
Als Kenner des Verdienſts geehrt.

Iſt der Prater die Eſplanade? Iſt der Pomp des Ritterſchlages und der Spott, deſſen hernach erwähnt wird, einerley, und worin beſtand er? in einer feinen Perſiflage, die der Graf für baare Münze nahm, oder worin ſonſt? Iſt die Pforte, welche die Tugend, nur am letzten Probetage, einzugehen vermögend iſt, die öffentliche Ausſtellung derſelben auf der Bühne, oder iſt ſie's nicht? Iſt der Kriegsgott gleichbedeutend mit Janus, oder von ihm verſchieden? Endlich von welchem Menſchenkenner Pompilius und Verehrer des Verdienſts iſt die Rede? Alle dieſe Fragen begegnen uns zwar, ſo oft wir dieſes Stück leſen, aber wir ſind nicht glücklich genug, ſie uns befriedigend zu beantworten.

Aehnliche Bedenklichkeiten und Zweifel ſind uns noch in einigen andern Poeſien des Verfaſſers aufgeſtoßen: allein theils ſind wir überzeugt, daß er dieſe kleinen Mängel und Flecken, ſobald er ſie ſuchen will, auch ohne uns, finden wird, theils ziemt es dem Kunſtrichter bey einem Buche wie dieß, wohl mehr, denn irgendwo, das Ne quid nimis zu beherzigen. Möchten wir doch etwas dazu beygetragen haben, ein ſo ſchönes Kunſtwerk, nicht, in größern Umlauf zu bringen, (das Glück bekannt zu werden, wenn es wirklich ein Glück iſt, hat es gefunden,) nein, es dem Publikum als ein ſolches darzuſtellen, das einer genauern Betrachtung, als man Werken der Art gewöhnlich angedeihen läßt, werth iſt. Uns ſelbſt wird dieſe ſeine Gewandheit des Geiſtes, der ſich allen Gegenſtänden ohne Mühe anſchmiegt und für alle den rechten Ton wählt, dieſe, nicht tiefgelehrte, aber nützliche Lebensweisheit, die nur der Mann von Welt ſo ungeſucht und anſpruchslos hinzugeben weiß, dieſe Eleganz, die nie die Gränzen des Natürlichen überſchreitet, und dieſe Laune, die dem Verfaſſer, ſo oft er ihrer bedarf, zu Gebothe ſteht — uns ſelbſt, hoffen wir, werden alle dieſe mannichfaltigen Vorzüge, bey den ſo genannten gründlichen Schriftſtellern, entſchuldigen, wenn wir, in einen ſo ſchönen Genuß verloren, den Werth ihrer tiefſinnigen Unterſuchungen nicht ſo hoch anſchlugen, wie andere, und bey einem Buche, das ſo viele Schönheiten des Styls in ſich vereinigt, lebhafter, als ſonſt, an die Fehler des ihrigen erinnert wurden.

wünſchen übrig blieb. Hiedurch verdienen wir vielleicht am erſten den Dank der Leſer, wenn wir den Hrn. Verfaſſer veranlaſſen ſollten, das gelegentlich weiter aufzuklären, was uns der völligen Deutlichkeit noch zu ermangeln ſchien. Wir wählen, dem Zwecke dieſer Schrift gemäß, ſolche Stellen, die auf äſthetiſche Unterſuchungen Bezug haben.

In dem Abſchnitte: von Ueberzeugung und Zweifel (§. 577 ꝛc.) wird die Ueberzeugung der Vernunſt von der Ueberzeugung des Gefühls unterſchieden (588). Die letztere, die man ſonſt ſinnliche Gewißheit nennt, wird nach §. 589 ꝛc. durch Urſachen bewirkt, die theils in dem Menſchen ſelbſt liegen, welcher glaubt, theils in der Vorſtellung, die geglaubt wird. Dieſe Wahrheit: daß die Gründe der ſinnlichen Gewißheit ſowohl ſubjektiv, als objektiv ſeyn, iſt für eine wichtige äſthetiſche Theorie, für die Lehre von der Täuſchung, von großer Bedeutung. Wir wünſchten, daß der Hr. Verfaſſer auf dieſe Theorie Rückſicht genommen hätte, die gewiß weniger bearbeitet iſt, als ſie es zu ſeyn verdient, und worüber wir ſeit Sulzer nur erſt neuerlich eine tief eindringende Unterſuchung erhalten haben. *) Jede Täuſchung, als welche uns eine logiſch falſche Vorſtellung für wahr halten läßt, muß, als ſolche, ſubjektive Gründe haben. Sie beruht allezeit auf einem falſchen Schluſſe des Vernunſtähnlichen. Denn, was wir für wahr

---

*) Eberhards philoſophiſches Magaz. IV. Band, 1. Stück.

wahr halten ſollen, das müſſen wir entweder durch unmittelbare Erfahrung, (innre, oder äußre) oder durch einen Schluß erkennen. Ein Drittes giebt es nicht. Das Logiſch-Falſche aber kann nicht durch unmittelbare Erfahrung erkannt werden, weil es eben darum nichts Falſches ſeyn würde. Alſo durch einen Schluß. Dieß kann aber kein Schluß der Vernunft ſeyn. Denn die Schlüſſe der Vernunft ſind objektiv, und, als ſolche, nicht falſch. Alſo ein Schluß des Vernunftähnlichen.

Wie nun mit Beyhülfe eines ſolchen Schluſſes die ſogenannte **pathetiſche** Täuſchung (die zunächſt von dem Begehrungsvermögen abhängt,) entſtehen könne, das iſt weniger dunkel. Schwerer iſt es, den geheimen Mechanismus der Seele zu enthüllen, welcher bey derjenigen Täuſchung in Bewegung iſt, die nicht zunächſt von einem leidenſchaftlichen Zuſtande, oder überhaupt dem Begehrungsvermögen abhängt, und die in der eben angeführten Abhandlung die **räſonnirte** Täuſchung genannt wird. Jede der ſchönen Künſte bedarf ihrer eignen Art der Täuſchung, und jede hat ihre eigenthümlichen Mittel, dieſelbe zu bewirken. Dieſe Mittel zu entwickeln, und ſie aufs vortheilhafteſte gebrauchen zu lehren, das iſt eine Materie, woran der Theoretiker noch manches zu bearbeiten findet.

Die Empfindungen ſind (657. 658.) 1) **geiſtige** (die vorzüglich in einem Bewußtſeyn des geiſtigen Zuſtandes beſtehen,) 2) **thieriſche**, (die mehr den thieriſchen Zuſtand vorſtellen,) 3) eigentlich **menſchliche**, (die aus einem ohngefähr gleich großen Bewußtſeyn des geiſtigen und thieriſchen Zuſtandes zuſammengeſetzt ſind.)

Jede Empfindung nun iſt entweder angenehm oder unangenehm, (613.) macht alſo entweder Vergnügen oder Mißvergnügen. Von den letztern aber iſt Wohlgefallen und Mißfallen zu unterſcheiden (629.) Wenn ein Gegenſtand die nächſte Urſache von einem vollkommnen Zuſtande der Seele iſt, ſo wird er ſelbſt für etwas Vollkommnes erkannt. Das Bewuſtſeyn jenes Zuſtandes iſt das Vergnügen; das Urtheil über die Vollkommenheit des Gegenſtandes, der die nächſte Urſache jenes Zuſtandes (alſo die entferntere des Vergnügens) iſt, macht das Wohlgefallen aus. Hierbey iſt uns eingefallen: 1) Der nächſte Grund von der Vollkommenheit eines Seelenzuſtandes liegt eigentlich in den Vorſtellungen, in den Thätigkeiten der Seelenkräfte ſelbſt; darin, daß die erſtern eine angemeßne Beſchäftigung für die letzern ausmachen; 2) Wenn daher der Unterſchied, den der Herr V. zwiſchen Vergnügen und Wohlgefallen macht, wie wir nicht zweifeln, im allgemeinen richtig iſt, ſo dürfte doch das letztere nicht immer in einem Urtheile über die Vollkommenheit des Gegenſtandes, als ſolchen, beſtehen; ſondern auch ein Urtheil blos über die Vollkommenheit der Vorſtellung von ihm ſeyn können. Das erhellet daraus, daß wir nicht ſelten an der Vorſtellung blos eingebildeter, oder auch ſolcher Gegenſtände Wohlgefallen finden, denen wir, als Gegenſtände betrachtet, eine große Unvollkommenheit beymeſſen. Dieß iſt

ſel, an dem Wunderbaren, und an Schicklichkeit.“

Sehr treffend erläutert der 799ſte §. die Analogie, die zwiſchen den Empfindungen und der Größe in ſichtbaren, räumlichen Dingen, und derjenigen, die wir unräumlichen Dingen beymeſſen, ſo auffallend iſt. Urſprünglich entwickeln ſich die Empfindungen der Größe an ſichtbaren Gegenſtänden. Dieſe vereinigen Vieles, das außereinander iſt, in Eins. Sie erwecken viele Vorſtellungen, die leicht in ein Ganzes zuſammen fließen. Der nämliche Zuſtand der Seele iſt der Erfolg des Eindrucks, den die Größe unräumlicher Gegenſtände auf uns macht, da dieſe gleichfalls Vieles, das nur nicht außer einander iſt, in Eins vereinigen. Die Aehnlichkeit der Wirkungen wird, nach einer gewöhnlichen Täuſchung, auf die Objekte übergetragen. Daher denken wir uns auch die Größe der unräumlichen Dinge als eine räumliche Ausbreitung. Dieß iſt, wie wir glauben, der Sinn des Hrn. Verfaſſers.

Die Empfindungen des Großen drücken ſich ſehr lebhaft im Körper aus (800.) „Das Auge, der Mund, und jeder Theil des Angeſichts werden mehr auseinander gezogen; die Bruſthöhle wird aufgetrieben; ja ſogar die Adern, nebſt dem Herzen ſcheinen Erweitrung zu empfangen.“ Dieſe Erſcheinung wird hergeleitet aus einer gewiſſen Sympathie der Seele, wonach ſie gewiſſermaßen das ſelbſt wird, was die Objekte ihrer Vorſtellungen ſind; wonach alſo ihre Kräfte bey dem Gedanken an große Gegenſtände erweitert werden müſſen, (800. 626.)

Wir glauben eines Theils, daß ſich der Ausdruck der Empfindungen des Großen noch weiter erſtrecke, und anderntheils, daß er durch die angegebne Urſache nicht erklärt werde. Die erwähnten Empfindungen werden auch in den mehr willkührlichen Bewegungen, ja! durch eine Ausdehnung des ganzen Körpers abgebildet. Wir richten uns aufwärts bey dem Anblicke des Großen; wir begleiten den Vortrag eines großen Gedanken mit hoch aufgehabnen Händen. Der Grund von allen dieſen Erſcheinungen liegt, wenigſtens zum Theil, in dem doppelten Beſtreben der Seele, die Vorſtellung des Großen theils recht klar zu machen, theils ſich zu erleichtern. So wird z. B. die Hand in die Höhe gehoben, um die Größe des vorgeſtellten Gegenſtandes in einem nachahmenden Bilde anſchaulich darzuſtellen; wodurch der angedeutete doppelte Zweck erreicht wird. Daß die Empfindungen des Erhabnen ſich von den Empfindungen des blos Großen ſpecifiſch unterſcheiden, ſcheint bey §. 802 ꝛc., und zwar mit Recht, vorausgeſetzt zu werden. Ob aber dieſer Unterſchied getroffen iſt? „Die Empfindungen des Erhabnen,“ heißt es am angeführten Orte, „ſind das Bewußtſeyn eines ausnehmenden Grades von Wirkſamkeit unſrer Natur, wodurch wir dem Einfluſſe der Dinge entzogen werden, die ſonſt und außerhalb dieſem Zuſtande Gewalt über uns haben.“ Sonach wären dieſe Empfindungen von den Empfindungen des blos Großen nicht verſchieden. Denn die letztern (man vergleiche §. 798.) geben auch ein Bewußtſeyn eines hohen Grades von Wirkſamkeit unſrer Natur, unſrer geiſtigen und thieriſchen Kraft. Das Erhabne muß, nach dem Urtheile mehrerer ſcharfſinnigen Kunſtrichter, ſinnlich unendlich ſeyn. Das nennt Herr Kant: es muß die Idee des Unendlichen erregen. Ein ſolcher Gegenſtand iſt alſo (da die Idee des Unendlichen nur von dem Verſtande gedacht wird, aber keine anſchauliche Vorſtellung iſt,) für die anſchauliche Erkenntniß unerreichbar. Er erweckt daher von dieſer Seite das Gefühl von einer Beſchränkung unſrer Kraft. Darin liegt der Grund von der Achtung und Ehrfurcht, die das Erhabne gebietet; und eben darin auch der eigenthümliche Charakter, der die Empfindungen des Erhabnen auszeichnet. Sie erheben und demüthigen uns zu gleicher Zeit; das erſte durch die höchſt erweiterte Thätigkeit unſrer Kraft, das andre durch das Gefühl einer Beſchränkung derſelben. Sie ſind daher nicht blos das, wofür ſie der 802te §. ausgiebt, nicht blos ein Bewußtſeyn eines ausnehmenden Grades von Wirkſamkeit unſrer Natur. Vielleicht könnte, dem 1002ten §. zufolge, eingewandt werden: die von uns charakteriſirte Empfindung ſey Bewundrung, und dieſe müſſe von der Empfindung des Erhabnen unterſchieden werden. Allein dann iſt die Bewundrung entweder ein eigenthümliches Attribut der Empfindung des Erhabnen, und kann alſo zu einer Nominal-Erklärung der letztern gebraucht werden,

nehmlich des weiblichen, oder überhaupt jugendlichen Körpers, mit ſanfter Vollkommenheit des Geiſtes verbunden,“ und ſchön überhaupt iſt das, „was durch ſeine Eigenſchaften mit dem geſchlechtsmäßig liebenswürdigen eine Verwandſchaft hat, und Bewegungen der Geſchlechtsliebe, obwohl ohne Bewußtſeyn, erwecken kann.“

Wenn der menſchliche Körper der urſprüngliche eigentliche Sitz des Schönen ſeyn ſoll; ſo kann das zweyerley heißen. Entweder heißt es

1) An ihm entwickeln ſich die Empfindungen des Schönen zuerſt, der Zeit nach. Aber das wäre offenbar falſch. Der Knabe findet viel früher Wohlgefallen an einer ſchön gezeichneten Tulpe, an einer ſchönen Muſik, als an der Schönheit des menſchlichen Körpers; zumal ſofern dieß Wohlgefallen auf der Geſchlechtsliebe beruhen ſoll. Denn dieſe kann doch, als vom Körper abhängig, erſt mit gewiſſen Jahren erwachen.

Oder es heißt

2) Der menſchliche Körper habe Schönheit im engern und eigentlichen Sinne; ſo daß die übrigen Gegenſtände nur wegen einer Analogie mit der Schönheit des erſtern ſchön genannt werden.

Nun iſt zwar unläugbar, daß ein Ideal der Schönheit (für uns) nur im menſchlichen Körper anzutreffen ſey; da er eine eben ſo große urſprüngliche Schönheit hat, als jeder andre Körper, und überdem die größte abgeleitete, indem ſich gewiſſe Vollkommenheiten des Geiſtes nur in ihm, andre doch in ihm vorzüglich, lebendig und anſchaulich

darauf etwas, das da iſt, oder geſchieht, auf Anſchauungen und die ihnen entſprechenden Erſcheinungen, beziehen laſſen; es muß möglich ſeyn, ſie auf Erſcheinungen anzuwenden. Ein ſolcher Begrif iſt z. B. der von Subſtanz, von Urſache und Wirkung. Sobald ich einen ſolchen Begrif auf einen empiriſchen Begrif oder auf eine Anſchauung anwende, iſt er modificirt; denn es mag nun die Vorſtellung, zu welcher ich ihn modificire, ein empiriſcher Begrif oder eine wirkliche Anſchauung ſeyn, ſo iſt in beyden doch immer jener transſcendentale Begrif enthalten, und ohne ihn wäre es nicht möglich, das begriffene oder angeſchaute Mannichfaltige in eine Einheit des Bewußtſeyns zuſammen zu faſſen. Alle Arten und Weiſen nun, wie dergleichen Begriffe ſich von Stufe zu Stufe, vom höchſten Genus an durch alle Mittelſpecies hindurch bis zur ſinnlichen Anſchauung — Subſtanz, vernünftiges Weſen, Menſch, Mann, Individuum, — ſpecificiren laſſen, können als ſoviel Modifikationen dieſer allgemeinen transſcendentalen Naturbegriffe betrachtet werden, von welchen Modifikationen denn auch jene, die wegen des äſthetiſchen oder teleologiſchen Gebrauchs, der von ihnen gemacht wird, durch die allgemeinen Verſtandsgeſetze, die nur auf die Möglichkeit einer Natur, als Gegenſtandes der Sinne, überhaupt gehen, nicht zu beſtimmen ſind, unter die Geſetzgebung der reflektirenden Vernunft gehören.

Eben ſo wenig erläutert der Verf. den Grund der Allgemeingültigkeit der Luſt in der bloßen Auffaſſung der Form eines Gegenſtandes der Anſchauung, und unterläßt ſogar dasjenige anzuführen, was **Kant** an mehrern Stellen ſeines Werks mit verändertem Ausdruck darüber geſagt hat, ohngeachtet dieſe veränderten Kantiſchen Vorſtellungsarten ſehr vieles zur Faßlichmachung dieſes gewiß nicht auf der Oberfläche des Begreiflichen liegenden Gegenſtandes beytragen. Hr. S. ſagt darüber weiter nichts als: bey den Urtheilen über Schönheit, wenn ſie rein ſind, kommt das Vergnügen von der freyen Thätigkeit der Einbildungskraft in Auffaſſung des Mannichfaltigen und des Verſtandes in der Zuſammenfaſſung deſſelben her, welches **Kant** mit denſelben Worten ebenfalls geſagt hatte, und ſeine unkundigen Leſer müſſen ſich damit begnügen, ohne zu erfahren, auf welche Art ſich denn jene Thätigkeit äußere. Weit faßlicher iſt **Kant** ſelbſt, wenn er an einem andern Orte hinzuſetzt, daß die **Einbildungskraft** in der reflektirenden Urtheilskraft nur als **Vermögen** der Anſchauung a priori, und der **Verſtand**, nur als **Vermögen** der Begriffe überhaupt im Spiele ſey, und die Thätigkeit beyder in der reflektirenden U. K. darin beſtehe, daß die Einbildungskraft das Mannichfaltige der Formen der Anſchauungen, als das gegebene beſondere, auffaſſe, und der Verſtand ſich nach einem Allgemeinen, einem Begriffe, Princip umſehe, um jenes Beſondere darunter zu ſubſumiren, obwohl er es nicht in ſich ſelbſt, unter ſeinen Categorien, ſondern nur in dem der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlichen Princip der

Zweck-

habenen ſelbſt die äſthetiſche Urtheilskraft oder den Geſchmack beſchäftigen. Der Verf. meynt aber nach dem Zuſammenhange nicht dieſe, ſondern ſolche Schriften, die die Grundſätze der Beurtheilung des Schönen und Erhabenen enthalten. S. 5 dürfte das, was über den Unterſchied der drey Gemüthsvermögen, Erkenntnißvermögen, Gefühl der Luſt und der Unluſt und Begehrungsvermögen, geſagt wird, zur deutlichen Erkenntniß dieſes Unterſchiedes nicht hinreichen. „Das Erkenntnißvermögen, (heißt es) begreift alles in ſich, was die Seele dazu thut, um ſich Kenntniſſe von Gegenſtänden zu verſchaffen, ſie mögen ſinnlich oder nichtſinnlich ſeyn.“ Der Hr. Verf. erklärt aber nicht allein nicht, was denn das iſt, was die Seele, oder beſſer das Gemüth, um Erkenntniſſe von Gegenſtänden möglich zu machen, hinzu thut; ſondern dieſe Erklärung paßt auch noch überdieſes auf das Gefühl der Luſt und Unluſt; denn auch dieſes faßt alles das in ſich, was die Seele oder das Gemüth dazu thut, um ſich Kenntniſſe von den Formen der Dinge zu verſchaffen, oder mit andern Worten, um Erkenntniſſe von Gegenſtänden, als ſchönen, möglich zu machen. Nicht deutlicher wird die Sache, wenn der Verf. unbeſtimmt hinzu ſetzt: „Auch diejenige Arten von Thätigkeit des Gemüths, wodurch wir wenigſtens uns bemühen, unſere Kenntniſſe zu erweitern, oder neue zu erlangen, wenn dieſe Bemühung auch vergeblich wäre, gehören mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, weil ſie doch eine gewiſſe Beziehung aufs Erkennen von Gegenſtänden haben.“ Sie gehören eigentlich nicht mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, ſondern zu den beſondern Arten des Erkenntnißvermögen, dem Verſtande, der Urtheilskraft und Vernunft, und das Erkenntnißvermögen überhaupt kann nicht thätig ſeyn, ohne daß ſich dieſe Thätigkeit in einer dieſer ihrer Arten äußerte; es ſey nun daß dieſe Thätigkeit einen glücklichen Erfolg habe oder nicht. Dieſer Zuſatz trägt mithin zur Begreiflichkeit des Unterſchiedes der drey Gemüthsvermögen, da er blos die Arten des Erkenntnißvermögens betrift, gar nichts bey. „Das Gefühl der Luſt und Unluſt, (ſagt Hr. S. weiter) beziehet ſich nicht auf Kenntniſſe von Objekten, ſondern nur auf das vorſtellende Subjekt, welches bey gewiſſen Veranlaſſungen von dieſen Gefühlen afficirt wird.“ Schwerlich dürfte jemand einen richtigen Sinn mit dieſem Satze verbinden können. Das Gefühl der Luſt und Unluſt bezieht ſich auf das vorſtellende Subjekt, iſt nichts geſagt; oder es ließe ſich eben ſo gut auch ſagen: Das Erkenntnißvermögen bezieht ſich auf das vorſtellende Subjekt; obgleich damit eben ſo wenig geſagt wäre. Auch iſt die Behauptung falſch, daß das Gefühl der Luſt und Unluſt ſich nicht auf Kenntniſſe von Objekten beziehe, oder, welches wohl der eigentliche Sinn ſeyn ſoll, daß das Gefühl der Luſt und Unluſt keine Erkenntniß von Objekten gewähre. Warum nicht? Es giebt ja der reflektirenden Urtheilskraft die Data zur Erkenntniß der Gegenſtände als wohlgefallender, obgleich nicht durch Begriffe, dennoch mittelſt der Art, wie es durch die Vorſtellung der Gegenſtände afficirt iſt. Weit deutlicher und kürzer würde der Verf. geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte: Jede Veränderung des Gemüths iſt irgend eine Vorſtellung. Jede Vorſtellung läßt ſich im Bewußtſeyn von dem Subjekte und dem Objekte derſelben unterſcheiden. Die Vorſtellung beziehen wir nun entweder auf ihr Objekt, oder auf ihr Subjekt. Im letztern Falle fühlen wir. Im erſtern Falle iſt aber das Objekt entweder bereits gegeben und wirklich, oder es ſoll erſt wirklich gemacht werden. Dort erkennen und hier begehren wir. Da nun die Wirklichkeit des Fühlens, des Erkennens und des Begehrens die Möglichkeit des Fühlens, Erkennens und Begehrens vorausſetzt, oder, da wir nicht fühlen, erkennen und begehren würden, wenn nicht ein Grund der Möglichkeit dazu in uns vorhanden wäre, ſo haben wir auch ein Vermögen zu fühlen, zu erkennen und zu begehren, und dieſe Vermögen heißen wir, das Gefühl der Luſt und Unluſt, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen. S. 8 drückt ſich der Verf. nicht beſtimmt und genau genug aus, wenn er ſagt: Der Verſtand ſey das Vermögen, nach beſtimmten Begriffen den Stoff der ſinnlichen Anſchauung zuſammen zu faſſen. Es ſollte vielmehr heißen: er iſt das Vermögen, den Stoff, oder das Mannichfaltige gegebener Anſchauungen unter Begriffe zu ſubſumiren. Außerdem iſt auch in dieſem Begriffe nicht das Merkmal ausgedrückt, wodurch ſich der Verſtand von der Urtheilskraft und

ſie für uns erkennbare Gegenſtände würden; ſo ſollte es vielmehr heißen: damit ſie erkannt werden; denn erkennbar ſind die ſinnlichen Anſchauungen immer, und ſie brauchen es nicht erſt zu werden. S. 33 iſt der Unterſchied der beyden Arten der reflektirenden Urtheilskraft, nämlich der äſthetiſchen und teleologiſchen anzugeben vergeſſen worden, welches doch zur deutlichen Beſtimmung des Begrifs der äſthetiſchen Urtheilskraft gedienet hätte. Nächſt dieſem könnte man auch, ſo wie die Worte hier ſtehen, verführet werden zu glauben, als ob reflektirende und äſthetiſche Urtheilskraft gleichbedeutend wären. „Dieſe Verbindung (ſagt Hr. S.) des Gefühls der Luſt oder Unluſt mit der Reflexion über die Natur iſt der Grund, warum die reflektirende Urtheilskraft auch die äſthetiſche heißt.“ Man ſollte ſonach dafür halten, als ob die Meynung wäre, daß bey den Aeußerungen der reflektirenden Urtheilskraft das Gefühl der Luſt oder Unluſt immer mit der Reflexion verbunden ſey, welches doch nicht iſt, da die teleologiſche Urtheilskraft, die auch ein Zweig der reflektirenden iſt, die objektive Zweckmäßigkeit der Natur nicht durch das Gefühl der Luſt und Unluſt; ſondern durch Verſtand und Vernunft beurtheilt. S. 59 beweiſt der Hr. Verfaſſer, daß wir uns bey allen reinen äſthetiſchen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorſtellen müſſen, ſo: „denn wir empfinden eine Luſt bey der Vorſtellung ſchöner Gegenſtände, und dieſe kann nicht anders entſtehen, als wenn wir bey unſern Vorſtellungen eine gewiſſe zweckmäßige Uebereinſtimmung

ſtimmung wahrnehmen.“ Zuförderſt kann der Ausdruck, bey der Vorſtellung ſchöner Gegenſtände, den Gedanken erregen, als ob Schönheit eine an den Gegenſtänden ſelbſt objektiv erkennbare Eigenſchaft ſey, da doch nur das Gefühl des Subjekts der Beſtimmungsgrund des Urtheils iſt, etwas ſchön zu nennen. Hiernächſt iſt der Satz: daß die Luſt nicht anders entſtehen könne, als wenn wir bey unſern Vorſtellungen eine gewiſſe zweckmäßige Uebereinſtimmung wahrnehmen, theils unbeſtimmt, theils auch nicht richtig. Unbeſtimmt, weil weder geſagt wird, ob die Vorſtellungen unter einander ſelbſt oder mit ihren Objekten übereinſtimmen müſſen, noch was das für eine gewiſſe zweckmäßige Uebereinſtimmung ſey. Unrichtig, weil bey reinen äſthetiſchen Urtheilen gar nicht von der Wahrnehmung einer zweckmäßigen Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen die Rede ſeyn kann. Es ſind hier keine Vorſtellungen in zweckmäßiger Uebereinſtimmung, ſondern die Erkenntnißkräfte, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele ſind; Einbildungskraft und Verſtand werden nur als bloße Vermögen der Anſchauung und Begriffe in Harmonie geſetzt. Nicht weil Vorſtellungen zweckmäßig übereinſtimmen, gewährt der Gegenſtand derſelben Luſt, ſondern der Grund dieſer Luſt liegt darin, daß durch eine gegebene Vorſtellung jene Erkenntnißkräfte unabſichtlich in Einſtimmung geſetzt werden, ſo wie auch unmittelbar mit dem Begriffe einer Zweckmäßigkeit der Natur, Luſt verbunden iſt; und nur ein Gegenſtand heißt zweckmäßig, weil ſeine Vorſtellung unmittelbar mit dem Gefühle der Luſt verbunden iſt. Vorſtellungen können auch **Begriffe**, die auf Erkenntniß gehen, und dieſe zweckmäßig mit einander verbunden ſeyn, und mithin übereinſtimmen, ohne gleichwohl eine Luſt zur Folge zu haben. Dieſes, und daß äſthetiſche Urtheile von Begriffen ganz unabhängig ſind, und nur ein beſtimmendes Urtheil zur Erkenntniß geben, räumt auch der Verf. anderwärts ſelbſt ein. Ueberdies beweiſt der angeführte Schluß des Verf. auch nicht, was er beweiſen ſollte. Denn daraus, daß die Luſt bey der Vorſtellung ſchöner Gegenſtände aus der Wahrnehmung einer gewiſſen **zweckmäßigen Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen** entſtehe, folgt nicht, daß wir uns bey allen äſthetiſchen Urtheilen nothwendig eine **Zweckmäßigkeit** vorſtellen **müſſen**. Denn eine zweckmäßige Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen von Gegenſtänden und **Zweckmäßigkeit** der Natur, im Sinne Kants, den auch Hr. S. annimmt, ſind doch ganz verſchiedene Dinge. Ueberhaupt iſt der angeführte Satz des Verfaſſers, daß wir uns bey allen äſthetiſchen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorſtellen müſſen, bey **Kant** nirgend zu finden. Die **Vorſtellung** der Zweckmäßigkeit bey äſthetiſchen Urtheilen, d. i. die Idee, daß irgend ein Verſtand, obwohl nicht der unſrige, den Grund der Einheit der mannichfaltigen Formen der Natur oder der durch die Geſetze, welche der reine Verſtand **a priori** der Natur vorſchreibt, unbeſtimmbare Modifikationen der allgemeinen trans-

ſcenden-

„ Zweckmäßigkeit des Objekts ausdrücken. Die Luſt iſt es alſo, die allgemein und nothwendig den Beſtimmungsgrund der äſthetiſchen Urtheile abgeben muß; und obgleich unter denen, die über Dinge, als ſchöne, urtheilen, die wenigſten ſich, in dem Bewußtſeyn dieſer Luſt, auch der Angemeſſenheit des für ſchön beurtheilten Gegenſtandes zu den Erkenntnißvermögen, die in der Aeußerung ihrer Urtheilskraft im Spiele ſind, als einer Vorſtellung eines Begrifs, bewußt ſeyn mögen, ſo iſt doch das, was durch dieſen Ausdruck bezeichnet wird, wirklich vorhanden und in ihrem Urtheile ausgedrückt, und in der Luſt, die den Grund des Urtheils ausmacht, enthalten, da beyde, Luſt und Zweckmäßigkeit, Correlata ſind, von welchen keines ohne das andere gedacht werden kann. Ohne alſo auch nur in dem Bewußtſeyn jener Luſt, die unſer Urtheil beſtimmt, ſich eine Zweckmäßigkeit zu denken, ergiebt ſich das, was dieſes Princip ſelbſt, ohne es zu denken, bewirken ſoll, von ſelbſt: die Formen der Dinge der Natur oder ihre beſondern empiriſchen Geſetze, die ſich nicht unter jene allgemeinen Geſetze, die der Verſtand der Natur als Erſcheinung, um ſie zu einem Objekt der logiſchen Erkenntniß zu machen, vorſchreibt, bringen laſſen, werden durch das Allgemeine des in der Natur der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlich liegenden Princips der Zweckmäßigkeit, man mag ſich daſſelbe unter einer Formel denken oder nicht, in eine Einheit verknüpft, die außerdem gar nicht möglich wäre; und zum gegebenen Beſondern, welches uns die Wahrnehmung darbietet, auf welches aber die Categorien des Verſtandes und die auf dieſelben gegründeten Geſetze nicht anwendbar ſind, finden wir nun in der reflektirenden Urtheilskraft und ihrem Princip das Allgemeine, ohne welches gar kein Urtheil, hier keins über Schönheit, möglich ſeyn könnte, ſo wie uns auch dieſes Princip geſchickt macht, zu dem Verſchiedenen, dem in jenen Formen der Dinge der Natur und ihren Vorſtellungen widerſprechend ſcheinenden, wieder den Grund der Verknüpfung zu finden.

IX.

Vermiſchte Nachrichten.

Deutſchland.

Gotha, bey Perthes: Nekrolog auf das Jahr 1790. geſammlet von *Fr. Schlichtegroll.* Erſter Band, 1791. 378 S. Zweyter Band, 372 S. 8. So gegründet die Klagen über die zunehmende Habſucht und Selbſtſucht, den herrſchendſten Seelenkrankheiten unſers Zeitalters, ſeyn mögen, ſo iſt es doch damit noch nicht ſo weit gekommen, daß die Menſchen ſich ganz in ihr eignes Ich verlieren, und ihr edelſtes Gefühl, die Sympathie mit andern Individuen ihrer Gattung, die Theilnahme an ihren guten und böſen Schickſalen ganz erſtickt haben ſollten. Im Gegentheil gehören die Nachrichten von den Lebensumſtänden merkwürdiger Perſonen gerade zu der Art von Lektüre, die am meiſten geſucht wird. Es war daher ſchon in dieſer Rückſicht ein glücklicher Gedanke, am Schluſſe jedes Jahres, die ausgezeichneten Menſchen aller Art, die in dieſem Zeitraum von der Bühne des Lebens abgetreten, zuſammen zu ſtellen, die intereſſanteſten Nachrichten von ihrem Leben und ihren Werken zu ſammeln, ehe ſie der Raub der Vergeſſenheit werden, und nach dem Ausdruck des Verf. der Menſchheit gleichſam Rechnung abzulegen, was für ein Deficit in dieſer Zeit unter dem entſtanden iſt, was ſie gerade für ihr edelſtes und ſchätzbarſtes halten muß. Der Verf. gegenwärtigen Verſuches ſchließt, was wir ſehr billigen, keine Menſchenklaſſe vom Fürſten bis zum Landmann, kein Geſchlecht, keine Nation, kein Verdienſt, das ſtille, unerkannte ſo wenig, als das laut, oft zu laut geprieſene Verdienſt aus. Ein ſolcher Plan iſt freylich mit einer Menge, zum Theil ſehr großer, Schwierigkeiten verknüpft, allein Hr. S. kennt ſie nicht allein, wie ſeine Vorrede hinlänglich zeigt, es fehlt ihm auch ſo wenig an Thätigkeit und gutem Willen, als an Vermögen und Einſicht, ſie, wo nicht alle, doch größtentheils zu überwinden, und eine Sammlung biographiſcher Nachrichten zu liefern, die für den Augenblick eine angenehme und lehrreiche Lektüre und für die Zukunft dem Litterator ein Repertorium von bleibendem Werth ſeyn wird. In Anſehung der Schriftſteller, beſonders, was Deutſchland betrift, will

er

des alten preußiſchen Offiziers, des Verfaſſers der Briefe über Friedrich den Großen. Von ihm ſelbſt beſchrieben. Erſter Band. 8. 510 S. Ein Produkt der Natur, nicht der Kunſt, Bekenntniſſe eines Mannes, der viel in und mit der Welt gelebt hat, einen ſcharfen Beobachtungsgeiſt, vielen Witz, ein redliches Herz, und eine ungemeine Darſtellungsgabe beſitzt, aber kein geübter Schriftſteller iſt. Roußeaus — deſſen Confeſſions wahrſcheinlich die erſte Idee zu dieſem Buche gegeben haben, aus denen aber keine einzige Situation, kein Gedanke entlehnt iſt — Roußeaus feurige Beredſamkeit muß man daher hier nicht ſuchen: aber die Wahrheitsliebe des Verf. übertrift vielleicht noch die des Genfer Bürger. Auch iſt ſeine Jugendgeſchichte, die er in dieſem erſten Bande erzählt, gewiß für weit Mehrere lehrreich; „denn iſt gleich (ſagt der Herausgeber) Herr von L. kein ſo berühmter Mann als Roußeau, ſo betrift das, was man daraus lernen kann, doch eine viel zahlreichere Klaſſe von Menſchen, nämlich alle die Kinder von wohlhabenden Aeltern, deren Erziehung dieſe nicht ſelbſt beſorgen können: und an der Ausbildung derſelben iſt der Menſchheit doch gewiß viel gelegen.“ Sie fällt zudem in die merkwürdige Epoche des ſiebenjährigen Krieges, und Herr von L. iſt der Sohn eines Sächſiſchen Offiziers, der von ſeiner Großmutter in einem kleinen Sächſ. Städtchen erzogen wird, daher man gelegentlich die damaligen Sitten in Sachſen, und die Veränderung, welche die

Preußen darin bewirkt haben, aus dieſer halb erdichteten Erzählung beſſer kennen lernt, als aus irgend einem hiſtoriſchen Werke. Auch kennen wir keinen Roman, in welchem eine Offizierswirthſchaft, wie ſie gewöhnlich zu ſeyn pflegt, ſo anſchaulich und mit ſo wahren Farben geſchildert würde, wie in dieſem. Er gehört unter die wenigen ächten Originalwerke unſerer Sprache, die nicht aus der Wiedererinnerung fremder Schriften geſchöpft ſind, und die Naivetät des Styls erhöht ſeinen Reiz. Recht vielen Dank verdient alſo, unſers Erachtens, der alte preußiſche Offizier, daß er die Bekanntmachung deſſelben befördert hat. Wir wünſchen mit ihm, bald aus dem zweyten Bande dieſer Lebensgeſchichte zu ſehen, was Anlagen, wie die des jungen von L***, mit ſo einer Erziehung verbunden, hervorgebracht haben, und wir ſind ganz ſeiner Meynung, daß eine ſo nach der Natur gezeichnete Darſtellung eines Charakters, mit ſamt den Beſtandtheilen, woraus er gleichſam gebildet worden iſt, dem Beobachter nicht anders als Gelegenheit geben kann, tiefe Blicke in die menſchliche Natur und ihre Ausbildung zu thun, und daß die lebhafte Art, wie alles dieſes erzählt iſt, jedem Leſer eine angenehme Unterhaltung verſchaffen müſſe, ſo geringfügig die Begebenheiten auch dem Nichtbeobachter ſcheinen mögen. Doch ſind auch dieſe Begebenheiten theils ſo komiſch, wie zum Beyſpiel die Zählung der Dukaten, die der Onkel des Herrn von L***, ein ehrlicher alter Sächſiſcher Leutenant, ſeiner Frau Schwägerinn bey ihrer erſten

Niederkunft zu leihen gezwungen wird; das Friſiren des jungen Herrn von ſeinem Hofmeiſter, und das Brennen des Ohrläppchens anſtatt der Papillote; das öftere Einbinden des großen Haarbeutels, beſonders da er in der Kirchthüre von neuem herabfällt, und bald darauf wieder der Frau von Maſchau beym Anrühren in der Kirchenkapelle in der Hand bleibt, die aber den Knoten feſter zu knüpfen verſteht; die Schilderung der löblichen Bürgerſchaft zu Schmiedeberg und des Gaſtgebots bey dem Oberforſtmeiſter von Troitſch; die erſten Symptome der Liebe in der Bruſt des jungen von L. und ſeiner Schweſter; der leztern Zuneigung zu einem preußiſchen Cornet und das weiſe Betragen der Großmutter hierbey; des jungen von L. Bußangſt; die verſchiedenen Spielparthien ſeiner Frau Mutter, Großmutter und ſeines Hofmeiſters; die Kriegserzählungen eines preußiſchen Huſaren-Unteroffiziers u. ſ. w. theils ſo rührend, wie die Hinrichtung des Sächſiſchen Muſketiers Koch; die Krankheit des jungen von L***; die Vergiftung ſeines mit ihm aufgewachſenen Pudels — und dieſe das Herz zerreißende Auftritte ſind wieder mit ſo manchem komiſchen Zuge durchwebt, die dem Leſer ein Lächeln abzwingen, während ſeine Augen voll Thränen ſtehen — daß auch diejenigen, welche blos zum Zeitvertreib leſen, eben ſo ſehr bey dieſem Buche ihre Rechnung finden werden, als es den Denker wegen ſeines pſychologiſchen Werthes intereſſiren wird.

ſelbſt, der noch durch die Pünktlichkeit vermehrt wird, wovon ſein Benehmen durch die Erziehung einen Anſtrich erhalten hat;

3) unbeſonnene Fehltritte (weil er wegen der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft oft einſeitig urtheilt, und zu ſchnell handelt). Schnelle Reue, wenn üble Folgen eintreten; Beſſerung, wenn dieſe Folgen Andere treffen (wegen des Wohlwollens); Vernachläßigung des Fehlers, wenn ſie ihn ſelbſt treffen (wegen des Frohſinns; — und eben darum:)

4) Hang zu Vergnügungen, der aber einem edeln Stolze, und noch mehr dem Edelmuthe, untergeordnet iſt;

5) ſtetes Streben nach Thätigkeit, und Beſchäftigung mit Dingen, die wenigſtens den Schein des Großen haben.

Schon aus dieſem Entwurfe, den wir aus einem Briefe des Verfaſſers, unſers Mitgehülfen, gezogen haben, ergiebt ſich, daß es ihm mehr darum zu thun war, ein pſychologiſch-moraliſches Buch, als einen eigentlichen Roman zu ſchreiben; nicht ſowohl etwas Abentheuerliches zu erzählen, um dem Leſer die Zeit zu verkürzen, als nützliche Wahrheiten und ſeine Meynung über verſchiedene Dinge, unter dem Vehikel einer ſonderbaren Begebenheit, vorzutragen, weil er glaubte, daß ſie ſo leichter Eingang fänden, und allgemeiner bekannt würden, als in einer förmlichen Abhandlung. Sein Karl Wendemann iſt nicht nach einem Vorbilde in der Natur kopirt, ſondern durch Abſtraction entſtanden;

eine mißliche Art einen Charakter zu zeichnen, (wie ſchon Ariſtoteles bemerkt hat,) wobey man gar leicht eine für die Spannkraft erforderliche Muſkel vergißt oder an eine unrechte Stelle ſetzt. Nur ſeltne Genies und ſehr geübte Künſtler können ohne Modell untadelhafte und völlig geendigte Figuren hervorbringen; obſchon freylich das Modell immer in vielen Stücken verändert, immer veredelt werden muß, ſofern man nicht blos porträtiren, keine ganz gemeine Natur ſchildern will. Das Modell hilft dem Künſtler blos die wahre Beſchaffenheit, die ächte Farbe der Gegenſtände vollkommener darzuſtellen, hilft ihm, nicht in den Fehler zu fallen, Schattenweſen für Realitäten hinzuſtellen. Ordnung derſelben zu einem beſtimmten Zweck muß ſein Verſtand, und Geiſt und Leben muß ſein Genius in das Bild bringen. Hätte der Verf. ein Original für ſeinen jungen Helden im Kopfe gehabt, würde er ihm dann wohl, bey einer Dorferziehung, im zwanzigſten Jahre, ohne eigentlich ſtudiert zu haben, ſo viele gelehrte Kenntniſſe und Kunſtfertigkeit beygelegt haben? Hat der Dichter hier nicht, über den innern Beſtandtheilen, aus denen er den Charakter zuſammen ſetzte, die äußern Verhältniſſe vergeſſen, durch welche jene erſt ihre Bildung erhalten, ſo daß ſie ſich äußern können? — So ſind auch die Begebenheiten und Lagen, in welche die Perſonen verſetzt werden, nicht ſowohl von der Phantaſie erfunden, als durch den Verſtand mit Hülfe des Gedächtniſſes combinirt. Einige dünken uns ein wenig verbraucht; z. B. die Auftritte in

der

der Räuberhöle, die, als le Sage ſeinen Gilblas ſchrieb, zudem mehr Wahrſcheinlichkeit hatten als itzt. Nicht entlehnt, ſondern aus eigner Beobachtung und einem gefühlvollen Herzen entfloſſen, ſind hingegen die Schilderungen ländlicher Gegenden am Harze, ſo wahr und ſchön, wie die Darſtellung der innern Herzensgefühle der beyden Liebenden und die Charaktere des alten Landpredigers, ſeiner Haushälterinn, des Schulmeiſters, und einiger andern Nebenperſonen. Ueberhaupt, verräth ſchon die Anlage des Werks keinen gebornen Dichter, ſo verräth dagegen die Ausführung einen denkenden Kopf, einen Mann von Kenntniſſen und den größten Anlagen zum moraliſch-ſatyriſchen Schriftſteller. Dieß zeigt ſich insbeſondere in den kurzen Betrachtungen, die er jedem Kapitel angehängt hat: ſie ſind ſo voll feiner Bemerkungen und feinen Spottes, und ſo gut vorgetragen, daß ſie öfter dürften geleſen werden, als die Erzählung ſelbſt, und daß man ſie nicht, wie das Räſonnement, womit Fielding jedes Buch ſeiner Erzählung anhebt, überſchlagen wird. Eine Compoſition kann ſehr fehlerhaft, und das Gemälde doch vortreflich ſeyn. Dieß, dünkt uns, iſt hier der Fall.

Ebendaſelbſt. Die Liebe, eine Briefſammlung in 2 Bändchen; erſtes 308, zweytes 350 Seiten in 8vo. Ein Roman voll Intereſſe und Natur, ganz auf Deutſchlands Horizont geſtimmt. Schade, daß dem Styl die letzte Politur fehlt! Zwar entſchuldigt dieß einigermaßen die Briefform, und man muß dem Verf. zugeſtehn, daß er mit

wickelt, und aller Schickſal iſt ſo angelegt, um die moraliſchen und phyſiſchen Folgen derjenigen Leidenſchaft ins Licht zu ſetzen, die am öfterſten und ſchnellſten das Glück, wie das Elend, der Menſchen bewirkt, und durch die conventionellen Einſchränkungen, der ſie in civiliſirten Staaten unterworfen iſt, die Menſchen oft zu bewunderungswürdigen und edelmüthigen Thaten antreibt, aber auch nicht minder oft dahin bringt, ihr Daſeyn zu verfluchen und das Ende deſſelben zu beſchleunigen. Den letztern Zweck beabſichtigen insbeſondere die Auszüge aus Agathens Tagebuche, in ihren letzten Lebensſtunden entworfen (am Schluſſe des erſten Bands), denen wir nur eine mehr energiſche Sprache und einen höhern Flug der Phantaſie wünſchten. Die ähnlichen Fragmente in der Wilhelmine Arend (von Wezel), an die ſie erinnern, können dem Verf. zeigen, was wir meynen. Ueberhaupt gelingt ihm die Schilderung des Häuslichen und des Komiſchen beſſer, als der Ausdruck des Pathetiſchen und Rührenden, der durchaus von einer gedrängten, kraftvollen Schreibart unterſtützt ſeyn will.

Erfurt bey Keyſer: **Roland, eine tragikomiſche Geſchichte aus den Ritterzeiten und unſern Tagen**, 1791, 263 Seiten in 8. Die Worte **aus unſern Tagen** auf dem Titel, die neben den Ritterzeiten etwas ſehr nonſenſikaliſch klingen, beziehen ſich auf die Anſpielungen auf neue Zeitumſtände und zum Theil noch lebende Perſonen, die in die Geſchichte des alten Paladins oft ſonderbar und gezwungen genug eingewebt ſind.

Seit Muſäus durch ſeine häufigen Anſpielungen ſeinen Schriften einen Reiz gab, der ihr Publikum ſo ſehr vergrößerte, glaubt jeder ein Muſäus zu ſeyn, wenn er ein paar witzig ſeynſollende Ausfälle auf Modethorheiten und ein paar gute oder elende Schriftſteller thut. So paradiren hier in dem ſeltſamſten Gemiſch, Bahrdt, Caglioſtro, Geisler d. j. Hirſchens Luftſalzwaſſer, die Litteratur- und Völkerkunde, ja ſogar die Ueberſ. von Eulers Differentialrechnung u. ſ. w. Der Verf. hat den Boyardo und Arioſt zu Grunde gelegt: „aber auch nur zu Grunde gelegt“ wie er gefliſſentlich wiederholt. Dieſe Verſicherung war ganz überflüßig. Niemand wird glauben, daß Boyardo, geſchweige Arioſt, ſo kalte, ſteife Erzähler wären, als der Verf. Man vergleiche nur bey letzterm die trefliche poetiſche Beſchreibung von Rolands Kur (39. Geſ.) und die Szenen zwiſchen Angelika und Medor (19. Geſ.) mit den paar Worten, womit ſie von dem Verf. abgefertigt werden. Statt der entzückenden harmoniſchen Verſe Arioſts bekömmt man hier den trockenſten Kronikenſtyl zu leſen: z. B. „Schon „vorher empfand R. eine große Begierde, ſich mit „dem Haridan zu meſſen; jetzt ward ſolche noch „mehr vergrößert. Eilig machte er F. von dem „Baume los, und trat ſofort mit ihr die Reiſe „an — — Nicht weit von der Brücke war ein „Baum befindlich. Unter demſelben ſollte F. „ausruhen. Sie kamen an, und R. erſtaunte ſehr, „an den Zweigen dieſes Baums eine Menge Waſ„ſen aufgehangen zu ſehen, unter welchen auch

„die Waffen ſeines Vetters Rinald befindlich „waren. Dieß brachte ihn auf die Gedanken, daß „derſelbe höchſtwahrſcheinlich ſein Grab allhier „müſſe gefunden haben u. ſ. w.

Berlin und Leipzig bey Petit und Schöne: Briefe an Theokles. Erſter Theil, 1789. 214 S. 8. Der Hauptgegenſtand dieſer Briefe iſt die Seelengröße; allein der Verf. hat eine ſo deſultoriſche Manier zu ſchreiben, er miſcht ſo viel fremdartige Dinge ein, läßt ſich oft durch ein Wort von ſeiner Straße ablenken, daß es viel Mühe koſtet, ihm zu folgen. Nichts ermüdet die Geduld mehr, und ſchwerlich würde ſie bey dieſen Briefen lange aushalten, wenn er nicht wieder ſo oft durch einen ſchönen Gedanken, ein glückliches Bild, eine feine Bemerkung überraſchte, und den Leſer wieder mit ſich verſöhnte. Aus allem ſieht man, daß der Verf. noch ein junger, aber feuriger, heller, ſelbſtdenkender Kopf iſt, der viele Erwartung erregt. Vor der Hand iſt ſeine Denkkraft noch nicht gereift, und ſein Geſchmack nicht gereinigt und befeſtigt. Er philoſophirt noch zu viel in Bildern, und vernachläßigt oft über dem Ausmahlen des Bildes den Gedanken. Der Ausdruck iſt oft ſo ſchwankend und räthſelhaft, oft ſo geſucht, und dann wieder ſo gemein und platt. Nur ein paar Proben: „Die „Bosheit iſt kalt, wie die Umarmung des Teufels.“ — „Unſere weichen Seelen zerfließen, „wie Semmel in Milch.“ — „Zweyerley Bedürfniſſe von edlerer Art fühlen wir alle, Thätigkeit und Liebe. Beyde quillen empor aus dem

eine Thräne von der Wange eines Bruders zu trocknen?

Augsburg. Sappho, ein Melodrama nebſt andern Gedichten von I. I. H—b—r. 1790. 54 Seiten in 8. Der Verf. ging ſeine Papiere durch, um das Unnütze davon den Flammen zu übergeben. Er war auch ſchon im Begriff, dieſe Blätter ins Feuer zu werfen, als — der böſe Genius, Autorſucht genannt, dieſen weiſen Vorſatz in ihm erſtickte. Man kann ſich nichts kahleres denken, als dieſes Melodrama, an welches ſchwerlich irgend ein Tonkünſtler und Theater, Talente, Mühe und Koſten verſchwenden werden. Am unglücklichſten iſt Hr. H. dann, wenn er Feinheiten anbringen will. S. 7. „Welche glückliche „Stunden, welche ſelige Tage verlebte ich damals „in den blühenden Haynen, an den Ufern, in den „Felſengrotten dieſer Inſel — damals, als noch „Phaon ſein ganzes Daſeyn nur aus meinen Blicken zu ſaugen ſchien — da noch jeder Blick, jeder Händedruck — jeder Pulsſchlag von ihm „Treue mir ſchwur — da ich noch ganz ſein, Phaon „noch ganz mein war! — — **war**! — (mit „ſteigendem Affekt) **war**! — —“ Die angehängten verſchiedenen Gedichte ſind dem Inhalt, aber nicht dem Werthe nach verſchieden. Folgende Zeilen ſind aus einer höhern Ode:

Ein Engel trägt auf glänzendem Gefieder
Die Wünſche ſchnell zum Himmel auf,
Legt ſie der Gottheit vor, ſie blicket lächelnd nieder,
Und liſpelt: Ja! darauf.

Erlauchter Graf! verzeih dem kühnen Liede,
Das meine Ehrfurcht dir gebracht,
Ich hätt' es nie gewagt, doch deine ſeltne Güte
Hat mich beherzt gemacht.
Wahr iſts, mein Lied fliegt auf zu niedern Schwingen — —

Ein kühnes Lied, das auf zu niedern Schwingen fliegt, eine liſpelnde Gottheit!! In dem Lobliede eines Bauermädchens auf ihren Geliebten heißt es:

Im Spaß ſollt't ihr ihn raufen ſehn,
Mit zween und auch mit drey,
Da ſchlägt er euch die Kerls beym Blitz!
Zuſammen, als wie Brey.
O wäre doch der Herbſt ſchon da!
Wie glücklich wär' ich dann,
Da werd' ich Anne Hanſens Frau
Und Hanns wird Annens Mann.

Frankfurt am Mayn: Die Wichtigkeit des Buchhandels. Bey Eröffnung einer Kunſtbuchhandlung. 1791. 31 S. in 8. Es iſt allerdings wahr, daß wegen der ungeheuern Menge neuer Bücher die Sortimentsbuchhändler ſich nothwendig einſchränken und nur auf die gangbarſten Artikel Rückſicht nehmen müſſen. Daher entſtehen die gegründeten Klagen, daß koſtbare, mit Kupfern verſehene Werke oder eigentliche Kunſtwerke, vorzüglich die des Auslands, ohne vorhergegangene Beſtellung, und oft auch ſo nicht, zu haben ſind. Hr. W. Fleiſcher in Frankfurt am Mayn hat jetzt eine eigne Kunſtbuchhandlung, wie er ſie nennt, errichtet,

richtet, und dieſe Blätter als eine Ankündigung derſelben drucken laſſen. Hrn. Fs. Plan iſt vielumfaſſend, und erſtreckt ſich auf mathematiſche, phyſikaliſche, naturhiſtoriſche, anatomiſche, geographiſche ꝛc. Werke, Reiſebeſchreibungen, Künſte, ſchöne und mechaniſche, Kupferſtichwerke für die Jugend, auch außerwiſſenſchaftliche, z. B. die Quartausgabe der Geßnerſchen Werke u. d. gl. Die kleine Rede über die Wichtigkeit des Buchhandels enthält freylich nichts neues, allein ſie zeigt doch, daß Hr. F. nicht gemeine Begriffe von ſeinem Geſchäft habe. Enthuſiasmus, und wär er auch ein wenig zu weit getrieben, iſt bey jeder Unternehmung, die mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, immer beſſer, als Froſt und zu kalte Gleichgültigkeit. Nur bitten wir Hrn. F. zu bedenken, daß das, was er von dem Buchhändler im Allgemeinen fordert, und was auch wirklich einzelne Männer unter ihnen geleiſtet haben, und zum Theil noch leiſten, unmöglich von allen gefördert werden, oder auch allen ohne Unterſchied nützen könne. „Der „Buchhändler ſoll die Kräfte der Gelehrten dahin „leiten, wo ſie am nöthigſten ſind, und wo ſie ſich „am wirkſamſten zeigen können. Er iſt gleichſam „der Direktor der Litteratur. Er muß durch ſeine „Einſichten, durch ſeine Kenntniſſe im Stande ſeyn, „mehrere Gelehrte zu einem einzigen großen litterariſchen Unternehmen ſo zu vereinigen, daß, vermöge ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen, ein „zweckmäßiges, wohlgeordnetes Ganze daraus entſtehe.“ Wie übertrieben! Warum von einem

ſchiefe Urtheile nicht ganz ſchützen können, allein der Dank aller Unpartheyiſchen, der Leſer von ächtem und feinem Geſchmack, die den Zweck und das Verdienſt ſeiner Arbeit einzuſehen und zu ſchätzen wiſſen, kann ihm nicht entgehen. Solche Sammler verdienen Dank und Lob, denn ihre Arbeiten ſind mühſam und nützlich, allein weder das eine noch das andere ſind Compilationen, wie die hier angezeigte, und ſo können ihre Urheber auch weder auf Dank noch auf Lob Anſprüche machen. Was iſt leichter als aus Büchern, die in jedermanns Händen ſind, auf gerathe wohl, ſchöne, mittelmäßige und ſchlechte Stücke abzuſchreiben, und neben einander abdrucken zu laſſen? Im Anhang (den Hr. J. im Scherz, aber warlich mit dem größten Recht ſeine epigrammatiſche Polterkammer zu nennen pflegt) verſpricht er, werde man auf manches unvermuthete Kleinod ſtoßen, und auch ungedruckte vortrefliche Epigrammen finden. Wir ſuchten, und ſuchten und fanden kaum ein paar gute Stücke, die wir nicht ſchon gekannt hätten: z. B.

Der ſterbende Landjunker.

Gott tröſte Sie, geſtrenger Herr,
Sprach jüngſt des Dorfes Prediger,
Und weihe Sie nach ſolchem Leid
Zum Bürger ſeiner Herrlichkeit!
Zum Bürger? was? fing jener an:
Ich bin und bleib' ein Edelmann.

Leipzig. Kritiſche Briefe über einige Gegenſtände der alten Litteratur von J. A. G. N. 1790. 254 S. 8. Der Verfaſſer, ein junger Mann, der, wie der Herausgeber erzählt, ſeitdem geſtorben iſt, beſchäftigt ſich größtentheils mit Kritiken von Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller. Er iſt ſtreng, doch nicht unbillig in ſeinen Urtheilen. Wer die Geduld hat, dieſe Briefe ganz zu leſen, und in den gewöhnlichen deutſchen Ueberſetzungen alter Sprachen nicht beleſen iſt, der wird erſtaunen, wie ſo gar elend viele von ihnen beſchaffen ſind. Der Horaz von Herzlieb, Virgils Eklogen von Esmarch, und die Ueberſetzungen eines Ungenannten von Bion, Moſchus, Anakreon und Sappho, (Berlin 1787. kl. 8.) werden in ihrer ganzen Blöße dargeſtellt. — — Die Klagen über die Gleichgültigkeit des deutſchen Publikums in Sachen des Geſchmacks ſind übertrieben. Es kauft und lieſt noch genug, freylich nicht immer die beſten Bücher am meiſten. Wie konnte der Verf. von Michaelis ſagen, er ſey verhungert? — Die Aufſchrift des letzten Briefs erregte eine Erwartung in uns, die ſehr getäuſcht ward. Sie lautet: „Ueber das ganz neu entdeckte Fragment „eines griechiſchen Dichters. Es wird beſchrieben „und eine Ueberſetzung davon mitgetheilt.“ Es iſt dieß nichts, als eine oft gebrauchte Wendung, neue Waare unter der Firma des Alterthums an den Mann zu bringen; ein burleskes Gedicht, betittelt: die Manipulation im Olymp, voll geſuchten und platten Witzes.

Hannover bey Pockwitz: Leßings Denkmahl, eine vaterländiſche Geſchichte, dem deutſchen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. 1791. 136 S. gr. 8. Daß Leßing einer der größten Männer dieſes Jahrhunderts iſt, daß wenige, ſo wie er, die Ehre verdienen von ihrer Nation ein öffentliches Denkmahl der Dankbarkeit und Anerkennung ſeiner Verdienſte zu erhalten, darüber iſt in dem beſſern und hellern Theile Deutſchlands nur Eine Stimme. Allein ſobald es nun zur Ausführung kommen, ſobald der eine unbezahlt ein kleines Geſchäfte übernehmen, der andere ſeine Börſe öffnen ſoll, ſo iſt auf einmal alles ſtill und ſtumm; da hört und ſieht man nichts als Achſelzucken, Entſchuldigungen; man vertröſtet, bedauert, oder verweigert ſich geradezu. Das iſt der alte Gang, und ſo ging es auch hier Hrn. Großmann mit ſeinem Plane, dem unſterblichen Leßing ein Denkmahl zu ſetzen. Wer in Deutſchland für eine ſolche Idee nicht Verdruß ſtatt Freude zum Lohn haben will, der muß die Mittel zur Ausführung ſelbſt in den Händen haben, und auf keines Dritten Bereitwilligkeit und Großmuth, am allerwenigſten auf das Unding deutſcher Nationalgeiſt rechnen. Folgendes Mittel verſuchte Hr. G. zur Erreichung ſeines Zwecks. Er lud ſämmtliche Schaubühnen Deutſchlands ein, am Todestage Leßings eines ſeiner Schauſpiele zu geben, und die Einnahme zu dieſem Behuf zu verwenden. Von den meiſten erhielt er gar keine Antwort. An einigen Orten, als Breslau, Coblenz, Sträß-

iſt darin gewiß nicht am rechten Orte angebracht. Was ſoll die Telyn, was ſoll Braga, Minner, was ſollen die Nornen, Odin, Filea in einem Lobgedicht auf Leßing? —.— Hr. Waitſch, ein geſchickter Mahler in Braunſchweig, hat verſchiedene Entwürfe zu einem Denkmahl gemacht. In dem erſten (S. 78) dünkt uns der ſchöne Genius mit der umgekehrten Fackel nur nicht charakteriſtiſch genug, und am zweyten wollen uns die Klageweiber, die die Frontiſpice der Rotunde tragen, nicht gefallen. Die Trauer über den Tod eines Verſtorbenen ſoll und darf nur vorübergehend ſeyn. Bey den Griechen dauerte alle Trauer nicht über eilf Tage, und ſie würden es für höchſt unſchicklich gehalten haben, auf das Grab eines großen und verdienten Mannes Statüen von klagenden Weibern zu ſetzen. Sollten Chriſten, Philoſophen im 18ten Jahrhundert Urſache haben, anders zu urtheilen? —.— Man eröffnete eine Subſcription für ganz Deutſchland. Hr. Campe, an den die Beyträge eingeſchickt werden ſollten, erhielt — fünf Thaler! In Caſſel ward Minna von Barnhelm zu dieſem Behuf gegeben. Die Einnahme betrug — 15 Thaler 12 Groſchen. Kurz, in allem ſind kaum 100 Thaler zuſammen. So weit iſt die Sache bis jetzt gediehen. Von dem weitern Erfolg verſpricht Hr. G. künftig Nachricht zu geben. Nichts kann wahrer, aber auch zugleich nichts niederſchlagender ſeyn, als was Jemand (S. 129) bey dieſer Gelegenheit ſagte: „Leßing, Weiße, Brandes, Großmann, Iffland, Schröder ſind vergeſ-

„ſen. Deutſchland hat immer nur Einen drama„tiſchen Lieblingsdichter, und der iſt jetzt Kotze„bue.“

Bonn. Ueber deutſche Poeterey. Eine Rhapſodie. 1791. 32 S. 8. Man ſchreibt zwar in ganz Deutſchland 1791, allein zwiſchen der Cultur und dem Geſchmack der verſchiedenen, beſonders der nördlichen und ſüdlichen Provinzen Deutſchlands ſcheinen ganze Jahrhunderte zu liegen. Nicht, als ob man in Sachſen, Thüringen, Brandenburg u. ſ. w. nicht auch ſchlechte Verſe und ſchlechte Proſa ſchriebe. Die Zahl der geiſtloſen Scribenten iſt auch da leider ſehr groß, aber ſo ganz unbeſchreiblich platt, armſelig und barbariſch, als in Oeſterreich, Bayern, den Rheingegenden ſchreibt doch in Norddeutſchland keiner. Der Verfaſſer dieſes gereimten Aufſatzes ſcheint ein Mann nicht ohne Geiſt und Kenntniſſe zu ſeyn; er ſagt den elenden Poeten ſeiner Gegend derbe Wahrheiten: allein wie ungeläutert auch ſein Geſchmack noch ſeyn muß, zeigen ſeine eigenen Verſe:

Gutmüth'ges deutſches Publikum!
Was gleicht an Langmuth dir? Was ſchierſt du dich darum,
Was deiner Schreiber Zunft zum Beſten giebt?
Wer dich der Strenge zeiht, iſt unrecht dran. Wer übt
Die Duldung chriſtlicher, wie du fürwahr
Mit deiner Schrift-Verfaſſer Schaar?
Woher entſtünde ſonſt der Unfug, daß ſein Spiel
Ein jeder treibt, und keiner ſein Gefühl

Darob empfängt? — Der hebt im hohen Jambus an,
Spinnt einen langen Vers, wie auf der Seilerbahn,
Und eh er ſich des Spuks verſehen,
Geht, wie behext, ſein Vers den hinkenden Trocheen u. ſ. w.

Leipzig bey Gräff. Gedichte von Ludwig Theobul Koſegarten. Zwey Bände. 1788. 1ſter Band, 406 Seiten. 2ter Band, 432 Seiten. 8. Rhapſodien von Ebendemſelben. 1790. 228 Seiten. gr. 8. Die neulich erſchienenen Rhapſodien dieſes Dichters haben uns ihn, der längſt ſchon einer Erwähnung in unſerm Journal verdient hätte, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Jetzt, da die Sammlung ſeiner Gedichte bereits drey Jahre in den Händen des Publikums iſt, kann dieſe Anzeige keinen andern Endzweck haben, als theils ihm ſelbſt unſere Hochachtung zu bezeigen, theils unſerer Bibliothek, die ſichs ſeit einiger Zeit von neuem zum Geſetz gemacht hat, keinen merkwürdigen Namen zu übergehen, auch den ſeinigen einzuverleiben. Wir begnügen uns indeß, wegen dieſer Verſpätung, wie billig, mit einer allgemeinen Charakteriſtik. Eine ſolche wird hoffentlich Leſer, welche dieſe Gedichte kennen, am wenigſten ermüden, und zugleich hinreichend ſeyn, um diejenigen, denen ſie unbekannt ſind, aufmerkſam auf ſie zu machen. — Unſer Dichter iſt mehr ein Mann von innigem und tiefem Gefühle, als von geläutertem und geübtem Geſchmacke, ein Sohn der Natur, der ſich am liebſten ihrer Führung überläßt,

gen, die unſer Dichter bearbeitet hat, ſind meiſtens nicht blos ſchauerlich, ſondern gräßlich, und ſeine Darſtellung iſt oft geſchickter, das Herz zu zerreiſſen, als es zu rühren. — Was wir ihm wünſchen, iſt eine ſtrengere Beurtheilung ſeiner Verſuche, Beſchneidung der vielen üppigen Auswüchſe, größere Beſtändigkeit, Uebereinſtimmung und Richtigkeit in ſeinen Bildern, mehr Behutſamkeit im Gebrauche neuer Wörter und Zuſammenſetzungen, deren einige für unſre, obgleich kühne, Sprache doch noch zu kühn ſind; endlich Vermeidung ſolcher Eliſionen und Abkürzungen, die auch der geſchmeidigſten Zunge auszuſprechen unmöglich fallen. — Wer die meiſten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten unſers Dichters in einem Gemälde vereinigt ſehen will, leſe den Hymnus an die Tugend, mit welchem ſich die Sammlung eröffnet. Mehr denn einmal haben wir dieß Gedicht, und in verſchiedener Stimmung geleſen, und immer ſprach unſere Empfindung für gewiſſe Stellen laut und vernehmlich, aber eben ſo ſehr bedauerte es unſer Geſchmack, daß er die Geſetze der Allegorie ſo oft übertreten, daß er die Bilder nicht rein, ſondern aus mehrern Gegenſtänden zuſammengeſetzt, endlich daß er die Vergleichung ſtets zu weit getrieben, und der müßigen Wiederholungen und leeren Verſe ſo viele fand.

Frankreich.

Le Siège de Cythére, par Mr. Dumouſtier, Paris chez Cailleau 1790. 8. Dieſes kleine Gedicht hat einige glückliche Zeilen, etwas Witz, leichte Verſe, aber weder der Plan noch die Ausführung etwas hervorſtechendes.

Der bekannte Le Mierre hat zwey neue dramatiſche Stücke aufführen und drucken laſſen: Barnevelt, Traged. 123 p. 1791. 8. und Calas ou le Fanatisme, drame en 4. a. en proſe. 148. p. 1791. Beyde wurden mit Beyfall gegeben, der aber gewiß großentheils durch die gegenwärtigen Zeitumſtände erzeugt wurde. Sie haben, wie alle Werke dieſes fruchtbaren Dichters, viel einzelne wahre Schönheiten; Meiſterſtücke aber ſind es nicht. Die den franzöſiſchen Dichtern noch ſo neue Freyheit, kühne und ſtarke Wahrheiten aufs Theater zu bringen, verleitet ſie nur gar zu oft zu Anſpielungen, die mit dem Stoff ſelbſt keine Gemeinſchaft haben, und zu übel angebrachten Deklamationen, die indeß beklatſcht werden. In dieſen Fehler, der freylich entſchuldigt zu werden verdient, fällt auch Le M. in dieſen beyden Stücken nicht ſelten.

Lettres ſur les Confeſſions de J. J. Rouſſeau. Par Mr. Guinguené. Paris chez Barrois 1790. 8. Rouſſeau hat an dieſem ſchon durch mehrere kleine proſaiſche und poetiſche Aufſätze vortheilhaft bekannten Verf. (ſeinen Verſuch über den Taſſo haben wir unſern Leſern ganz mitgetheilt) einen warmen und beredten, vielleicht oft nur zu begeiſterten Vertheidiger gefunden. Seine aus vier Briefen und einer Menge Anmerkungen beſtehende kleine Schrift enthält verſchiedene bisher ungedruckte Anekdoten und Aufklärungen über intereſſante Punkte in Rouſſeaus Leben. Die Idee, ſein Leben zu beſchreiben, entſprang gewiß nicht zuerſt aus ſeiner Eitelkeit. Sein Freund Duclos, ſein Verleger Rey in Amſterdam und eine Menge anderer Perſonen drangen deshalb in ihn. Die erſten Bücher der Confeſſions, ſagt Hr. S. kann man als ein Supplement zum Emil anſehen. Daß das Complot gegen Rouſſeau keine Schimäre geweſen, wie man hie und da behaupten wollte, beweiſt ein Brief Voltairs an einen ſeiner Correſpondenten in Paris, der ohnlängſt in einem Pariſer Journal bekannt gemacht wurde. V. ſchrieb ihn zu der Zeit, wie das Gerücht ins Publikum kam, R. wolle ſein Leben ſchreiben, und wie er wirklich einzelne Stücke daraus ſeinen Freunden vorlas. Ce ſont vos éloges, ſagte V. c'eſt votre enthouſiasme aveugle qui ont fait de cet homme ce qu'il eſt aujourd'hui. Sa reputation, ſa gloire ſont votre ouvrage, et vous voyez qu'elle en ſera la recompenſe, ſi ſon libelle, ou aucun de nous doit être épargné, paroit jamais. Je ne vois contre cet ingrat qu'un ſeul parti à prendre: c'eſt de nous conjurer tous contre lui, c'eſt de le diſcrediter de toutes manières, de ne plus lâcher priſe avec lui, et à force de ridicules de le reduire au point de ne pouvoir plus être crû ſur rien. Je donnerai l'exemple; imitez moi tous; ſouvenez vous de l'Akakia: me reſtoit-il rien à redouter de Maupertuis après

geblich zwiſchen verſchiedenen Scenen dieſes Stücks und neuern Begebenheiten Beziehungen ſuchen werde, und daß die Ueberſetzung ſchon über drey Jahre im Manuſcript fertig gelegen habe, ſo wird er doch ſchwerlich damit Glauben finden, wie er ihn wohl auch nicht im Ernſt erwartet. „Vielleicht,“ ſagt er vom Verfaſſer, „hat er ſeinem Genie allzuviel „Freyheit gelaſſen. Man wird in ſeiner Arbeit „die Schönheiten und Fehler der Shakſpearſchen „und Götheſchen Stücke bemerken. Dieſe dramatiſche Gattung iſt vielleicht die nützlichſte und intereſſanteſte von allen, beſonders wenn ſie Nationalbegebenheiten darſtellt, und ein treues Gemälde „der Sitten und des Charakters der Nationen liefert.“

Nicodême dans la Lune ou la revolution politique, folie en proſe et en 3. a. melée d'ariettes et de vaudevilles par le Couſin Jacques. Paris chez l'auteur 1791. 8. Der laute und anhaltende Beyfall, mit dem dieß Poſſenſpiel aufgenommen worden, hat zuverläßig mit darin ſeinen Grund, daß es, wie man in Paris zu ſagen pflegt, ſo ganz im Sinn der Revolution geſchrieben iſt. Doch wäre es Ungerechtigkeit zu läugnen, daß nicht auch die angenehmen Spiele der Phantaſie, die glücklichen Alluſionen, die pikanten Scenen, die rührenden ganz aus der Natur gegriffenen Züge und die Menge ächt komiſcher Einfälle, die es vortheilhaft von andern Produkten dieſer Gattung auszeichnen, das Urtheil des Publikums geſtimmt und ſeine Zufriedenheit gerechtferrechtfertigt hätten. Wir können unſern Leſern hier nur einige Arien davon mittheilen. Die erſten ſingt Nicodeme, ein Bauer, die andern ein Pfarrer im Monde, wo die Scene des Stücks liegt. Beyde ſind an den Mondkaiſer gerichtet.

J'vous dirai donc en verité
Q'votre peuple ſe déſeſpere,
E qu'à l'inſcu de Vot' Majeſté
On l'plonge dans la miſere.
Mqué par-ci, foulé par-là,
Nuit et jour il travaille.
Vos courtiſans ſont cauſes de ça.
Tnez, moi j'vous dis q'tous ces gens-là
N'front jamais rien qui vaille.

J'peux bin vous ajouter franch'ment
Q'gnia rien-là qui m'étonne,
Et qu'on a toujours plus tourment
Que d'agrément ſur l'trône.
Un roi ſouvent eſt déteſté
Quand i mérit' qu'on l'aime:
Tout l'mond' li cache la vérité,
Et c'eſt partout d'même.

* * *

Un prince eſt une roſe
Qu'amuſe le Zéphyr;
A peine eſt-elle écloſe
Qu'on cherche à la fletrir.
Une epine cruelle
Offrant des traits,
De ce fleur ſi belle
Defend l'acces.

Cette roſe eſt l'emblême
De votre Majeſté,
Chez vous le diadême
Couronne la beauté.
Mais ce qui nous chagrine
Helas! Seigneur,
Vos flatteurs ſont l'épine
Et vous la fleur.

La France régénéré, poeme civique en un chant, par A. L. Baudin citoyen françois Cherbourg. 1790. 23 p. 4. Der Verf. wäre ein großer Dichter, wenn ſein poetiſcher Enthuſiasmus eben ſo feurig und lebendig wäre, als ſein politiſcher. Er will ſein Gedicht als ein bürgerliches Glaubensbekenntniß, als einen Tribut der Verehrung für die Apoſtel und Stifter der Conſtitution angeſehen haben. Er hoſt die Trugſchlüſſe und Ränke der Ariſtokraten aufgedeckt zu haben, und verzweifelt daher nicht an ihrer Bekehrung zum Bürgerglauben (foi civique). Daß der Verf. übrigens in der Kunſt, Verſe zu machen, weder Stümper noch Neuling ſey, beweiſt unſers Bedünkens ſchon folgende Anrede an den Adel:

Monarque de nos bois et le doyen du monde,
Un vieux chêne, étendoit ſa racine profonde,
Et vainqueur à la fois des ſaiſons et des ans
Il s'énorgueilliſſait d'ennemis impuiſſans;
Mais le ſommet trop fier méconnut la racine:
Le faîte avoit du tronc merité la ruine
Et la cognée enfin par un ſévere arrêt
Detrône d'un ſeul coup le roi de la fôret.

zuſtellen ſuchten, war eine eben ſo gemeine als begreifliche Erſcheinung: deſto auffallender aber und einziger in ſeiner Art iſt der Schritt, den Chamfort hier thut. Er ſelbſt eines der angeſehenern Mitglieder der Akademie ſpricht in dem feurigſten Ton gegen ſie, und dringt auf ihre gänzliche Aufhebung. Die Gründe, auf die er die Nothwendigkeit dieſer Veränderung ſtützt, ſind nicht alle neu, und noch weniger überzeugend. Mit Recht rügt er zwar mehrere Mängel ihrer Verfaſſung, allein daraus folgt, unſers Bedünkens, noch keinesweges, daß es wohlgethan ſey, ein Inſtitut, wie dieſes, das doch offenbar in den Augen der Nation den Wiſſenſchaften einen gar nicht zu verachtenden äuſſern Glanz und eine Würde gab, die ſie vorher nicht gehabt hatten, gänzlich zu vernichten. Es iſt wahr: Corneille, Voltaire, La Fontaine würden ihre unſterbliche Werke eben ſo gut geliefert haben, auch wenn keine Akademie in der Welt geweſen wäre: und Moliere war darum um nichts kleiner, daß ihm ſeines Standes wegen der Eintritt in dieſelbe verwehrt blieb: Racine, Boileau ꝛc. kamen nur durch ausdrückliche Befehle des despotiſchen Ludewigs XIV. hinein. Es iſt wahr, die Akademie zeigte bey vielen Gelegenheiten, beſonders unter dem genannten König, einen niederträchtigen Geiſt der Schmeicheley, und übertraf darin noch bey weitem die ſchamloſeſten Höflinge: ſie gab als einen Gegenſtand poetiſcher Behandlung die Erörterung der Frage auf: welche von den Tugenden des Königs verdient die meiſte Bewunderung? Worte, über die der ſein Lebelang an die gröbſten Schmeicheleyen gewöhnte Deſpot gleichwohl erröthete! Es iſt wahr, das von ihr gelieferte Wörterbuch iſt äuſſerſt mittelmäßig, unvollſtändig, unphiloſophiſch bearbeitet; die Sprachlehre und Rhetorik, die doch ausdrücklich in ihrem Stiftungsdiplom als Mitzweck angegeben wird, hat ſie gar nicht geliefert. Die gewöhnlichen diſcours de receptions enthielten wenig mehr, als ſchale Complimente, geiſtloſe Phraſendrechslerey und Wortkünſteley. Viele groſße Männer äußerten geradezu ihre Verachtung für dieſes Corps, qui n'a point fait grands ceux qui honorent ſa liſte, mais qui les a reçus grands et les a rapetiſſez quelquéfois. Es iſt wahr, wenn die neue Conſtitution des Reichs Beſtand hat, ſo fallen die Reden, welche die Akademie gewöhnlich an die Könige, die Königinnen, Prinzeſſinnen, Kardinäle ꝛc. zu halten pflegte, faſt ganz hinweg, und die ausgeſetzten Preiſe auf redneriſche und poetiſche Ausarbeitungen, die noch nie etwas ſehr vorzügliches hervorgebracht haben, ſollten wenigſtens hinwegfallen — es iſt wahr, alles das ſind Gründe einer vielumfaſſenden Reform, aber nicht einer gänzlichen Vernichtung. Aehnliche Vorwürfe macht der Verf. der Akademie der Innſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, der er ein ähnliches Schickſal zugedenkt.

Fables d'Eſope, traduites du grec. Nouvelle Edition, augmentée de la traduction des fables de Lockmann par MM. Cholet et Mulot. Paris Voland 1790. 8. Dieſe

Ueberſetzung des griechiſchen Fabuliſten iſt weder vollſtändig noch treu genug. Außer der auf dem Titel erwähnten Vermehrung findet man noch die Lebensbeſchreibungen der alten Fabeldichter, und eine Abhandlung des Abbe Aubert über die beſte Art, die Fabeln zu leſen.

Poeſies diverſes, par M. La Montagne. Paris Knapen. 1791. 8. Auch da, wo ſich dieſer junge Dichter von ſeiner vortheilhafteſten Seite zeigt, erſcheint er doch immer als Nachahmer. Dieß macht jedes Urtheil über ſeine Anlagen und Talente ſehr unſicher.

Eſſai ſur l'éloge de François de Salignac de la Mothe Fenelon, lû dans la ſéance publique de la ſociété nationale des neuf Soeurs. Paris chez Onfroy 1791. 8. Der Gegenſtand faſt allein giebt dieſer Lobſchrift das Intereſſe, das ſie für den Philoſophen und Menſchenfreund hat. Die Behandlungsart und Wahl der Materialien iſt nicht vorzüglich. Die Spuren der Eil ſind zu häufig.

Les Etats généraux de l'Europe, poëme lu à l'aſſemblée du Lycée le 11. Mars 1791. p. A. M. Cubieres. Paris chez Couſin. 8. Die Idee dieſes kleinen ſcherzhaften Gedichts iſt eben ſo ſinnreich, als die Ausführung launig und treffend gerathen iſt. Der Dichter denkt ſich alle Könige, alle Häupter der europäiſchen Freyſtaaten zu einer allgemeinen Staatenverſammlung verbunden, in welcher der bekannte A. d. St. Pierre präſidirt. Die drey Sekretäre derſelben ſind Rouſſeau,

Der Präſident beſchließt endlich die Sitzung mit den Worten:

Embraſſez vous, traitez vous en amis,
Et par les mêmes nœuds ſoyez toujours unis.
C'eſt de vous que depend le bonheur de la terre.
Voulez-vous l'affermir? renoncez à la guerre,
Et jurez tous enfin de toujours vivre en paix ...
Nous le jurons: s'ecrie auſſi-tôt le congres ...

Alle umarmen ſich; nur der Pabſt — —

Comme on ſait que jamais un prêtre ne pardonne,
Le pape fut le ſeul qui n'embraſſa perſonne.

England.

Poems. By J. Aikin M. D. London Johnſ. 1791. 136 p. 8. Hr. A. iſt ſchon als einer der beſten jetztlebenden engliſchen Dichter bekannt. Seine Muſe iſt glücklich in der Wahl ihrer Gegenſtände, und die Behandlung derſelben verfehlt ſelten ihre Wirkung auf den Verſtand und das Herz der Leſer. Am liebſten verweilt ſie bey politiſchen und häuslichen Süjets, wovon ihr wieder die letztern am beſten gelingen. Zur Probe geben wir eine Stelle aus einem Gedicht, das die Aufſchrift führt:

A Wife's abſence lamented,
Anno conjugii 13.

I want — the miſtreſs of my board;
The guardian of my little hoard;
The ruler of my ſmall domain,
The miſtreſs of my infant train;

My beſt adviſer, ſureſt guide,
Of faith approv'd, of wiſdom tried;
The ſoother of each pain and grief;
From toil and care the ſweet relief;
The friend of ſenſe and taſte refin'd,
In all my fav'rite ſtudies join'd;
The cheerful partner of my day,
With whom the hours roll ſwift away;
The lovely ſharer of my night,
Sweet ſource of ever new delight,
Within whoſe fond encircling arms
I taſte of more than virgin charms.
All theſe my Delia was to me,
And theſe, when ſhe returns, will be.
What lover then has cauſe to ſigh,
For abſence half ſo much as I?
Yet ceaſe, my heart! complain no more,
But count the joys thou haſt in ſtore.

Seventeen Hundred and Ninety-one. a Poem in imitation of the thirteenth ſatire of Juvenal. By Arthur Murphy. London Robinſ. 1791. 29. 4. Eine geiſtvolle Nachahmung einer der ſchönſten Satyren Juvenals, die neben den Johnſonſchen der dritten und zehnten Satyre, (die unter den Titeln London und The vanity of human wiſhes bekannt ſind) eine Stelle verdient. Hr. M., ein vertrauter Freund von J., hatte oft in ihn gedrungen, auch dieſes Stück zu bearbeiten, allein ſeine Antwort war immer: „ich wollte, es wäre geſchehen.“ Da Hr. M. ſich nun dieſer Arbeit ſelbſt unterzogen hat, ſo hat das Publikum nichts dabey verloren.

Ode for the fourteenth of July 1791. the Day conſecrated to freedom. By R. Merry. London Bell 1791. 4to. Hr. M. Verf. von dem Gedicht della Cruſca und anderer gut aufgenommenen Stücken, iſt ein enthuſiaſtiſcher Vertheidiger der franzöſiſchen Revolution. Auch der, welcher ſeine politiſchen Grundſätze nicht billigen kann, muß ihm doch das Lob geben, daß er ſeinen Gegenſtand als ein Mann von Talent behandelt hat. Und wer könnte wohl folgenden Zeilen Wahrheit abſprechen?

Have not the titled ſons of earth
Uſurp'd prerogative of birth,
As tho' appropiate to deſcent
Were high and noble ſentiment?
What ſentiments can noble be
But thoſe of truth and liberty?
And what can dignity diſpenſe,
But Juſtice and Benevolence?
And are not theſe the common ſhare
Of all, who breathe this vital air?
And has not kind, impartial Heav'n
To ev'ry rank an equal feeling giv'n?
Virtue alone ſhould vice ſubdue,
Nor are *the Many* baſer than *the Few.*

The Boſom Friend. In five books. By an Etonian. London Faulder 1791. 51 p. 8. Ein heroiſch-komiſches Gedicht voll Geiſt und Laune, in ſchönen wohlklingenden Verſen. Der hier beſungene Buſenfreund iſt ein Hermelinſtreif, der, wie der ſchalkhafte Dichter erzählt, von

Dianen

leuten aller Art, aller Stände, Würden, Alters, Geſchlechts ꝛc. Grabſchriften zu ſetzen, iſt wohl ohne Gleichen. Hier liefert er auf einmal mehr als 600 auf Könige, Herzoge, Bürger und Bauern, Väter und Mütter, Kinder und Waiſen, in ernſthaftem, moraliſchen, ſatyriſchen, launigen Ton. Allein ſie ſind auch darnach:

Here the *dead image* of a lovely maid
Deep in the boſom of the earth is laid:
Her *living image* ſtill ſurvives impreſs'd
Deep in her dear ſurviving lovers breaſt.

Salmagundi; a miſcellaneous Combination of original poetry: conſiſting of illuſions of fancy; amatory, elegiac, lyrical, epigrammatical and other palatable Ingredients. London 1791. 151. p. 4. Dieſer affektirte, marktſchreyeriſche Titel verſpricht nicht viel gutes, allein man wird durch den Inhalt ſelbſt auf eine angenehme Weiſe getäuſcht. Es iſt eine ſeltne Erſcheinung, daß ſich Ein Mann zu gleicher Zeit in ſo verſchiedenen Gattungen mit ſo vielem Glücke verſucht, und ſich allenthalben über das Mittelmäßige emporſchwingt. Am meiſten ſcheint er gleichwohl Talent zu witzigen, humoriſtiſchen Gedichten zu haben. Die Nachahmung des bekannten Mihi eſt propoſitum in taberna mori, S. 76, ſteht indeß, nach unſerm Gefühl, der Bürgerſchen nach. Hier ſind die beyden letzten Strophen:

When I exhauſt the bowl profound and gen'-
rous liquor ſwallow,
Bright as the beverage I imbibe the gen'rous num-
bers follow:
Your ſneaking water-drinkers all, I utterly con-
demn'em,
He that would write like Homer, muſt drink like
Agamemnon.

Myſteric and prophetic truths I never could
unfold them
Without a flagon of good wine and a ſlice of a
cold ham;
But when I've dram'd my liquor out, and eat what's
in the diſh up,
Tho' I am but an Arch-deacon, I can preach like
an Archbiſhop.

Das Buch iſt auf ſchönes Papier vortreflich gedruckt, und das Titelblatt mit einer niedlichen Vignette von Heath nach Burney geziert.

Odes to Mr. Paine, Author on Rights of Man. By P. Pindar Eſq. London Evans 1791. 10 p. 4to. Es fällt, beym erſten Anſchein, widrig auf, daß gerade Männer, wie Burke und Woolcot *), wovon der Eine über dreyßig

---

*) Peter Pindar iſt nämlich, wie leicht zu erachten, nur ein angenommener Name, der ohngefähr ſo komiſch klingt, wie Herzog Michel. So wie das Prädicat Herzog mit dem Namen Michel contraſtirt, ſo contraſtirt auch der gemeine Vorname Peter mit dem Namen Pindars, bey dem man ſich

ßig Jahr, ſich jedem Schritte des engliſchen Miniſteriums im Parlamente widerſetzt hat, und der Andere, ſeit zwölf Jahren, keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, wo er den Königen und Hofleuten unangenehme Dinge ſagen konnte, ſich mit ſo vieler Heftigkeit, die an Erbitterung gränzt, den engliſchen Lobpreiſern der neuen franzöſiſchen Conſtitution in den Weg ſtellen: aber wenn man bedenkt, daß dieſe Lobpreiſer ſich nicht damit begnügen, die franzöſiſche Revolution von ihrer beſten Seite zu zeigen, und die Vortheile, welche Frankreich vielleicht, nach einem halben Jahrhunderte, durch ſolche erhalten dürfte, zu entwickeln, ſondern daß ſie auf eine ähnliche Staatsveränderung in England dringen, wo die Umſtände doch ganz anders ſind, als ſie in Frankreich waren; kurz, daß ſie Factionsmacher ſind; ſo begreift man nicht nur, warum Männer, wie Burke und Woolcot (eben ſo wie **Raynal** und **Mounier** in Frankreich, die auch vorher die Sache der Freyheit vertheidigt hatten), ſich in ihrem Gewiſſen für verbunden halten, mit den anmaßlichen Regierungsverbeſſerern eine Lanze zu brechen, ſondern ſie erwerben ſich dadurch auch unſere Achtung, ſo wie die Dankbarkeit aller ächten engliſchen Patrioten: denn ſo willkührliche Eingriffe in das Eigenthum, wie die franzöſiſche

Natio=

---

erhabene Loboden denkt, und die des Engländers ſind ſarkaſtiſch; er beſingt nicht die bewunderungswürdigen, ſondern die thörichten Handlungen der Helden ſeiner Zeit.

Hymns and paraphraſes of ſeveral parts of ſcripture etc. By T. May. London 1791. 160 p. 8. Der Verf. zeigt ſich durchaus als einen guten, frommen Mann, einen feurigen Chriſten; die Kunſt zu denken und zu ſchreiben aber iſt ihm ganz fremd, und mit der Poeſie haben ſeine abgeſetzten Zeilen nichts ähnliches, als den Reim. Gegen Vernunft und Philoſophie hegt der Verf. eine tiefe Verachtung. Man muß ihn bedauern, da man hingegen gewiſſe deutſche Sophiſten verachten muß, die wider ihre beſſere Ueberzeugung, den Menſchen, das Edelſte, was ſie haben, verdächtig zu machen ſuchen.

The Millers Tale. From Chaucer. London Rigdway 1791. 27 p. 4. Mehrere neue engliſche Dichter von Verdienſten, die aber im Punkt der Delikateſſe es ſo genau nicht nehmen, haben es verſucht, Chaucers Erzählungen zu moderniſiren. Wenn Laune Ausſchweifungen und Plumpheit entſchuldigt, ſo iſt auch die Apologie dieſes Verſuchs gemacht, deſſen Verf. viel Talent für Verſification verräth, dem aber eine beſſere Anwendung zu wünſchen wäre.

Sonnets from Shakſpeare. By Albert. Lond. Debrett 1791. 76 p. 8. Der Gedanke, einige der ſchönſten Sentiments aus den Werken des großen Dichters in Sonnette zu bringen, iſt neu; aber auch glücklich? Einige ſeiner Nachahmungen und Ausbildungen können die Vergleichung mit dem Original aushalten, und das iſt zu ihrem Lobe nicht wenig geſagt, andere hingegen bleiben freylich deſto weiter hinter demſelben zurück. Der größte Theil dieſer Sonnette iſt aus Einem Stücke Sh. gezogen: man kann leicht rathen, aus welchem. Aus Romeo und Juliet. Hier iſt die Nachahmung einer auch bey uns ſehr bekannten Stelle:

»Hark, Romeo, hark! O for a falconers ſkill,
This taſſel gentle back again to claim!
But bondage bids alas! my tongue be ſtill,
Elſe would I weary Echo with his name.

Thou com'ſt, but muſt no longer tarry here,
'Tis morn, and why I call'd thee I've forgot:
And ſhouldſt thou ſtay, thy preſence is ſo dear,
'T would all remembrance from my boſom blot.

I'd have thee goo, and yet ſo much I love,
No farther than a bird in ſilken chain,
Whom its fond miſtreſs ſcarce allows to rove,
Then inſtant pulls it to her hand again.
Good night! good night! parting is ſuch ſweet ſorrow,
That I ſhall ſay — good night, till it be morrow.«

Poems. By Mrs. M. Robinſon. London Bell 1791. 223 p. 8. Die meiſten von dieſen Gedichten waren ſchon in einem Journal erſchienen, allein ſie verdienten in jeder Rückſicht von neuem abgedruckt und in einer Sammlung aufbewahrt zu werden. Sie gehören größtentheils in die Klaſſe der Oden, Elegien und Sonnette. Feine, zärtliche Geſinnungen, Reichthum an lieblichen Bildern, harmoniſche Verſe ſind die charakteriſtiſchen Merkmahle derſelben. Folgende Stanzen geben wir zur Probe: nicht als ob ſie zu den ſchönſten Stücken gehörten, ſondern weil wir den Raum zu ſchonen haben.

When fragant gales and ſummer ſhow'rs
Call'd forth the ſweetly ſcented flow'rs
When ripen'd ſheaves of golden grain,
Strew'd their rich treaſures o'er the plain;
When the full grape did nectar yield,
In tepid drops of purple hue;
When the dick grove and thirſty field,
Drank the ſoft ſhow'r and bloom'd a new;
O then my joyful heart did ſay,
»Sure this is Nature's Holy-day.«

But when the yellow leaf did fade,
And every gentle flow'r decay'd;
When whiſtering winds, and drenching rain,
Swept with rude force the raked plain;
When o'er the deſolated ſcene,
I ſaw the drifted ſnow deſcend;
And ſadneſs darken'd all the green,
And Nature's triumph ſeem'd to end;
O then my mourning heart did ſay,
»Thus Youth ſhall vaniſh, Life decay.«

When Beauty blooms and Fortune ſmiles,
And wealth the eaſy breaſt beguiles;
When pleaſure from her downy wings,
Her ſoft bewitching incenſe flings;
Then, friends look kind — and round the heart
The brighteſt flames of paſſion move,

False

gewährt, entſpringt mehr aus der Richtigkeit und Angemeſſenheit der Ideen, als aus dem poetiſchen Ausdruck und der Verſification.

Nature. A Poem. London Johnſ. 1791. 32 p. 4to. Beſſer, als die längſte Stelle aus dieſem Gedichte, wird folgender kurzer Vorbericht, den der Verf. demſelben vorgeſetzt hat, ihn und ſein Werk charakteriſiren. „Der Verfaſſer dieſes kleinen Stücks nährte längſt ſchon die Idee, daß er ein gewiſſes Maaß poetiſches Talent erhalten habe, allein eine Reihe mühſamer Arbeiten von aller Art hinderten ihn, die Sache näher zu unterſuchen. Vor einigen Wochen endlich bekam er Muße, ſeine Kräfte in dieſer Rückſicht zu probiren. Das Reſultat dieſes Verſuchs legt er hier dem Publiko vor, und wartet den Ausſpruch deſſelben mit keiner andern Empfindung, als der der Neugierde, ab. Er wird ihn belehren, ob er einen Vorzug beſitzt oder nicht, der, ſo ſchön er an ſich ſelbſt iſt, ſeinen Eignern ſelten einen reellen Vortheil verſchaft hat, und überhaupt in unſern Tagen wenig geſchätzt wird. In dieſer Erwartung will er nicht weiter erwähnen, wie wenig Tage, oder vielmehr, wie wenig Stunden er auf die Verfertigung dieſes erſten Stücks, das er je der Welt vorlegte, verwenden konnte.“

Animal Magnetiſm. A Ballad. With explanatory notes and Obſervations containing ſeveral curious Anecdotes of animal Magnetiſers, ancient as well as modern. By Valentin Abſonus Eſq. London Johnſ. 1791. 44 p. 8. Eine treffende Satyre auf dieſen

ſen modiſchen Unfug, der auch in England eine Zeitlang viel Freunde und Gönner fand. Das Gedicht, und noch mehr die Noten, können dienen, manchem die Augen zu öffnen, der dieſe Charlatanerie noch nicht für das hält, was ſie iſt.

The Obſerver: being a Collection of moral, litterary and familiar Eſſays. Vol. V. London Dilly 1790. 309 p. 8. Mit dieſem fünften Bande beſchließt der berühmte Cumberland gegenwärtige mit vielem Beyfall aufgenommene Sammlung. Er ſteht den vorigen am Werth nichts nach. Die Aufſätze dieſes Schriftſtellers ſind immer lehrreich, wenn gleich nicht immer tiefeindringend; ſeine Bemerkungen ſind immer angenehm, wenn gleich nicht immer ganz genau; ſtets beſtrebt er ſich, Zufriedenheit und Menſchenglück zu befördern. Die vorzüglichſten Stücke ſind diejenigen, in denen er Eigenthümlichkeiten menſchlicher Charaktere und ihren Einfluß auf die Vorfälle des gemeinen Lebens ſchildert: als z. B. Mr. Billy Simper, Geſchichte von Nic. Pedroſa. Am Schluß nimmt der würdige Greiß rührenden Abſchied von ſeinen Zeitgenoſſen: I have done my beſt to merit his (the readers) protection, and as I have been favorably heard, whilſt yet talking with him, I hope I ſhall not be unkindly rememberd when I can ſpeak no more. I have paſſed a life of many labours, and now beeing near its end have little to boaſt but of an inherent good will towards mankind, which diſappointments, and age itſelf, have not been able to diminiſh. It has been the chief aim of all my attempts to reconcile and endear man to man: I love my country and contemporaries to a degree of enthouſiasm that I am not ſure is perfectly defenſible; though to do them juſtice each in their turns have taken ſome pains to cure me of my partiality. 'Tis however one of thoſe ſtubborn habits, which peoples are apt to excuſe in themſelves by calling it a *ſecond nature.*

The hiſtory of Herodotus, translated from the Greek. With Notes. By the Rev. W. Beloe. IV. Voll. 8. London 1791. zuſammen 1580 p. Hier haben die Engländer nun auch von dieſem alten Schriftſteller, dem Vater der Geſchichte, eine Ueberſetzung erhalten, die ihres Originals würdig iſt. Hr. Beloe überſetzt mit Treue, und doch mit Geſchmeidigkeit und Eleganz: nur bisweilen ſcheint er mehr, als vielleicht nöthig geweſen wäre, paraphraſirt zu haben. Der Text iſt mit einer Menge gelehrter, paſſender und unterhaltender Noten erläutert. Weßeling und Larcher thaten ihm hier gute Dienſte, doch hat er ſelbſt eine Menge Fakta, Erläuterungen, Parallelen, Anekdoten ꝛc. aus andern alten und neuen Reiſenden zuſammengetragen. Den vierten Band füllen gröſstentheils kritiſche Unterſuchungen über einzelne Punkte, eine Skizze vom Leben des Herodot, und ein vollſtändiges Regiſter. Der Verf. läßt uns noch einen fünften Band erwarten, der eine

Ueber-

Ah! come, bleſt Concord! chaſe, with ſmile ſerene,
The hoſtile paſſions from the human ſcene!
May Glory's lofty path be found afar
From agonizing groans and grimſon war;
And may the ardent mind, that ſeeks renown,
Claim not the martial, but the civic crown!

Lines in Memory of the Rev. Mr. J. Wesley. London Rob. 1791. 16 p. 4to. Ohne ein poetiſches Meiſterſtück zu ſeyn, verdient dieſes Gedicht dennoch vor der oben angeführten Elegie auf denſelben Gegenſtand unendlichen Vorzug. Der Charakter W., der ein verdienter und in vieler Rückſicht ein wirklich großer Mann war, wird ſehr treffend und ſchön geſchildert:

Plowing with Chriſtian Zeal and Patriot fire,
With all the love that Country can inſpire,
With all the warmth that Genius can impart,
He pours the living precept on the heart:
Spreads on the darkling mind th' illuming ray,
And all the glories of *eternal day*.
Conſoles the feeble and confirms the ſtrong,
And leads the timid fearleſsly along:
Grief, Sickneſs, Sorrow, Want, his bounties ſhare,
And needy worth becomes his guardian care.
Around his board no pamperd laquies wait,
In all the pomp of Oriental ſtate.
He rears no palaces, no wide ſpread plain
Calls him ſole Lord of all its proud domain.
He courts no grandeur and he hoards no wealth,
And Toil and Temperance procure him health.

Not even Avarice the vice of age,
Clouds the mild luſtre of his life's laſt Page:
Rich in the treaſures of a feeling mind,
He knows no good but that of all Mankind,
No ſelfiſh aim inſpires his great deſign,
But holy love and charity divine:
While to the wrangling ſons of noiſy ſtrife
He gives th'example of a blameleſs life.

Ariſtarchus, or the principles of Compoſition. Containing a methodical arrangement of the improprieties frequent in writing and Converſation, with ſelect Rules for attaining to purity and elegance of expreſſion. London Bourne 1790. 432 p. 8. Der Verf. dieſes Werks iſt der verſtorbene D. Withers, deſſen Sonderbarkeiten und Unglücksfälle gleich ſehr bekannt ſind. Es ward anfangs in einzelnen Nummern ausgegeben, die hier geſammelt erſcheinen. Obgleich der Titel eine methodiſche Anordnung verſpricht, ſo iſt doch davon im Buche ſelbſt keine Spur zu finden. Der Werth deſſelben beruht auf einer Menge einzelner ſinnreicher, gründlicher, gelehrter Bemerkungen über den Styl, die zwiſchen andern zerſtreut liegen, die blos ſpitzfindig, geſucht ſind, und ihren Grund blos in der Eil, mit der ſie gemacht worden, dem Eigenſinn und den Vorurtheilen des Verfaſſers haben. Mit beſonderm Feuer eifert er gegen die Thorheit, auch in dem Grammatiſchen der neuern Sprachen ſich auf die Autorität der Alten zu berufen. Mr. Dryden ſaw and lamented the imperfect ſtate

of

of the engliſh language. But inſtead of conſulting his excellent underſtanding when a ſuſpected phraſe occurred, he translated it into Latin. But I would as ſoon appeal to modern Rome for the truth of my creed, as to ancient Rome for the propriety of my diction. From a ſyſtem of Syntax ſo eſſentially different it is abſurd to expect information as to Concord and Government. And as to the arrangement of the words, it is well known, that elegant Latin, when translated into engliſh verbatim, makes an uncouth, ridiculous appearance. Der Stelle, die der Verf. zur Beſtätigung aus Milton anführt, könnte man eine Menge ähnlicher aus unſern berühmteſten Schriftſtellern an die Seite ſetzen. Milton überſetzte die Horaziſche Strophe:

Qui nunc te fruitur credulus aurea:
Qui ſemper vacuam, ſemper amabilem
Sperat, neſcius aurae
Fallacis — —

alſo;

Who now enjoys thee credulous, all Gold,
Who allways vacant, allways amiable
Hopes thee, of flattering Gales
Unmindful — —

Gewiß nicht ſchlimmer, als die Verdeutſchung des Virgiliſchen;

Quid tibi odorato referam ſudantia ligna
Balſamaque — —

ſanten Situationen fehlt es, beſonders gegen das Ende, nicht.

Seit einiger Zeit erſcheint in London bey Evans unter dem Titel The Speculator ein periodiſches Blatt, das ſich durch verſchiedene intereſſante Aufſätze auszeichnet. Unter andern findet man auch eine kurze Abhandlung über die deutſche Litteratur. Da wir es uns zum Geſetz gemacht haben, alle Urtheile von Ausländern über unſre ſchöne Litteratur, die nur einige Aufmerkſamkeit verdienen, unſern Leſern mitzutheilen, ſo geben wir ihnen auch von dieſem Aufſatz einen kurzen Auszug. Der Verf. giebt zuvörderſt die Urſachen des geringen Intereſſe an, das man bis jetzt in England an den Produkten des deutſchen Genies genommen. Erſt ſeitdem Werthers Leiden überſetzt erſchienen, fing man an zu glauben, daß es ſich wohl der Mühe lohnen könne, die deutſche Litteratur einer nähern Betrachtung zu würdigen. Der Verf. verweilt vorzüglich bey dem Theater. Die Deutſchen, ſagt er, beſtimmen den Werth der dramatiſchen Dichter nach ihrem Talent, die Empfindungen und Leidenſchaften zu ſchildern. Ihre Tragödie trotzt allen Regeln, und zeigt die Natur in ihrer ganzen Naktheit, allein ſie feſſelt die Aufmerkſamkeit, erregt Erwartung, Intereſſe, Mitleid und Schrecken, das heißt, ſie erreicht ihren Hauptzweck vollkommen. Jede Scene bringt einen tiefen Eindruck hervor, und wenn dieß gleich oft durch zu gewaltſame Mittel geſchieht, ſo ſind dieſe heftigen Erſchütterungen doch gewiß beſſer, als Froſt und Kälte.

te. Im Trauerſpiel muß das Herz ſtark gerührt, gepreßt, zerriſſen werden. — — Göthe, der Verf. einiger bewunderten deutſchen Tragödien, iſt ein Dichter von großer Originalität. Große Plane, eine kühne, ſonderbare Compoſition charakteriſiren die Schule, deren Stifter er iſt. Das Feuer, der Enthuſiasmus, die angreifende Empfindſamkeit, die in Werthers Leiden herrſchen, ſind unter uns bekannt genug. Die nervöſe Energie, das feurige Gefühl, das dieſes originelle Werk auszeichnen, finden ſich auch in ſeinen andern Gedichten. Man bemerkt darin eine ihm eigne Zärtlichkeit, eine rührende Sanftheit, die von aller Kunſt entfernt iſt. So fähig ſein Genie der kühnſten Wagſtücke der dramatiſchen Kunſt iſt, ſo rührt er doch gewöhnlich nur Saiten des Herzens durch eine natürliche Simplicität und ein kunſtloſes Gefühl; das man nicht in allen deutſchen Trauerſpielen findet. Beſonders haben ſeine weiblichen Charaktere eine Delikateſſe, und eine Menge Züge, die den großen Meiſter verrathen. Zum Beweis können ſeine Stella, und die naive Einfalt der unglücklichen Heldinn ſeines Clavigo dienen. — — Auch Schillers Schönheiten zeugen von einem Originalgenie. Dieſer Dichter iſt der Aeſchylus der Deutſchen. Ein natürlicher Hang ſcheint ihn vorzüglich zu jenen Scenen des Entſetzens zu führen, vor denen weniger ſtarke Seelen, als die ſeinige, zurückbeben. Sein ungezügeltes, feuriges Genie ſcheint ſich mit Wohlgefallen in die höchſten Regionen aufzuſchwingen, die der tragiſchen Poeſie ganz unzugänglich zu ſeyn ſchienen. Hier verweilt er, wie in ſeinem Element, mitten unter Sturm und Ungewitter, und den Exploſionen der wildeſten Leidenſchaften, die die Seele in Zuckungen verſetzen, und das Herz zerreißen. Er iſt zu groß, ſich der kleinen Reßourcen der Kunſt zu bedienen. Er triſt die Saiten des menſchlichen Herzens mit einer Kühnheit, die ſich der Verwegenheit nähert. Seine Fehler ſind Roheit und Unregelmäßigkeit ſeiner Plane, ſeine ſchrecklichen Epiſoden, die, dem Schein nach, übertriebene Anſtrengung, ſeinen Ideen den höchſten Grad von Nachdruck zu geben. Die entſetzliche Scene in Kabale und Liebe, der kalte Entſchluß Mariens, die ihrem Liebhaber entſagen, ihm einbilden muß, ſie ſey ihm untreu, dieſer kalte Entſchluß zu ſterben, und die Anſtalten, die ſie dazu macht, ſind auf dem Theater ohne Beyſpiel u. ſ. w.

X.

Kunſtnachrichten.

Leipzig. Unter dem beſcheidenen Titel: Verſuche im Radiren, ſind von Mlle. Juliane Bauſe, der Tochter unſers berühmten Bauſe, acht allerliebſt radirte Blätter, wovon 7 angenehme Landſchaften nach Bach, Kobell, Sachtleben, Both und Wagner in Notenformat erſchienen, die ſie zu dem Range der geſchickteſten Künſtlerinn erheben.

einen Anhang von ſeltenen Kunſtwerken, 4930 Nummern, auf 384 Seiten gedruckt.

Dresden. Hr. Günther, der die Natur ſo getreu in ſeinen ſchönen Kupferſtichen oder vielmehr Malereyen im Aberliſchen Geſchmacke copirt, hat ſein Werk wieder mit etlichen, theils großen, theils etwas kleinern Blättern vermehrt, die ſowohl ſeiner Wahl der Gegenſtände, als ſeinem Verſtande in der maleriſchen Beleuchtung Ehre machen.

1) Ausſicht über Wehlſtädtel nach Raden.

2) Anſicht des Lilienſteins von der Morgenſeite; dieß, wie das vorhergehende zu 6 Thaler. Beyde ſind von der Größe ſeines Königſteins und der zwey Vorſtellungen des Brocken, und können, als Gegenbilder, zu jenem dienen.

Zu den kleinern gehören zwey Anſichten von Seifersdorf ohnweit Meißen, Preis jedes 12 gr.

Vier Stück Schlöſſer, als Kriebſtein, Tharant u. ſ. w. und

Zwey Stück Ausſichten aus dem großen Garten, jedes zu 10 gr.

Petersburg. Von hier haben wir folgende großen Kupferblätter in ſchwarzer Kunſt vor uns:

Ein holländiſches Converſationsſtück nach Verkoyelle.

Jephta's Rash Vow, nach Pierre Mignard: beyde Blätter im größten Atlasfolio.

The Card Players nach einem Gemälde von Theodor Rombours.

Peter denies Christ, nach Moiſe Valentin. Dieſe Blätter ſind etwas kleiner, als die beyden vorigen.

Eine alte ſitzende Matrone, vor der ein leſender Knabe in ein Buch blickt, das auf ihrem Schooße liegt; nach Rembrant.

Ein Greis, der ein nackendes Kind in ſeinem Arme hält, das mit einer Kugel ſpielet, und ihn ernſtlich anſieht, indem er mit Zärtlichkeit darauf blickt; nach Guido Reni.

Generalfeldmarſchall Fürſt Potemkin. Dieſe ſind ſämmtlich von James Walker, einem Engländer, Kaiſerlichen Kupferſtecher, in ſchwarzer Kunſt geſtochen, und der Ruſſiſchen Kaiſerinn zugeeignet.

Anſichten in großen Blättern von verſchiedenen Paläſten mit daran liegenden Plätzen, in aqua tinta braun abgedruckt.

A View on the Fontanika Canal St. Petersburg.

A View of the Marble Palace etc. in the Great Million, St. Petersburg.

The Public Shops in the Nevsky Perſpective St. Petersburg.

The Imperial Academy of Petersburg.

The Arſenal, Canon Foundery etc. in the Litanie, St. Petersburg.

The Imperial Academy of Sciences at St. Petersburg.

Die Aufſchriften ſind auch franzöſiſch, und die Blätter von Joſeph Hearn gezeichnet und von Thomas Malton geſtochen. Sie ſind in der Roſtiſchen Kunſthandlung in Commiſſion zu finden.

Neapel. Von hier aus kündigt der Kunſthändler Michel Roſen folgendes große Werk an: Recueil de Gravures, d'après des Vaſes antiques, la plûpart d'un Ouvrage Grec, trouvés dans des tombeaux en 1789 et 1790 dans les Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples, tirés du Cabinet de Monſieur, le Chevalier Hamilton, Envoyé Extraordinaire et Plenipotentiaire de S. M. Britannique à Naples, avec des Obſervations ſur chacun des Vaſes par l'auteur de cette collection publiée par Mr. *Guillaume Tiſchbein*, Directeur de l'Academie Royale de Peintures à Naples. Es wird daſſelbe engliſch und franzöſiſch in 3 Bänden, groß Folio, auf Royalpapier abgedruckt; jeder enthält 60 Platten, nach den Originalen abgezeichnet und geſtochen, die die Künſtler ſtets unter Augen haben werden, um die kleinſten Züge und Umriſſe der griechiſchen Zeichnungen zu liefern. Dieß Werk wird die Fortſetzung von dem großen, in England herausgekommenen Werke des Hrn. d'Hancarville in 4 Bänden in Folio, ebenfalls aus dem Cabinette des Chevalier Hamilton gezogen, ausmachen. Der erſte Band iſt bereits im October vorigen Jahres erſchienen, dem die andern beyden bald folgen werden. Der Preis jedes Bandes iſt quatre onces monnoye de Naples, ou ſoixante livres tournois (ungefähr 13 Thaler). Die Subſcribenten erhalten den Vorzug der beſten Abdrücke, die bey dem Empfange bezahlt werden.

VI. Serie di tutte le Opere più pregievoli in materia di Belle Arti, che ſi trovano ſparſe nella colta Europa.

VII. Spiegazione de' Fatti Storici, Mitologici, Favoloſi, e d'altri generi de' Soggetti ritrovati eſiguiti in Pittura; e Scultura, Diſegno, ed Inciſione nelle antecedenti Parti deſcritti.

VIII. Bibliografia generale ragionata delle Belle Arti.

Neue engliſche Kunſtſchriften.

A Picturesque Tour through Holland, Brabant, and Part of France, made in the Autumn of 1789. Illuſtrated with Copper-Plates in Aqua tinta from Drawings made on the Spot. Bg. *Samuel Ireland.* 2 Vols. 8vo pp. 230. and 299. Egertons. 1790. Wenn der Liebhaber der Naturſchönheiten in dieſer maleriſchen Reiſe nicht die reizenden Schilderungen der Naturſcenen findet, wie in des Hrn. Gilpin ſeinen, die wir zu ſeiner Zeit angezeigt haben, da Holland ſowohl ſeiner platten Lage, als ſymmetriſchen Verzierungen und Abtheilungen ſeiner Ländereyen wegen, dergleichen nicht anbietet; ſo wird doch der Liebhaber der Kunſt manches Unterrichtende und Intereſſante darinnen finden: denn er erhält nicht nur eine Nachricht von den mannichfaltigen Gemälden, womit dieſes Land prangt, und allerley Anekdoten von Künſtlern, die beynahe einen ganzen Band einnehmen; ſondern das Werk iſt auch mit einer großen Menge von Land- und Waſſeranſichten, von Städten, Häfen und Landhäuſern, und andern Verzierungen angefüllt, daß es in einer Kunſtbibliothek wohl eine Stelle einzunehmen verdienet.

A Diſcourſe, delivered to the Students of the Royal Academie, on the Diſtribution of the Prizes, Dec. 10. 1790. By the Preſident 4to. pp. 31. Cadell. 1791. Der gelehrte Präſident der engliſchen Malerakademie, Hr. Joſhua Reynolds, der in dieſer Rede als Autor von der Akademie und von der gelehrten Welt, wegen ſeines hohen Alters und ſchwächlicher Geſundheit, Abſchied nimmt, giebt in dieſer Rede noch einige herrliche Erläuterungen über die Grundſätze, die er ſeinen Schülern in ſeinen vorgängigen Abhandlungen und Vorleſungen eingeprägt hat: beſonders ſchildert er auf eine geiſtreiche und meiſterhafte Art den Charakter des Michel Angelo, als den höchſten Lehrer und Vater der neuern Kunſt, von denen er nicht nur Erfinder war, ſondern die er durch die Energie ſeiner eigenen Seele bis zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit getrieben hat, nebſt einem Unterrichte, mit welchen Augen man ſeine Kunſtwerke anſehen und beurtheilen muß.

A Treatiſe on the Decorative Part of Civil Architecture, Illuſtrated by fifty Original, and three additional Plates, engraved by Old Rooker, Old Foudrinier, Charles Grignion, and other eminent Hands.

By Sir *William Chambers* etc. The third Ed. conſiderably augmented. Imperial Folio. 3. l. 3. s. Cadell. 1791. Wenn ein Werk von ſolcher Koſtbarkeit bis zur dritten Ausgabe kömmt, ſo muß der Werth deſſelbigen ziemlich anerkannt ſeyn. Wir zeigen es dem Liebhaber der Architektur hauptſächlich wegen der neu hinzugekommenen neuen Platten und Zuſätze an.

Neue engliſche Kupferſtiche.

Geſtochene Blätter.

Adonis carried off by Venus und Diana deceived by Venus. Zwey ſchöne Landſchaften nach Swanefeld, von J. Brown geſtochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; beyde 21 Schillinge.

Moſes ſtriking the Rock, von T. Cheſham gemalt und geſtochen, 21½ Zoll hoch, 25½ Zoll breit; 12 Schillinge.

A View of Gibraltar with the Spaniſh Battering Ships on fire. Es ſtellt die große Begebenheit vom 14. Sept. 1782 vor, wo der engliſche Brigadier Curtis, währendem Brande der ſchwimmenden Batterien, einen Theil der verunglückten Spanier aus der See rettete, von J. K. Sherwin gemalt und geiſtreich geſtochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 12 Schillinge.

The Forſaken Fair, nach Goldſmiths deſerted Village, von eben dieſem Künſtler gemalt und meiſterhaft radirt, von gleichem Maaß; 10½ Schilling.

nier, und in Farben abgedruckt, 22 Zoll hoch, 28 Zoll breit; 12 Schill.

Death of Arcide, von W. Hamilton gemalt und F. Bartolozzi geſtochen, 18 Zoll hoch, 21½ Zoll breit; 21 Schill.

The Genius of Modeſty proventing Love unveling Beauty, nach J. B. Cypriani von Ryder und Coſſé geſtochen, 15 Zoll hoch, 17 Zoll breit, 7½ Schill.

The Alpin Lovers und the Pasketmakers, beyde nach F. Wheatley von Branſon und J. Backer geſtochen, 18 Zoll hoch, 15 Zoll breit; beyde 15 Schill.

4 Bl. engliſche Soldaten: Light Infanteriemann, Life Guardsmann, Foot Soldier, und Light Horſemann, alle nach H. Bunbury von F. D. Soyron geſtochen, 18 Zoll hoch, 12 Zoll breit; alle 4 Bl. 10 Schill.

2 Blatt: Venus ſhowing Eneas the Road to Carthage und Penelope taking down the Bow of Ulyſſes, zwey ſchöne Blätter nach Ang. Kauffmann von T. Ryder geſtochen, 17 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 16 Schill.

Lord Grantham, Frederic et Philip Robinſon, nach J. Reynolds von T. Cheſmann geſtochen, 19 Zoll hoch, 13½ Zoll breit; 7½ Schill.

2 Bl. Children at play und Bacchanals, von der Lady Beauclerk gezeichnet und Bartolozzi geſtochen, 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 10½ Schill.

Mſr. Abbington, in the Character of Roxalana, ein geiſtreiches Portrait, Halbfigur, nach J. Reynolds, von J. K. Sherwin, 12 Zoll hoch, 8½ Zoll breit; 5 Schill.

A Goaſt, drey Kinder, von denen das eine ein Geſpenſt vorſtellt. Ein kleines intereſſantes Blatt, nach R. Weſtall von Schiavonetti geſtochen, 10½ Zoll hoch, 12 Zoll breit; 5½ Schilling.

Blätter in ſchwarzer Kunſt.

Zwey intereſſante Blätter, Henry the Fourth of France reconciles the Dutcheſs of Beaufort to Sully, und the Earl of Eſſex firſt Interview with Queen Eliſabeth, after his return from Ireland, nach R. Weſtall von W. Ward, 24 Zoll hoch, 28 Zoll breit; beyde 30 Schillinge.

Chriſt among the Doctors, ein meiſterhaftes Blatt, nach A. van der Werff, von V. Green, 28 Zoll hoch, 18½ Zoll breit; 32 Schillinge.

Caſtor and Pollux, carrying off the Daughters of Leucippus, ein vortrefliches Blatt, nach P. P. Rubens, von V. Green, 26 Zoll hoch, 21½ Zoll breit.

The Death of the Elk, nach Rubens von W. Ward, 21½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 21 Schillinge.

Zwey Blatt, Boys and Dogs und Cottage Children, nach T. Gainsborough von H.

Birche geſtochen, 24½ Zoll hoch, 16½ Zoll breit; beyde 31½ Schilling.

A. View of Morea on of the Friendly Islands in the South Seas, von Cleveley gemalt und von F. Juker geſtochen, 21½ Zoll hoch, 28 Zoll breit; 10½ Schill.

Setting Sun, Kinder in einer Landſchaft, welche bey untergehender Sonne ſpielen, nach J. Hoppner, von J. Young, 23 Zoll breit, 18½ Zoll hoch; 12 Schill.

Poverty, ein Kind ſitzend, als Bettler, nach Riſing von Graham geſtochen, 14 Zoll hoch, 16½ Zoll breit; 5 Schill.

Frankreich.

Confédération des départemens du Nord, de la Somme et du Pas-de-Calais, faite à Lille le 14. Juillet 1790. nach einem Gemälde von M. L. Watteau, Profeſſor der Akademie zu Lille, von Helman geſtochen, koſtet 6 Liv.

Paſcal Paoli, né à Roſtino en Corſe, ein Bildniß 25 Zoll hoch, 10 breit, von Drelling, geſtochen von Henriquez.

Portrait de Jean-Sifrein *Maury*, né à Vauréas le 26. Juin 1746, prédicateur du Roi, l'un des quarante de l'académie françoiſe, député de Péronne etc. aux Etats-Généraux de 1789, nach einer Zeichnung von Moreau, geſtochen von Courbe.

Jeſus au Tombeau, ein Basrelief nach Boichot, Bildhauer des Königs — Desgl. eines

L'Adoration des Rois, nach Charles Caliari, von J. Beljambe; l'Enfance de Jupiter, nach Giulio Romano von Patas; un Chriſt mort nach A. Schiavone, von J. Michault: le Concert de chats, nach Peter Breugel, von J. Couché, und Agar et Iſmael nach P. F. Mola, von J. B. Racine.

Von der Edition complette de la Sainte Bible, ornée de 300 figures, d'après deſſins de M. Marillier, iſt die ſechſte Lieferung, die den Anfang des 2ten Bandes ausmacht, erſchienen, koſtet in 4to 24 Liv. in 8vo 12 Liv.

Les Apprêts du Ballet, von Freſca nach Lavrince geſtochen: Preis 6 Liv.

Tableaux, ſtatues, basreliefs et camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti, gezeichnet von Wicar, Zögling des Hrn. David, und unter der Aufſicht des Delacombe geſtochen, mit Erklärungen des Hrn. Mongez des Aeltern, von der königl. Akademie der Aufſchriften, neunte Lieferung, koſtet 18 Liv.

Portraits des Grands Hommes, Femmes illuſtres et Sujets mémorables de France, gravés et imprimés en couleur, die 43. Lieferung. Enthält les Portraits et Notices de Rollon, ſurnommé Raoul, et de Guillaume I. dit le Bâtard et le Conquérant.

Louis XVI. à l'Aſſemblée Nationale accepte ſolemnellement la Conſtitution: ein Blatt von David, nach Le Jeune, Preis 12 Liv. erſte Abdrücke auf papier velin 24 Liv.

Les Regrets mérités, ein Blatt von de Launay, nach einem Gemälde der Demoiſelle Gerard, Schweſter und Schülerinn des Hrn. Fragonard.

Les faſtes de la revolution françoiſe, eine Folge von Kupferblättern 15 Zoll breit, 11 hoch, die die merkwürdigſten Epoken der Revolution von 1789, mit intereſſanten Anmerkungen unter jedem, darſtellen ſollen, von M. Pouce, Capitain der Nationalgarde. Zwey ſind bereits davon erſchienen, 1) la fédération des François, avec l'etat circonſtancié des Gardes Nationales de chaque département. 2) l'Aſſemblée Nationale, priſe dans l'inſtant du premier don patriotique offert par les Dames artiſtes, avec un prècis de la révolution et de la conſtitution. Jedes zu 4 Liv. 4 S. und 9 Liv. ſorgfältig colorirt.

Les Premiers Martyrs de la liberté Françoiſe, ou Le Maſſacre de la Garde Nationale de Montauban, le 10. Mai 1790. Von B. Epinaſſe componirt, und geſtochen von Simonet. Preis 12 Liv.

L'ouverture des Etats-généraux à Verſailles le 5. Mai 1789, und la Conſtitution en Aſſemblée Nationale, et le ſerment des Deputés qui la compoſoient à Verſailles le 17. Juin 1789. Zwey Gegenbilder von Moreau dem jüngern gezeichnet und geſtochen: beyde zu 16 Liv. Unter jedem iſt die Liſte der Namen der Deputirten, die die Verſammlung ausmachten, angegeben.

Portraits de Mrs. *Robespierre*, *Henri Jeſſé*, *Jérôme Pethion* et *Pierre Louis Roederer*, députés d'Arras, de Beziers, de Chartres et de Metz à l'Aſſemblée Nationale, von J. Guérin gezeichnet und von Fiezinger geſtochen.

Barriere des Champs-Elyſées, prémier Mai donné à la Ville de Paris par l'Aſſemblée Nationale, qui ſuprime tous les droits aux barrières. Ein Blatt 13 Zoll hoch, 20 lang, mit 4 buntfarbigen Platten geſtochen, macht das Gegenbild von Champs de Mars aus, Preis 6 Livres.

L'Heure Première de la liberté, ein Blatt, worinne der erſte Augenblick der Freyheit, das iſt, ſogleich nach Einnahme der Baſtille, vorgeſtellt wird, und die daraus befreyten Gefangenen durch die Straßen in Paris im Triumph geführt werden.

Serment civique du village de M*** en Fevrier 1790, 21 Zoll breit, 15 hoch, gezeichnet von Rozier, geſtochen von Geniſſon, 6 Liv. biſter und ſchwarz, 18 Livres colorirt.

Schweden.

Beſchreibung der Gemäldeſammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schloſſes.

Die Grazien ſind die Göttinnen der ſchönen Künſte. Dichter, Bildhauer und Maler begnügen ſich nicht, dieſen reizenden Weſen zu opfern; ſie

dem Vaterland eines Apelles und Lycipp entlehnt hätte!

Die Schönheit der Figuren deſto mehr zu heben, hat Rubens den Hintergrund ſeines Gemäldes mit einer dunkelrothen Draperie bedeckt, die kunſtlos über Zweige von Bäumen ausgebreitet iſt. Das wenige, was man von dieſen letztern ſieht, und die Blumen im Körbchen ſind von Breugels Hand.

Dieſes Gemälde beſtätigt einen Satz, der den Malern nicht gleichgültig ſeyn kann, auf das unwiderſprechlichſte; nehmlich, daß Rubens ſich zu ſeiner Carnation des Ultramarins bedient habe. Sollte dieſes nicht in allen Arbeiten, die eine ungewöhnliche Delikateſſe des Colorits erfordern, nachgeahmt zu werden verdienen? Auch von Mengs und andern weiß man, daß ſie ſich deſſelben mit Glück bedient haben.

Wenn gleich dieſes ſchöne Gemälde im Ganzen gut erhalten iſt, ſo trägt es dennoch einige Spuren von dem nagenden Zahne der Zeit. Die hölzerne Tafel, die aus drey zuſammengeleimten eichenen Platten beſtand, hatte Sprünge bekommen, durch welche die Malerey deſtomehr gelitten hatte, da ſie auf einen Grund von Kreide aufgetragen war. Nach verſchiedenen fruchtloſen Verſuchen, dieſem Uebel abzuhelfen, entſchloß man ſich, das Gemälde auf Leinwand übertragen zu laſſen. Dieſe Operation ward vor ohngefähr 30 Jahren in Paris vorgenommen. Mit der Art, wie es geſchehen, ſind die Kenner nicht ganz zufrieden. Hätte man bis jetzt gewartet, ſo hätte dieſe Erneuerung im Lande ſelbſt, und von der Hand eines Schweden *) geſchehen können, der ſich durch wahre Wunderwerke in dieſer Art bekannt gemacht hat.

Die Vermählung der Amphitrite, gleichfalls von Rubens, hat einen hohen Grad von Vollendung und macht großen Effekt. Obgleich die Figuren nicht über 3 bis 4 Zoll haben, ſo ſind die Verhältniſſe doch von bewundernswürdiger Richtigkeit und die Phyſiognomien ſprechend. Neptun fährt in ſeinem Wagen über die leicht bewegten Wellen. Er ſcheint ſtolz darauf, ſeinem weiten Gebiete ſeine reizende Eroberung darzuſtellen. Die junge Schöne, die ſich vertraut auf ihren Gatten lehnt, betrachtet ihn mit einer Miene, aus der Wohlgefallen und Wolluſt ſpricht. Der Wagen mit zwey ſchneeweißen Seepferden beſpannt, und von Nymphen und Tritonen umgeben, nimmt den Mittelgrund des Gemäldes ein. Von der einen Seite ſieht man in der Entfernung den Berg Atlas und die Küſte von Afrika, die ſie hinter ſich laſſen. Am Ufer angezündete Feuer ſcheinen Opfer für Juno anzudeuten, die Schutzgöttinn der Ehe iſt, und in der Luft auf einem von zwey Pfauen gezogenen Wagen erſcheint. Auf der andern Seite ſieht man den Bacchus, den Gott der Feſte und der Freude, der umringt von Silenen, die auf Tritonen reiten, dem glücklichen Paar entgegen kömmt. Das Colorit hat eine Friſche, und ſelbſt Schimmer. Die Zuſam-

---

*) Hr. Halblad, Profeſſor der königl. Malerakademie.

ſammenſetzung iſt reich und gut geordnet. Der Ausdruck in einzelnen Figuren iſt ſo künſtlich vertheilt, daß ſie die Wirkung des Ganzen befördern, und die vortrefliche Luftperſpektiv vollendet die Täuſchung.

Dieß Gemälde iſt wunderbar gut erhalten. Sehr viel trägt dazu bey, daß der hölzerne Grund nur Ein Stück ausmacht, ob er gleich 38 Zoll lang und 28 Zoll hoch iſt.

Das Sujet eines dritten Gemäldes von Rubens ſind zwey nakte Kinder, die ein Fruchtkörbchen tragen. Die ſchöne Simplicität macht es ſehr ſchätzbar, wenn gleich die Malerey nicht ſehr ausgearbeitet iſt.

Unter den Gemälden von geringerm Umfang, ſieht man noch drey Skizzen von Rubens, die bemerkt zu werden verdienen. Die erſte ſtellt die drey Töchter des Cecrops vor, die den kleinen Erichthonius aus dem Korbe nehmen. Man lieſt in ihren Augen die Neugierde, die Ueberraſchung beym Anblick der monſtröſen Bildung ſeiner Füße, die Schlangen gleichen, und den Schrecken, den ihnen die Furcht für dem Zorn der Minerva einflößt, die ihnen verboten hatte, den Korb zu öffnen. Die zweyte zeigt den Herkules im Kampf mit dem Löwen: ein Gemälde von vieler Kraft. Das dritte hat den Charakter der Weichlichkeit, der dem Sujet ſehr angemeſſen iſt, welches den Herkules zwiſchen der Venus und dem Cupido vorſtellt.

Rubens prächtigſtes Werk aber aus der Klaſſe der profanen Sujets iſt ein Merkur in Lebens-

In der Verlagshandlung dieſes Journals iſt ſeit Anfang dieſes Jahrs fertig geworden:

Beyträge zur Ergänzung der deutſchen Litteratur und Kunſtgeſchichte, herausgegeben von Joh. Friedr. Köhler, (Diacon zu Taucha.) Erſter Theil, gr. 8vo 18 Gr.

Mediziniſche Verſuche, von D. Fr. Albr. Ant. Meyer, (zu Göttingen.) 8vo 12 Gr.

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte; angefangen von den beyden Herren D. Gehler, und fortgeſetzt von D. E. B. G. Hebenſtreit, 4ten Bandes 6tes Stück, gr. 8vo 8 Gr.

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handſchrift, die am Ufer der Iſere gefunden ward; herausgegeben von dem Verfaſſer von Lolotte und Fanfan. 2 Theile, 8vo 1 Thlr. 18 Gr.

Vorſchrift der franzöſiſchen Nation an ſeine Stellvertreter im Jahr 1789. Nebſt einigen Bemerkungen darüber. Als Beylage zur Urkunde der franzöſiſchen Reichsverfaſſung, 8vo 12 Gr.

(Dieſe Schrift enthält das Reſultat der 500 Cahiers, welche die Deputirten zu den Generalſtaaten im April 1789 mit nach Verſailles brachten, und eine Prüfung der neuen Conſtitution nach ihren weſentlichſten Punkten.)

Ankündigung.

Die hieſigen gelehrten Zeitungen werden für das Jahr 1792, wie zeithero, unter Aufſicht Herrn Profeſſor Becks herauskommen; nur hat den Verlag derſelben die Dykiſche Buchhandlung allhier übernommen, und ſie wird ſolche mit deutſchen Lettern drucken laſſen, auch aller vierzehn Tage, nämlich den 1ſten und 15ten jedes Monats, den Intereſſenten eine Beylage von einem halben, oder nach Beſchaffenheit ganzen Bogen gratis mit abliefern. Dieſe Beylagen ſollen enthalten: 1) Beförderungen- und Todesfälle von Gelehrten; 2) Kurze Nachrichten von den Lebensumſtänden kürzlich verſtorbner berühmter Männer; 3) Kleine lateiniſche und deutſche Lobgedichte auf Gelehrte oder merkwürdige Schriften; 4) Ankündigungen von Büchern, die unter der Preße ſind, herabgeſetzte Bücherpreiſe, kurze Berichtigungen litterariſcher Irrthümer, und andere für Gelehrte, Künſtler und Buchhändler intereſſante Notizen; 5) Eine vorläufige Anzeige neu herausgekommener Bücher mit dem Verkaufspreiſe, auch zuweilen eine intereſſante Stelle aus einem nicht ſehr in Umlauf gekommenen Buche von gemeinnützigem Inhalte. — Wer in dieſe Beylagen etwas will einrücken laſſen, meldet ſich bey der Verlagshandlung, und bezahlt für jede eng gedruckte Seite in gr. 8. 1 Thlr. keine volle Seite betragende Anzeigen aber jede Zeile mit 1 Gr. — Nachrichten von gemeinnützigen Anſtalten, Lebensumſtände kürzlich verſtorbener Schulmänner und Schriftſteller, werden ohnentgeldlich eingerückt; jedoch behält man ſich vor, ſolche nach Befinden abzukürzen, und die Schreibart umzubilden.

Was die Rezenſionen neuer Bücher betrift, ſo wird man ſich vorzüglich beſtreben: 1) von allen wichtigen in Deutſchland herausgekommenen, und beſonders den von vaterländiſchen Schriftſtellern herrührenden, Werken den Inhalt anzugeben; 2) die deutſchen Ueberſetzungen, vor deren Menge unſre eigene Litteratur nicht emporkommen kann, und welche ſeit einiger Zeit, ſelbſt unter dem Schilde berühmter Schriftſteller, blos fabrikenmäßig behandelt werden, ſtreng zu ſichten; 3) Unter der Rubrik ausländiſche Litteratur, alle für deutſche Gelehrte wichtige Werke der Britten, Franzoſen und Italiener, beſonders aber die mediziniſchen und hiſtoriſchen, in der Kürze anzuzeigen, ihren Inhalt auszuziehen, und das Urtheil, welches von den Kritikern des Auslands darüber gefällt worden, beyzufügen; daher dieſer Artikel den Kern ausländiſcher Journale, in ſo fern ſie die Gelehrſamkeit angehen, enthalten wird; 4) Alle kleinere akademiſche und Schul-Schriften, vorzüglich Sachſens, aber auch ſo viel möglich anderer proteſtantiſchen und katholiſchen Univerſitäten und Gymnaſien mit wenigen Worten anzuzeigen, und bittet man deshalb um die Einſchickung ſolcher Schriften zur Meßzeit mit Buchhändler-Gelegenheit.

Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thaler. Als Quartalſchrift wird ſie in den Buchläden unter folgendem Titel zu haben ſeyn:

> Litterariſche Denkwürdigkeiten vom Jahr 1792, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, vorzüglich der Churſächſiſchen Univerſitäten, Schulen und Lande; herausgegeben von Chriſt. Dan. Beck. Jedes Bändchen 20 Gr.

Alles für die Litteratur Merkwürdige ſoll zuverläßig darin verzeichnet werden.

Miſcellaneous Poems by *Sam. Roſs* S. 156

Translation of *Juvenal* and *Perſius* by *M. Madan* 156

The Alliance of Muſic, Poetry and Oratory, by *A. Bayley* 157

Tracts philological, critical and miſcellaneous by *J. Jortin* 157

Popular Tales of the Germans (Muſäus Volksmährchen.) 158

Zweytes Stück.

VI. Reiſe (eines Hypochondriſten) in die mittäglichen Provinzen von Frankreich 163

VII. **Ernſt Platners** neue Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe; mit beſonderer Rückſicht auf Phyſiologie, Pathologie, Moralphiloſophie und Aeſthetik, 1ſter Band, 199

VIII. Darſtellung und Erläuterung der Kantiſchen Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft von Fr. Wilh. Dan. Schnell 220

IX. Kürzere Anzeigen:

Nekrolog von Fr. Schlichtegroll 237

Geſchichte des Hrn. von L*** 240

Karl Wendemann 243

Die Liebe, eine Briefſammlung 246

Roland, eine tragiſche Geſchichte 248

Inhalt.

Gedichte und kleine proſaiſche Aufſätze von Wilhelmine B. S. 251
Sappho, ein Melodrama 252
Die Wichtigkeit des Buchhandels, bey Eröffnung einer Kunſtbuchhandlung von Wilh. Fleiſcher 253
K. H. Jördens Bluhmenleſe deutſcher Sinngedichte 255
Kritiſche Briefe über einige Gegenſtände der alten Litteratur 257
Geſchichte des (projektirten) Leſſingſchen Denkmahls von G. F. W. Großmann 258
Ueber deutſche Poeterey, eine Rhapſodie 261
Gedichte und Rhapſodien von L. Th. Koſegarten 262

Franzöſiſche Litteratur.

Le Siège de Cythere, par Mr. *Dumouſtier* 264
Barnevelt und Calas, zwey neue Trauerſpiele von Le Mierre 265
Lettres ſur les Confeſſions de J. J. Rouſſeau, par Mr. *Guinguené* 265
Eine franzöſiſche Bearbeitung des Trauerſpiels: Kaſpar der Thorringer 267
Nicodéme dans la Lune, par le Couſin Jacques 268
La France régénéré, poëme civique par *A. L. Baudin* 270

Inhalt.

Almanach des Graces pour l'année 1791. S. 271

Des Academies, par *S. R. N. Chamfort* 271

Fables d'Eſope et de Lockmann p. *Cholet* et *Mulot* 273

Poeſies diverſes par. M. *Montagne* 274

Eloge de Fenelon 274

Les états généraux de l'Europe, poëme p. *A. M. Cubières* 274

Engliſche Litteratur.

Poems by *J. Aikin* 276

Imitation of the thirteenth Satire of Juvenal by *Arthur Murphy* 277

Ode for the 20. July 1791 by *R. Merry* 278

The Boſom Friend, by an Etonian 278

Juvenile Poems by *I. Armſtrong* 279

The Epitaph Writer etc. by *J. Bowden* 279

Salmagundi; a miſcell. Combinations of original poetry 280

Odes to Mr. Paine, by *P. Pindar* 281

Poems on various Subjects, by *T. May* 284

The Millers Tale, from *Chaucer* 284

Sonnets from Shakſpeare, by *Albert* 284

Poems by Mrs. *M. Robinſon* 285

Elegy on the Death of John Wesley by *Th. Olivers* 287

Refle-

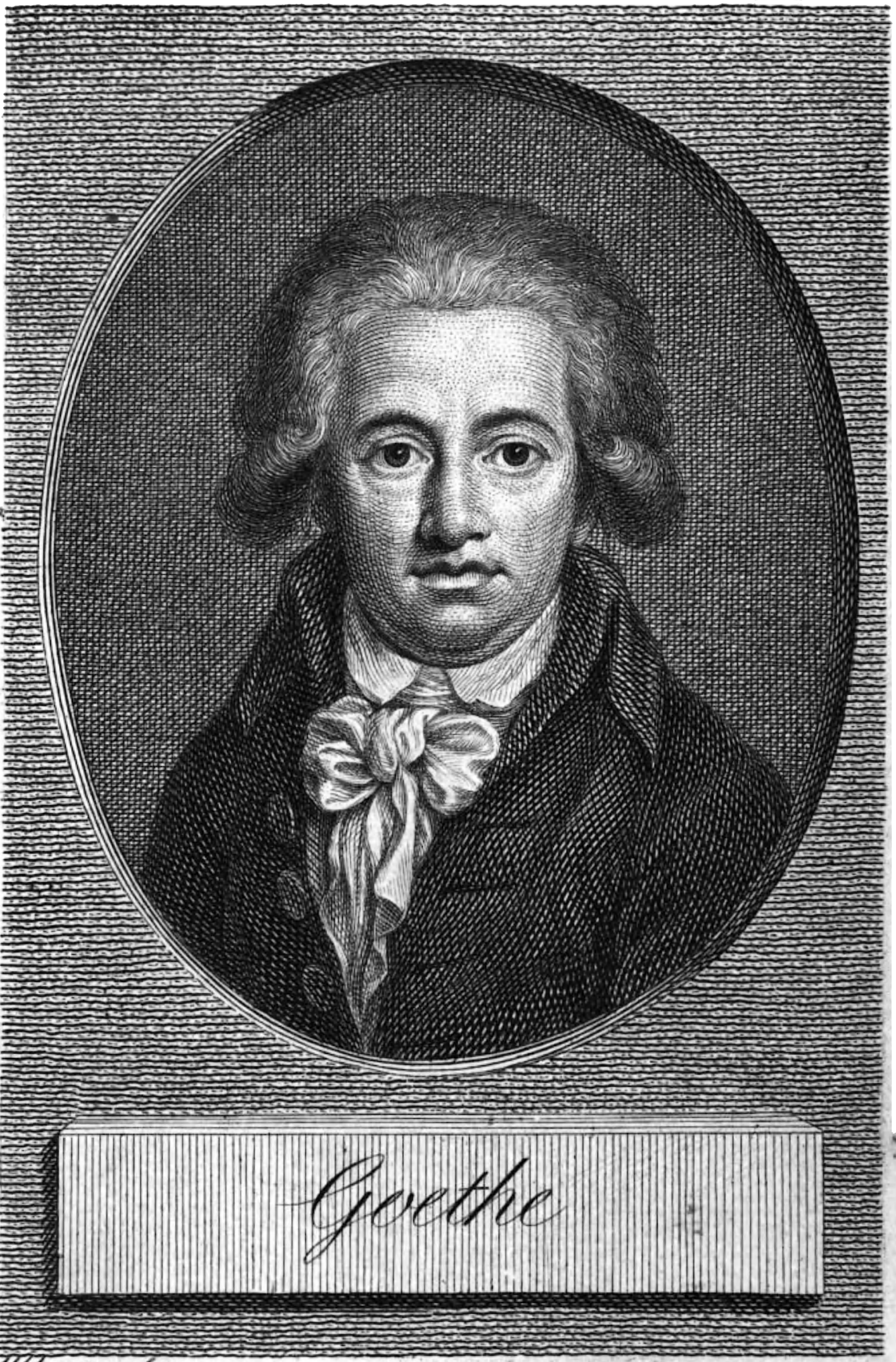
Inhalt.

Neue engliſche Kupferſtiche S. 306

Franzöſiſche und Fortſetzungen von Kunſtwerken 310

Beſchreibung der Gemäldeſammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schloſſes 314

Ankündigung von Hrn. Profeſſ. Becks litterariſchen Denkwürdigkeiten 321



Uhlemann fec.

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Ueber die Natur und das Weſen ſchöner Empfindungen S. 3
II. Gedichte von Fr. Wilh. Gotter 2ter Band (Trauerſpiele) 21
III. Sakontala, oder: der entſcheidende Ring. Ein indiſches Schauſpiel, aus den Urſprachen Sanſkrit und Prokrit ins Engliſche und aus dieſem ins Deutſche überſetzt von G. Forſter 64
IV. Akademie der ſchönen Redekünſte; herausgegeben von J. A. Bürger 73
V. Schreiben an Hrn. M. über den Voßiſchen und Bürgerſchen Muſenalmanach auf 1792 95

VI. Vermiſchte Nachrichten.

Sinngedichte von Friedrich H. 137
G. Forſters Anſichten vom Niederrhein 140
Ueber die Ehe. Dritte Ausgabe 146
Theſeus auf Kreta; ein lyriſches Drama von Fr. Rambach 149

Inhalt.

Klopſtock; Er und über ihn, von C. F. Cramer; 4ter Theil S. 152
Angenehme Bibliothek, 6 Theile 153

Franzöſiſche Litteratur:

L'Hiſtoire univerſelle, Comédie par le Couſin Jacques 156
Contes et Idylles par *A. H. Keratry* 157
Paul et Virginie, Comédie 158
Oeuvres diverſes par Mad. *de Montanclos* 158

Italien:

Dell' Influenza degli Arabi ſull' origine della poeſia 159
Scelta d'Epigrammi greci tradotti in verſi latini et italiani 160

Zweytes Stück.

VII. Vergleichung des Baumgartenſchen und Kantiſchen Begriffs der Schönheit 163
VIII. Memoires, ou Eſſay ſur la Muſique par Mr. *Gretry* 192
IX. Medea in Korinth und Medea auf dem Kaukaſos; zwey Trauerſpiele von F. M. Klinger 254
X. Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Briefs an Hrn. M. 282

XI. Vermiſchte Nachrichten. Franzöſiſche Litteratur:

Opuſcules poetiques, par *Michel Mitrophile* 297

Inhalt.

Epiſtle to William Wilberforce (wegen ſeiner Bill zur Abſchaffung des Sklavenhandels) by *Anna Letitia Barbauld* S. 315
An Addreſs to every Briton on the Slave Trade 316

XII. Kunſtnachrichten:

Ankündigung eines koſtbaren Kupferſtichwerks zur Erläuterung von Hume Geſchichte von Großbrittannien 317
Zwanzig Proſpekte von dem See Killarney in Irrland 320
Neue engliſche Kupferſtiche 320
Florenz, Geſchichte der toskaniſchen Malerey aus Denkmälern, von den Kupferſtechern Pagni und Bardi 323
Neue franzöſiſche Kupferſtiche und Fortſetzungen von Kunſtwerken 324

I.

Ueber die Natur und das Weſen ſchöner Empfindungen. Veranlaßt durch Aliſons Verſuch über den Geſchmack.

Aliſon erklärt den Geſchmack durch die Fähigkeit des Menſchen, das Schöne und Erhabne zu fühlen. Ich würde glauben, durch das Wohlgefallen am Schönen, die Bedeutung des Wortes Geſchmack nach unſerm Sprachgebrauche hinlänglich beſtimmt zu haben. Das Erhabne muß entweder ſchön ſeyn, oder es kann nach meiner Empfindung kein Gegenſtand für den Geſchmack werden. Der Anblick eines Schlachtfeldes, — ein Beyſpiel, deſſen ſich Aliſon ſelbſt bedient — iſt fähig, erhabene Empfindungen in dem Menſchen zu erwecken; aber wir würden Bedenken tragen, von jemanden, blos deßwegen, weil er ſich ſolcher Empfindungen bewußt wäre, zu behaupten: er habe Geſchmack. Dem Sprachgebrauche zu Folge läßt ſich auf alle Gegenſtände des Geſchmacks die Redensart anwenden: man finde Geſchmack daran. So ſagt man, ich finde Geſchmack an Landſchaften, an engliſchen Gärten, an muſikaliſchen Fugen u. ſ. w. Aber niemand wird von Gegenſtänden des Erhabenen, ſo lange ſie nicht mit dem Schönen verſchwiſtert ſind, behaupten mögen: man könne Geſchmack daran finden. Ein verheerender Donnerſchlag, ein feuerſpeyender Vulkan, ein raſender Seeſturm ſind Gegenſtände, welche in uns erhabene Empfindungen erzeugen. Wo hört man aber jemanden ſagen: ich finde Geſchmack an Donnerſchlägen, u. ſ. w. Von allen Gegenſtänden des Schönen hingegen läßt ſich ohne Anſtoß behaupten; man finde Geſchmack daran. Die Empfindungen des Erhabenen können die Empfindungen des Schönen begleiten, aber beyde wollen nicht ſo neben einander geſtellt ſeyn, daß ſie im Reiche des Geſchmacks als zwey verſchiedene Provinzen angeſehn werden müßten, die zuſammen das ganze Gebiete ausmachten.

Ohnſtreitig hat ſich Aliſon von ſeiner Lieblingshypotheſe verleiten laſſen, dem Erhabenen gleichen Rang mit dem Schönen anzuweiſen, weil es ihm außerdem ſchwer geworden ſeyn würde, die unmittelbaren Würkungen ſinnlicher Schönheit zu leugnen.

In ſeiner ganzen Unterſuchung über die Natur des Geſchmacks geht der Engländer von dem Grundſatze aus: daß Materie nur in ſo fern ein Gegenſtand für den Geſchmack ſey, als ſie Eigenſchaften ausdrücke, welche Empfindungen des Schönen und Erhabenen in uns erzeugten. Dadurch wird alles aufgehoben, was ſich Kunſtverſtändige von den unmittelbaren Würkungen des Sinnlichſchönen jemals gedacht haben.

„Schöne Gegenſtände, ſagt Aliſon, erzeugen ganze Reihen angenehmer Vorſtellungen, deren Bewußtſeyn das Weſentliche einer ſchönen Empfindung ausmacht.“ Es iſt unleugbar, daß jede Empfindung des Schönen von tauſend ähnlichen begleitet

berührt werden, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl in uns erzeugt.

Niemand wird leugnen, daß wenn unſre Nerven lebhafter geſpannt ſind, ſie eine weit ſtärkere und lebhaftere Schwingung ertragen, als wenn ſie erſchlafft ſind. Rührt es nicht von der jedesmaligen Beſchaffenheit unſrer Nerven her, ob eine helle Farbe, ein heller Ton, einen ſüßen oder ſchmerzhaften Eindruck auf uns machen ſoll? Läßt ſich daraus nicht erklären, warum der Vergnügte, deſſen Nerven höher geſpannt ſind, lebhaftere Farben, der Traurige düſtre Farben liebt? Wird der Mangel an Lichtſtrahlen bey dem, deſſen angegriffne Organe Schonung verlangen, nicht ein angenehmeres Gefühl hervorbringen, als die heftigere Berührung lebendiger Farben, die wegen ihrer vielen Lichtſtrahlen weit mehr Erſchütterung bewirken? Hier bedarf es keiner Ideenaſſociation, zum vollkommenſten und deutlichſten Bewußtſeyn einer angenehmen oder widrigen Empfindung. Doch ich will lieber ein andres Beyſpiel von einer Empfindung entlehnen, die man ſchön zu nennen noch weniger Bedenken tragen darf. Welche Ideenaſſociation ſollte es wohl ſeyn, die den harmoniſchen Dreyklang jedem Ohre ſchmeichelhafter, als alle andere Tonverbindungen machen könnte? Beruht denn das Weſen der Schönheit eines regelmäßigen Accordes nicht in der Uebereinſtimmung der unmittelbaren Eindrücke, die unſer Ohr empfängt?

Wenn mein Ohr etwas widriges empfindet, ſobald es zwey Mißtöne zuſammen auf einmal vernimmt,

nimmt, und dagegen etwas beruhigendes, wenn zwey Conſonanzen ſich zuſammen hören laſſen, liegt denn nicht der Grund davon in der einfachen Berechnung, daß wenn der eine Ton zweymal die Nerven erſchüttert, während daß ſie der andere nur einmal erſchüttern kann, dieſe Bebung in einer ewigen akuſtiſchen Parallele fortlaufen müſſe, welches bey unverhältnißmäßigern Zahlen nie geſchehen kann?

Was für eine andre Idee ſoll ſich mit dieſer unmittelbaren Empfindung von Uebereinſtimmung zweyer Töne aſſociiren, um ſie zur angenehmen oder ſchönen zu erheben? Daſſelbe findet ja auch bey einzelnen Tönen ſtatt.

Man vergleiche einmal den rauhen Ton eines ſchlechten Saiteninſtruments mit dem ſüßen Tone einer Harmonika.

Liegt es nicht in der Materie des tönenden Inſtruments, daß das eine, wegen der ungleichförmigen höckrigen Schwingung und Erſchütterung ſeiner unreinen Compoſition, einen rauhen, das andre, wegen der Reinigkeit ſeiner Maſſe, wegen der gleichförmigen Schwingungen und Bebungen ſeiner homogenen Theile, einen ſüßern Ton erzeugt? Braucht ſich eine andre Idee mit meiner ſinnlichen Empfindung zu aſſociiren, damit in meiner Seele eine mehr oder minder ſchöne Empfindung erzeugt werde? Und was iſt es denn, was den leeren Schall zum Tone bildet? Iſt es nicht die Gleichförmigkeit der Berührungen, die mein Ohr empfindet? Würde ſich nicht der angenehmſte Ton in ein verworrnes und unverſtändliches Geräuſch verwandeln, ſo bald dieſe Gleichförmigkeit, dieſer gleiche Abſtand einer Percuſſion von der andern unterbrochen würde? Eben der Grund, welcher Statt findet, daß ein Ton angenehmer, als ein bloßer Schall zu empfinden ſey, muß auch bey dem größern oder kleinern Grade von Anmuth der Töne ſelbſt und ihrer Verſchiedenheit unter einander ſtatt finden.

Wir werden in der Folge ſehen, daß daſſelbe auch von den angenehmen oder unangenehmen Eindrücken auf unſre Geſichtsnerven gelten könne.

In der Ueberzeugung: daß das Sinnlichſchöne unmittelbar empfunden werde; ohne nothwendige Einmiſchung fremder Ideen und Empfindungen, die durch Betrachtung eines ſchönen Gegenſtandes in uns erweckt werden, beſtärkt mich ferner die Erfahrung: daß das intellektuelle Schöne unendlich ſchwerer zu faſſen ſey, als das Sinnlichſchöne. Erſt muß der Menſch mit dieſem bekannt und vertraut geworden ſeyn, ehe er ſich bis zu jenem erheben kann; und um das erſtere dem Menſchen empfindbar zu machen, muß man das letztere oft zu Hülfe rufen. Es ſollte Aliſon gewiß ſchwer werden, uns zu erklären, worin denn nun eigentlich das Weſen einer intellektuellen Schönheit beſtehe, worauf er die Empfindung gründet, die ein materieller Gegenſtand nach ſeiner ſcharfſinnigen Hypotheſe nur veranlaſſen kann. Worin beſteht denn das angenehme Gefühl über die Begriffe von Güte, Weisheit, Ordnung, Zweckmäßigkeit u. ſ. w. welche in uns durch die ſinnlichen Aeußerungen dieſer

telorgane (beym Ohre durch Lufterſchütterungen, beym Auge durch Aetherfibrationen). *)

Durch dieſe Berührungen werden unſre Nerven erſchüttert: und dieſe Nervenſchwingungen machen das aus, was wir Empfindung nennen.

Je heftiger und lebhafter dieſe Erſchütterung iſt, deſto ſtärker iſt unſre Empfindung; je leiſer und ſanfter, deſto zarter und ſchwächer.

Jede unſrer Empfindungen iſt mit einem Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen begleitet, welches ſich von ihr nicht trennen läßt.

Dieſes Gefühl hat ſeinen Siz unmittelbar in der Empfindung von Nervenerſchütterung, deren ich mir gegenwärtig bewußt bin. Eine angenehme Empfin-

---

*) Da die gröbern Sinne des Geruchs, Geſchmacks und Gefühls keine Mittelorgane haben, durch welche die Eindrücke ſinnlicher Gegenſtände gleichſam verfeinert auf ſie gebracht werden, ihre Nerven überdieß bey weitem nicht der Feinheit und Mannichfaltigkeit von Empfindungen fähig ſind, die uns die edlern Sinnwerkzeuge des Geſichts und Gehörs verſtatten; ſo darf es uns nicht wundern, daß ſie bey Betrachtung des Schönen keine ſonderlichen Anſprüche auf unſre Aufmerkſamkeit machen. Wiewohl ich glaube, daß ſie den Grad von Nachläßigkeit nicht verdienet haben, mit der man ſie in der Aeſthetik gewöhnlich behandelt, wenigſtens ſchon um deßwillen nicht, weil die lebhaften Empfindungen, die ſie erzeugen, den Eindruck überaus ſchwächen oder verſtärken können, den das Schöne auf unſre edlern Sinne hervorbringt.

Empfindung ſetzt nothwendig eine andre Art von Nervenſchwingung voraus, als eine unangenehme.

Die Beſchaffenheit derſelben können wir wegen ihrer übermäßigen Feinheit auf keine Weiſe ſinnlich wahrnehmen: aber wir können darüber Vermuthungen wagen, die durch angeſtellte Vergleichungen unſrer Empfindung mit der Sache, die ſie hervorbringt, überaus viel Wahrſcheinlichkeit gewinnen, und durch ihre Brauchbarkeit in der Anwendung überaus viel Gewicht erhalten.

Eine ſolche Vermuthung iſt es, die ich hier öffentlich zur Prüfung ausſtelle.

Die Schwingungen unſrer Nerven ſind der ſchnellſten und mannichfaltigſten Modificationen fähig, die man ſich nur immer denken kann. Dieſe werden vollkommen durch die Berührungen beſtimmt, welche der Nerve bey jeder Erſchütterung leidet, d. h. die Berührungen der Nerven verhalten ſich zu ihren Schwingungen und Erſchütterungen wie Urſach und Würkung. Der Nerve vibrirt gerade ſo, wie er berührt wird, — wird er ſtark berührt, ſo iſt ſeine Erſchütterung ſtark und lebhaft u. ſ. w. Nur der einzige Unterſchied zwiſchen Berührung und Erſchütterung der Nerven findet hier Statt, daß dieſe noch fortdauern kann, wenn jene ſchon aufgehört hat.

Es ſcheint alſo, als wenn wir wenig Gefahr laufen würden uns zu irren, wenn wir von der Natur und Beſchaffenheit der verſchiednen Berührung unſrer Nerven einen Schluß auf die Beſchaffenheit ihrer Schwingungen machten. Wer nun einigermaßen den Eindruck beobachtet, den ſinnliche Gegenſtände auf unſre Nerven machen, der wird ſehr bald gewahr werden, daß die Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit der Berührungen, wodurch unſre Nerven erſchüttert werden, mit dem Angenehmen oder Unangenehmen unſrer Empfindungen auf das genaueſte übereinſtimmen. Daraus läßt ſich folgern:

Je gleichförmiger unſre Nerven erſchüttert werden, deſto angenehmer muß unſre Empfindung dabey ſeyn.

Unter gleichförmiger Erſchütterung verſtehe ich den gleichen Abſtand einer Percuſſion von der andern,*) wie ich ſchon oben berührt habe, wodurch unſre Nerven in die regelmäßigſte Schwingung verſetzt werden. Eine ſolche gleichförmige Erſchütterung **) war es, die, nach unſern obigen Betrachtungen, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Ton und Schall ausmachte. Und niemand wird

---

*) Percuſſionen, die ein langſames gleiches Zeitmaaß beobachten, erzeugen im Ohr die Empfindung von tiefen Tönen, im Auge wahrſcheinlich die Empfindungen von dunkler Farbe. Schnelle Percuſſionen hingegen erzeugen im Ohre die Empfindung hoher Töne, im Auge wahrſcheinlich die Empfindung heller Farben.

**) Wer ſich davon eine ſinnliche Vorſtellung machen will, der beobachte die feinen und ſchnellen Bebungen auf der Oberfläche eines Waſſertropfens in einer tönenden Harmonika Glocke.

Theile eines tönenden Körpers ſind, je genauer ſie unter einander verbunden und zu einer Maſſe verſchmolzen ſind, je feiner der berührende Körper iſt, der den Ton hervorlockt, je reiner und unbewegter die Luft iſt, die den Ton fortträgt, je ruhiger und unberührter die Nerve, die ihn empfängt, — deſto gleichförmiger kann die Bewegung unſrer Nerven ſeyn. Und jeder weiß, daß wir uns in dieſem hier beſchriebenen Falle einer angenehmen, im entgegengeſetzten einer unangenehmen Empfindung bewußt ſind.

Das Auge giebt uns Stoff zu denſelben Betrachtungen*) Man findet auch hier, daß Schönheit den Dingen zugeſchrieben werde, die ſo auf unſer Auge wirken, daß eine gleichförmige Berührung der Nerven daraus entſtehe. Worauf gründete ſich ſonſt unſer Urtheil über den Unterſchied einer ſchön und ſchlecht geſchriebnen Schrift? Warum verlangt der Kalligraph von ſeinem Schüler gleiche Stärke, Höhe und Richtung der Buchſtaben, — gleichen Abſtand der Wörter, gleiche Entfernung der Linien von einander? Warum nennt er dieß alles ſchön, wenn er ungewiß wäre, ob alle dieſe Eigenſchaften einer guten Schrift auf das Auge des Menſchen einen angenehmen Eindruck machen würden? Wer mag eine Schraffirung, in der ſich alle Striche wild durch einander kreuzen, einer andern vorziehen, in denen alle Striche von gleicher Länge, von gleicher Stärke, von gleicher Richtung, von gleichem Abſtande unter einander ſind? Warum mißfällt uns eine Wand, auf welcher die Farbe, womit ſie übertüncht wurde, ungleich aufgetragen iſt, ſo daß ſie an dem einen Orte ſtark, an dem andern wieder ſchwach erſcheint? Irgend ein Geſetz von Gleichförmigkeit muß hier doch zum Grunde liegen, auf welches zuletzt die Empfindungen und Urtheile aller Menſchen über das Schöne und Gefallende ſich zurückführen laſſen. Wird die Farbe nicht ſchöner erſcheinen, die, bevor man ſie aufträgt, vorher ſo fein gerieben worden iſt, daß ſie nirgends Ungleichheiten oder Flecke ſehen läßt? *)

---

*) Die Analogie der ſinnlichen Werkzeuge führt uns zuerſt darauf, daß die Erſchütterung der Geſichtsnerven von gleicher Beſchaffenheit als die der Gehörnerven ſeyn müſſe, wenn wir uns einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung bewußt werden ſollen. Allein die nähere Unterſuchung der eigentlichen Beſtandtheile dieſer Empfindungen iſt mit überaus großen Schwierigkeiten verknüpft, theils weil die Fibrationen der Lichtſtrahlen, wegen ihrer Feinheit, ſich gar nicht ſo, wie die Schwingungen der Töne, nach Zahlenverhältniſſen berechnen laſſen, theils weil das Auge eine unendliche Zahl gleichzeitiger Eindrücke neben einander ſtellen und ihre Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit unter einander empfinden kann.

---

*) Ich habe oft mit ſtiller Verwunderung die Wirkung an mir ſelbſt beobachtet, die eine ſanfte einfarbige Wolke, oder die von der Abend- und Morgenröthe ſchwach erleuchtete Himmelbläue, im Ge-

Man folgere nicht zu früh aus dem allen, daß ein einfacher reiner Ton, eine einfache reine Farbe den größten Reiz für unſere Empfindung haben müſſe.

Unſere Unterſuchung wird ſich ſehr bald auch über das Weſen zuſammengeſetzter Eindrücke und ihre Wirkung auf unſer Gefühl verbreiten.

Vorher aber wollen wir noch einen Blick auf die Beſchaffenheit unſrer Empfindungswerkzeuge werfen, da von dieſer ein ſehr großer Theil der Wirkung abhängt, die ein ſinnlicher Gegenſtand

[illegible] auf

genſatze der düſtern grauen Erdmaſſen erzeugt, die unter dem Geſichtshorizonte liegen. Bey jenem empfindet das Auge recht ſinnlich lebhaft die reine Maſſe, welche die Lichtſtrahlen regelmäßig und einförmig gebrochen aufs Auge zurück wirft; bey dieſem fühlt man offenbar das Unreine der Compoſition der Materie — die verſchiednen Theile, auf denen ſich die Lichtſtrahlen ſo unregelmäßig brechen, von denen ſie bald verſchluckt, bald wieder zurück geworfen werden. Je gleichartiger aber die Theile des Grundes ſind, auf welchem die Erdfarbe erſcheint, deſto mehr verſchönert ſich dieſe Farbe. Eine junge grüne Wieſe im Frühlinge, die aufkeimende Saat im Herbſte, von der untergehenden Sonne beleuchtet, erzeugt eine Farbe, von der ſich das Auge nicht wegwenden kann. Ein augenſcheinlicher Beweis, daß der erſte Grund der Schönheit einer Empfindung in der Gleichförmigkeit der Bewegungen zu ſuchen ſey, die der ſchöne Gegenſtand in der Lichtmaterie erzeugt.

aus Erfahrung, daß eine allzu heftige Empfindung allemal von einem ſchmerzhaften Gefühle begleitet wird. Es giebt aber auch noch andre Urſachen der verſchiednen Spannung unſrer Nerven. Dahin rechne ich den ſtärkern oder ſchwächern Zufluß von Nervengeiſt.

Es iſt ganz unleugbar, daß unſre Nerven mehr lebhafter und anhaltender Schwingungen fähig ſind, je mehr ihnen Nervengeiſt zugeführt wird. Man denke nur an die Würkungen des Weins, um ſich davon ſogleich zu überzeugen. Oder man beobachte den Einfluß, den die Beſchaffenheit der Atmosphäre auf unſre Nerven äußert. Alle dieſe Beobachtungen zuſammen genommen, laſſen es uns begreifen, woher es komme, daß ein und dieſelbe Sache bey verſchiedenen Menſchen einen ſehr verſchiedenen Eindruck auf ihre Empfindung machen könne: wir können aber auch daraus erklären, wie bey einem Menſchen dieſelbe Sache zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchiedene Eindrücke hervorzubringen im Stande ſey.

Doch es iſt nun Zeit, das Weſen zuſammengeſetzter Empfindungen genauer zu unterſuchen, um zu erfahren ob ihre Schönheit ebenfalls auf dem Grundſatze der Einförmigkeit beruhe.

Unter einer zuſammengeſetzten Empfindung verſtehe ich eine ſolche, die durch verſchiedene Eindrücke auf meine ſinnlichen Werkzeuge hervorgebracht wird. Wir empfinden aber Verſchiedenheit da, wo ſich die Erſchütterungen unſrer Nerven durch den Grad ihrer Geſchwindigkeit von einander unterſcheiden.

So empfinden wir z. B. die Verſchiedenheit zweyer Töne, wenn der eine eine ſchnellere, der andere eine langſamere Erſchütterung der Nerven erregt.

Eine zuſammengeſetzte Empfindung muß nothwendig lebhafter als eine einfache ſeyn. Man denke ſich zwey reine Töne, von denen jeder für ſich eine möglichſt vollkommene Schönheit ausmache. Sind ihre Schwingungen von einer völlig gleichzeitigen Bewegung, ſo wird das angenehme Gefühl, welches einer allein in uns erzeugt haben würde, durch das Zuſammentönen verdoppelt — aber es ſchmilzt wegen der gleichzeitigen Eindrücke ihrer Erſchütterungen in eine einfache ſchöne Empfindung zuſammen. Sind aber dieſe beyden Töne von einer ſolchen Art, daß der eine unſer Gehör nur einmal erſchüttert, in der Zeit worin der andre zweymal das Ohr berührt; ſo entſteht dadurch eine zuſammengeſetzte Empfindung, die uns noch angenehmer als die einfache rührt. Unſre Nerven empfinden Abwechslung, und jede Abwechſelung iſt mit dem angenehmen Gefühle von Schonung und Erholung der Nerven verknüpft. Gleichwohl iſt dieſe Abwechslung von der regelmäßigſten Art. Sie raubt uns nicht die Empfindung von Einförmigkeit der Erſchütterungen, in die wir das Weſen einer ſchönen Empfindung geſetzt haben. Dieſe Einförmigkeit der Empfindung würde nicht ſtatt finden, ſo bald die Zahlen, wodurch wir die Geſchwindigkeit der

Tonſchwingungen ausdrücken, in einem ungleichen Verhältniſſe gegen einander ſtünden. In dieſem Falle würde eine Diſſonanz entſtehen, die eine negative Schönheit ausmacht. Hierauf beruht die ganze Theorie von Harmonie und Disharmonie der Töne, mit deren Unterſuchung ſich ſchon ſo mancher denkende Kopf beſchäftigt hat. Nach derſelben dürfen wir als völlig ausgemacht und erwieſen annehmen, daß Harmonie durch nichts anders als durch die Gleichförmigkeit des Verhältniſſes verſchiedener Tonſchwingungen erzeugt werde.

Sollte nun daſſelbe nicht auch beym Auge ſtatt finden? Wird die Harmonie der Farben nicht auf denſelben Grundſätzen beruhen, wie die Harmonie der Töne? Hat der Maler nicht auch einen Grundton? — ſieht man nicht, wie er ſich bemüht, alles buntſcheckige, alle dicht neben einander abſtechende, vorſchreyende, harte Farben in ſeinen Gemälden zu vermeiden? Hat das Zuſammenſchmelzen der Farben nicht eben ſo viel Reiz, wie das Zuſammenſchmelzen der Töne? Findet man in einem ſchönen Gemälde, welches uns Natur und Kunſt aufſtellt, nicht ebenfalls Einförmigkeit mit der Mannichfaltigkeit auf das innigſte verbunden?

Die Fortſetzung dieſer Unterſuchung ſoll uns hierüber neue Aufſchlüße geben.

Horſtig.

Es gab eine Zeit, und dieſe Zeit iſt noch nicht lange vorbey, da die deutſche Bühne nichts weiter als ein Nachhall der franzöſiſchen war. Franzöſiſche Manier und abſolute Vollkommenheit waren einerley Dinge. An der Wahrheit franzöſiſcher Regeln zu zweifeln galt für Ketzerey und Hochverrath am Apoll und allen neun Muſen, deren Athem in den Werken der Abſchreiber des Ariſtoteles ſo ſichtbarlich weht! Eine Tragödie konnte nicht ſchlecht ſeyn, wenn ſie die drey Einheiten und fünf Akte hatte; ſie mußte in Alexandrinern geſchrieben ſeyn, wenn ſie ſich ſehen laſſen wollte; ohne dieſe Eigenſchaften war ſie ſicher nichts werth. So ſagte Gottſched und das Publikum glaubte es. Er verdarb die Trauerſpiele der franzöſiſchen Dichter in elenden Ueberſetzungen; aber weil er ſagte, ſie ſind ſchön, ſo klatſchte das Publikum Beyfall zu. Dieſe Zeit ging vorbey. Einige wenige gute Köpfe ließen die Stimme des Geſchmacks durch Deutſchland ertönen. Leſſing zeigte, daß der erhabne Corneille und der philoſophiſche Voltaire doch nicht ganz fehlerfrey ſey; er bewieß, daß die Regeln der franzöſiſchen Bühne größtentheis willkührlich und folglich ſchädlich, und daß Shakeſpear, welcher die meiſten dieſer Regeln übertreten habe, dennoch ein großer Dichter ſey. Shakeſpear ward überſetzt und nachgeahmt. Die neue Gattung gefiel, und die alte wurde vom Thron geſtürzt, damit der neue Günſtling ihn ganz und ungetheilt einnehmen könnte.

Was iſt wohl die Urſache, daß die verſifizirten Trauerſpiele ſo ganz von unſerm Theater verbannt ſind? Wäre es etwa darum, weil ihnen noch ſoviel zur Vollkommenheit fehlt? So ſind alſo wohl unſre hiſtoriſchen Trauerſpiele von allen Fehlern frey und von einem Ende bis zum andern untadelhaft? Wer möchte es wagen, dieß zu behaupten, ohne im Namen Melpomenens zu erröthen, die jetzt vielleicht mehr als je von der ſchmalen Linie des wahren Schönen und Erhabnen gewichen iſt? „Es ſey; (wird man vielleicht antworten,) und dieſes iſt weder recht noch gut. Aber bey dem allen ſind wir doch der Natur um einen großen Schritt näher gekommen. Wer ſpricht denn in Verſen? Wer reimt denn in dem Ungeſtüm der Leidenſchaften?“ — Wohlan, ſo laßt uns die ganze Poeſie durchſtreichen, und allen Muſen einen höflichen Abſchied geben.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Gegenſtand umſtändlich abzuhandeln, und zu zeigen, in wieferne ſich dieſer regelmäßige Zuſchnitt mit Größe der Handlung, der dichteriſche Ausdruck mit der Natur, das Sylbenmaas und der Reim mit den Leidenſchaften vertragen könne. Es iſt dieſes an einer andern Stelle unſrer Bibliothek geſchehn, wo wir uns bemüht haben darzuthun, daß beyde Gattungen des Trauerſpiels ihre beſtimmten Gränzen haben, innerhalb deren jede nach ihren eignen Regeln verfährt. Dort haben wir verſucht zu zeigen, daß der wahre Geſchmack jeder dieſer Gattungen ihr Recht auf die Seele zu wirken, und ſie mit dem Gefühl des Erhabnen und Großen zu erfüllen, zugeſtehn muß. Eine derſelben zu verbannen, iſt daher eben ſo viel als eine Quelle des Erhabnen und Schönen verſtopfen zu wollen.

Dieß haben die Deutſchen gethan, indem ſie dem heroiſchen Trauerſpiel alle Buden und Hallen verſchloſſen haben. Mehr als eine Urſache bewog ſie dazu. Nicht die Unbrauchbarkeit der alten, zum Theil ſchlecht verſifizirten Stücke; nicht die Unfähigkeit der Schauſpieler, Verſe mit Würde und Leichtigkeit vorzutragen; nicht der Hang der Deutſchen zu ſtarkem und gräßlichem Theaterſpiel allein; ſondern dieß alles zuſammen, und mehr als dieß alles, die Abneigung unſers Publikums, ſich von der gemeinen Natur zu dem idealiſch Schönen emporzuſchwingen. Eine ſtille Schönheit, eine edle Gemüthsart, ein großer und ruhiger Geiſt macht nur auf ein empfindliches Gemüth Eindruck und läßt gemeine Seelen unerwärmt. Wie viele kennen wohl jenes namenloſe Vergnügen, wenn bey der Betrachtung einfacher Größe und Erhabenheit das Herz ſich erhoben fühlt und das Aug' in wollüſtigen Thränen ſchwimmt? Wer dieſes Vergnügens nicht fähig iſt, wer nur die ſchmelzende Rührung und den gräßlichen Schauder kennt, für den iſt keine Athalie und keine Merope geſchrieben; dem wird in der Jphigenie ſelbſt nur der raſende Oreſt gefallen, und auch dieſer wird ihm mit allzuvieler Ruhe zu raſen ſcheinen. Um den Charakter eines Otto von Wittelsbach oder einer Agnes Bernauerinn zu faſſen, bedarf es freylich nur weniger Einſicht und eines geringern Grads von Empfänglichkeit; ſo wie das Colorit eines Rubens auch dem unge-

an Begebenheiten; Schönheit dem Glanz; Erhabenheit der ungeſchlachteten Gröſse vorziehn. Er wird vielleicht Selbſtverleugnung genug beſitzen, um auf öffentliche Aufführung Verzicht zu thun; er wird es Andern überlaſſen, das Publikum nach ſeinem Geſchmack zu bedienen; und blos für den Geſchmack derjenigen Leſer arbeiten, welche bey ihrer Lectüre einen edlern Zweck kennen, als den, ihre Stunden zu tödten.

Wenn es möglich geweſen wäre, den Geſchmack des deutſchen Publikums zwiſchen beyden Gattungen der Tragödie getheilt zu erhalten, und dem wilden Hange deſſelben zu dem hiſtoriſchen Trauerſpiel Einhalt zu thun; ſo müßten dieſes die Bemühungen eines Dichters bewirkt haben, dem das allgemeine Urtheil eine der erſten Stellen auf dem deutſchen Parnaſſe angewieſen hat. Hr. Gotter hat die ſchönſten Werke Voltairs auf deutſchen Boden verpflanzt. Seine Ueberſetzungen ſind in den Händen aller Leute von Geſchmack; ſie werden als Meiſterſtücke des Ausdrucks und der Verſifikation bewundert, — aber nicht mehr geſpielt. Ihre Schönheiten ſind nicht für das Auge der gewöhnlichen Parterre. Die Vollkommenheit der Sprache iſt für ſie allzugroß; die eine Hälfte derſelben verſchwindet bey der Aufführung; die andere dünkt ihnen matt. Seine Werke gleichen, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller von Racinens Werken ſagt, vollendeten Muſiv-Gemälden, welche man in der Nähe betrachten, und zu denen man oft zurückkehren muß, wenn man ihren ganzen Werth einſehen will.

Die Kunſtrichter, welche den Inhalt des vor uns liegenden Theils der Werke dieſes Dichters nur als Ueberſetzungen beurtheilen wollten, würden ihn offenbar in einem viel zu eingeſchränkten Geſichtskreis geſehen haben. Aber ſelbſt aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wie viel Bewunderung dringt er uns ab! Dieſe Leichtigkeit der Verſifikation, dieſe Gewandheit des Ausdrucks, dieſe Anmuth der Sprache iſt Hrn. Gotter eigenthümlich, und erhebt ihn über alle ſeine Nebenbuhler. In ſeinem eigenen und in den Nachbildungen fremder Werke, er iſt ſich überall gleich. Der Reim ſcheint für ihn keine Feſſel zu ſeyn. Auf dem Wege der Ideen, den ein fremder Geiſt ihm vorzeichnet, wandelt er mit eben der Leichtigkeit, Freyheit und Sicherheit, als hätte er ihn ſelbſt gewählt. Nirgends eine Ahndung von Zwang und Mühe. Alle Gedanken ſcheinen frey aus ſeiner Seele gefloſſen zu ſeyn. Er hat alles ſelbſt gedacht und gefühlt.

Die partheyiſchſten Lobredner Voltairs geſtehn, daß er ſich ſelbſt, in unſrer Sprache, nicht edler und ſchöner würde ausgedrückt haben; und die billigen Beurtheiler fremder und einheimiſcher Verdienſte glauben in dem Ueberſetzer nicht ſelten einen Verbeſſerer des Originals zu finden.

Die Veränderungen, welche ſich Hr. Gotter in ſeinem Original zu machen erlaubt hat, ſollen der Hauptgegenſtand unſerer Beurtheilung ſeyn. Wenn ein vortreflicher Kopf einem andern nacharbeitet, ſo muß jede Veränderung, die er freywillig mit den Werken deſſelben vornimmt, dem Kunſtrichter wichtig ſeyn. Er wird hier immer etwas zu lernen finden; und wenn er auch ſeinem Autor nicht immer auf die Spur kommen ſollte, ſo wird er doch ſeinen Scharfſinn auf eine zweckmäßige Art geübt, und Andern Veranlaſſung zu weiterm und glücklicherm Nachdenken gegeben haben.

Die **Elektra**, **Merope**, **Alzire** und **Medea** machen den Inhalt dieſes Bandes aus. Die erſte übergehn wir, um ſie vielleicht bey einer andern Gelegenheit, zugleich mit allen Trauerſpielen deſſelben Inhalts, umſtändlicher zu beurtheilen. Wir wollen alſo bey der **Merope** anfangen.

Dieſes Stück wurde auf der franzöſiſchen Bühne mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen, und es verdiente dieſen Beyfall, ohngeachtet einer Menge Fehler in der Oekonomie, durch mehrere intereſſante Situationen und vortrefliche Reden. Wie viel es noch durch Hrn. G. Bearbeitung gewonnen habe, wird man ſchon bey einer flüchtigen Vergleichung wahrnehmen können. Es hat nicht nur in der ganzen Anlage weſentliche Verbeſſerungen erhalten, ſondern es iſt auch faſt keine Scene, welche nicht beſſer eingeleitet, zweckmäßiger geführt und geſchickter verbunden wäre.

Wir folgen unſerm Autor auf dem Fuße nach. Schon die erſte Scene des Originals, ſo vortreflich ſie iſt, hat in der Ueberſetzung an Wahrheit gewonnen. Die erſten Worte Meropens, ihr erſter Seufzer, ſind ein meiſterhafter Zug des franzöſiſchen Dichters, mit dem er die zärtliche, in den Gedanken an ihren Sohn vertiefte Mutter, von

ſind nicht nur Iſmeniens Troſtgründe der Natur gemäßer, ſondern dadurch, daß er das, was bey Voltaire Iſmenie ſagt, Meropen in den Mund legt, zeigt er uns die ängſtliche, jeden Umſtand auf Gefahr deutende Mutter weit beſſer als jener. Daß jetzt der Weg von Meßene nach Elis frey war, daß alſo die Nachrichten vom Aegiſth ohne Gefahr ankommen durften, konnte in der That ſo wenig für einen Troſt gelten, daß vielmehr eben dieſer Umſtand, wie Hr. G. ſehr richtig bemerkt, die Beſorgniß der Mutter vermehren mußte, die nun ſchon ſo lange umſonſt auf Nachricht gewartet hatte. Wie wahr und ſchön iſt nun die Rede Meropens; wie natürlich folgt nun das Gebet auf die Urſache ihrer Beſorgniß:

Doch
Jetzt, da den Weg der Friede wieder öffnet,
Die Sicherheit den Wanderer begleitet,
Und nichts mehr ſeine Schritte hemmt — warum
Verzieht Arbantes? — Zeugen meiner Thränen,
Der Unſchuld Wächter, gute Götter! habt
Mit meiner Angſt Erbarmen! Lebſt du noch
Unglücklicher Aegiſth? Ach einziges,
Mir noch gerettetes, geliebtes Kind!
Iſt er nicht euer Sohn? Alcidens Blut?
Erhaltet ihn, das Ebenbild des Gatten,
Den ihr mir nahmt. — —

Auch in den folgenden Reden hat die Verbindung der Ideen gar ſehr an Richtigkeit gewonnen. Sehr ſeltſam wundert ſich Iſmenie beym Voltaire, daß eine Mutter, deren Zärtlichkeit ſie doch kennen mußte, einen ſo lebhaften Antheil an einem Sohn nehmen könne, den ſie nur als Kind gekannt und ſo wenig geſehen habe.

Son enfance était chère à vos yeux éplorés,
Mais vous avez peu vû ce fils que vous pleurez.

Gleichſam als wenn die mütterliche Liebe in dem Maaße erlöſchte, in welchem die Züge des Kindes in dem Gedächtniſſe erlöſchen. Hr. G. hat dieſe Unſchicklichkeit nicht überſehen. Er zieht den Dialog etwas zuſammen, und aus dieſer kleinen Veränderung entſpringt eine ſehr richtige und natürliche Verbindung.

Iſmenie.

So lebhaft prägte dein
Gedächtniß ſich ihn ein, den kleinen Liebling,
Den das Geſchick im Morgenroth des Lebens
Aus deinen Armen riß, den deine Augen
Nicht wiederſahn — —

Merope.

Ach immer ſeh' ich ihn!
Geſchäfftig ſtellt mir ihn die Phantaſie
Auf jedem Schritte dar.

In der zweyten Scene läßt Voltaire uns wiſſen, daß die abgeſendeten Sklaven den Narbas nicht haben ausfindig machen können. Jetzt ſcheint Merope nur dafür beſorgt, daß Narbas umgekommen ſeyn möchte, und die vorhin ſo bekümmerte, ſo ängſtliche Mutter begnügt ſich, dem Euryklesʼ Eifer und Treue zu empfehlen. Sie ſcheint jetzt weit mehr für die Erhaltung des Throns in ihrer Familie, als für das Leben ihres Sohns — auf deſſen Nachricht ſie ſo ſehnſuchtsvoll gewartet hatte, — bekümmert. Ihre Beſorgniß ſollte geſtiegen ſeyn, und ſie iſt geſunken. Denn wenn Eurykles ſie damit tröſtet, daß Narbas den Ort ſeines Aufenthalts vielleicht mit Vorſatz verborgen halte, ſo iſt dieſes zwar etwas, aber bey weitem nicht genug, um die bekümmerte Mutter zufrieden zu ſtellen. Ueberhaupt aber iſt die Unwiſſenheit der Königinn in allem, was ihren Sohn anbetrift, von dem ſie doch ehemals durch Narbas ſelbſt Nachrichten erhalten hat, von ſeinem Aufenthalt und der Veränderung ſeines Namens, nichts mehr als Bedürfniß des franzöſiſchen Dichters; ein Fehler, welchen Hr. G., ſo wie die übrigen Unwahrſcheinlichkeiten dieſer Scene, glücklich vermieden hat. Aegiſth iſt, aus Begierde, mehr von der Welt zu ſehen, als ihm aus Narbas Hütte offen lag, der Aufſicht ſeines vermeyntlichen Vaters entronnen, und dieſer jagt ihm emſig nach. Es iſt die genauſte und richtigſte Fortſetzung des Zuſtandes der Merope, wie er uns in der vorhergehenden Scene erſchien, wenn ſie dieſe Erzählung anfänglich nur für eine ſinnreiche Erfindung hält, ihr den Tod ihres Sohnes zu verbergen, und wenn ſie, als ihr der Ungrund dieſes Verdachts dargethan wird, in dieſer Nachricht neue Urſachen zur Furcht und Angſt zu finden weiß. Die Wendung, mit welcher es dem Eurykles gelingt, Meropen auf die Hofnung Polyphonts aufmerkſam zu machen, muß gleich bey dem erſten Anblick um vieles glücklicher ſcheinen, als die in dem Original.

Dieſer Polyphont iſt in dem Original ein Tyrann, wie es auf der franzöſiſchen Bühne mehrere giebt; ein zähnefletſchender Teufel, der nicht nur jeder Bosheit fähig iſt, und jedes Verbrechen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Fertigkeit begeht, ſondern es ſich auch nie einfallen läßt, einen Anſtoß von Reue zu fühlen, oder ſeine Abſcheulichkeit vor ſeinem eigenen Gewiſſen zu verſchleyern. Von ſeinen Verbrechen, ſeiner Wuth und ſeinem Ehrgeiz ſpricht er ſo, wie ein anderer von ſeinen unſchuldigſten Handlungen ſprechen würde. Aber es iſt über dieſe Art von Charakteren ſchon genug geſagt worden; und wir müſſen nun dieſesmal dieſe unwahrſcheinliche Geburt der dichtenden Phantaſie ſo nehmen, wie ſie iſt. Wenn nur dieſer Polyphont wenigſtens conſequent handelte! wenn wir nur wenigſtens die Nothwendigkeit ſeiner verabſcheuungswürdigen Machinationen einſähen! **Voltaire** hat ſelbſt nur allzuwohl bemerkt, daß er die Urſachen, aus denen Polyphont Meropen heirathen will, nicht hinlänglich motivirt habe. In der That ſind ſie ſo gut als gar nicht motivirt. Als der Tyrann Meropen ſeine Hand zuerſt anbietet, hat er einen doppelten Bewegungsgrund: einmal die Furcht, in ſeinen Bewerbungen um den Thron nicht glücklich zu ſeyn, wenn er ſich nicht vorher mit der rechtmäßigen Erbinn deſſelben, welcher es auch nicht an einer Parthey fehlt, verbunden hat; zweytens, die Furcht vor einer Rückkehr Aegiſthens, welche alle ſeine Plane vernichten würde. Nun läßt ſich aber bey Polyphontens Thronbeſteigung nur ein doppelter Fall denken. Entweder er wird von dem Volke rechtmäßig gewählt, weil der Thron der Herakliden für erledigt geachtet wird; und was kann es ihm dann helfen, Meropen geheirathet zu haben, wenn der rechtmäßige Erbe zurückkehrt? wird dieſer darum ausgeſchloſſen ſeyn, weil ſeine Mutter Königinn iſt? — oder Polyphont beſteigt den Thron durch die Uebermacht ſeiner Parthey — was kann ihm in dieſem Fall daran gelegen ſeyn, Meropen zu beſitzen? oder wenn er ihren Beſitz für nöthig achtet, um der Gewalt einen Schein des Rechts zu geben, warum ſetzt er ſeine Bewerbungen auch dann noch ſo eifrig fort, als er nun wirklich gewählt iſt? Es iſt wahr, er bringt um dieſe Zeit einen neuen Grund zum Vorſchein, und dieſer iſt der Wunſch des Volks. Aber wer ſieht hierinnen nicht wiederum das Bedürfniß des Dichters, der nun einmal Meropen mit Polyphont am Traualtar zuſammenbringen wollte.

Uns dünkt, der Dichter würde in jeder Rückſicht gewonnen haben, wenn er den Bewerbungen Polyphonts um Meropens Hand allen Anſchein der Willkühr benommen hätte; wenn das Volk, eben ſo dankbar gegen Polyphont, ſeinen vermeyntlichen Retter, als ehrfurchtsvoll gegen den alten Stamm der Herakliden, der mit Kresphont erloſchen ſchien, den Beſitz der Königinn mit dem Beſitz des Throns als unerlaßliche Bedingung verbunden hätte. Nun würden alle Schritte Polyphonts nothwendiger, und ſeine Furcht vor Aegiſths Rückkehr um deſto gegründeter, je weniger die Gewalt auf die Beſitznehmung des Reichs wirken könnte. Aber freylich war es dem Dichter bequem, die Geſinnungen des Volks gegen den erloſchnen Stamm nicht ſo gar deutlich darzulegen; es war ihm bequem, den Polyphont zum Könige wählen zu laſſen, ehe Aegiſth erkannt war; weil es ſonſt freylich noch weit unerklärlicher ſeyn würde, warum Merope, nach Erkennung ihres Sohns, ihn nicht mitten unter das Volk reißt, und ihm den Sprößling der Herakliden als ſeinen rechtmäßigen König zeigt. Gleichwohl bleibt, auch bey dem gewählten Plan, dieſe Schwierigkeit nicht ganz verſteckt. Man wird es immer noch ſonderbar finden, daß Merope und ihre Freunde die Hände in den Schooß legen, während es darauf ankömmt, einen Thron für Aegiſth zu retten; man wird noch immer nicht begreifen, was ſie abhält, die Herzen eines Volks zu gewinnen, das nicht ſobald von der Exiſtenz des Sohns von Kresphont überzeugt iſt, als es ſich ihm mit Freuden unterwirft. Aber wenn man auch hier einwenden wollte, daß der Tod Polyphonts der Sache eine ganz andere Wendung gegeben habe, ſo bleibt doch wenigſtens das unbegreiflich, wie Merope und ihr Anhang offenbare Gewalt gegen Aegiſthen befürchten können, deſſen Rückkehr dem Volke ſogleich die Augen öffnen mußte, ſobald ſich Narbas nur entſchließen wollte, mit ſeinem Geheimniſſe vorzurücken? Muß nicht alſo Meropens Angſt bloße Feigheit und Schwäche ſcheinen, da es in ihrer Gewalt ſteht, den Tyrannen zu entlarven, und ihn

vor

mit einer ſo ſchnöden Verachtung aufzunehmen? Wie die Sachen jetzo ſtehn, kann ihr dieſer Antrag aus keiner verrätheriſchen Abſicht zu kommen ſcheinen. Er iſt ihr wenigſtens eben ſo vortheilhaft als ihm, und, wenn wir nicht irren, ſo ſollte eine Königinn, welche ſeit ſechzehn Jahren zu regieren aufgehört hat, die (ſcheinbar) gut gemeynten Vorſchläge eines Mannes, in welchem ſie den Vertheidiger und Rächer ihres geliebten Gemahls ſehen mußte, aus Dankbarkeit oder Klugheit, wenigſtens mit Nachſicht und Höflichkeit anhören, wenn er auch vielleicht mehr verlangen ſollte, als ſie ihm zugeſtehen kann. Daß Polyphont ein verabſcheuungswürdiger Böſewicht und der wahre Mörder Kresphonts iſt, thut hier nichts zur Sache; denn dieß erfährt Merope erſt lange nachher; und die unbeſtimmte Inſinuation des Narbas, ſie ſolle ſich vor Polyphont hüten, kann ſie noch nicht berechtigen, ihn als einen nichtswürdigen Sklaven zu behandeln, der es nicht wagen dürfe, zu ihr aufzublicken. Denn dieſer Sklave war ihr Wohlthäter, und iſt im Begriff ihr König zu werden. Aber der Dichter kennt Polyphonts Bosheit; ihm liegt ſie offen da; und er iſt es wahrſcheinlich auch, der in Meropens Namen mit ſolchem Uebermuth ſpricht.

Im zweyten Aufzug fängt die Verwickelung an. Merope hält ihren Sohn für den Mörder Aegiſths. Im dritten Akt ſteigt ihre Vermuthung bis zur Gewißheit, und ſie iſt im Begriff, ihn zu ermorden.

Sehr weislich hat Hr. Gotter die abgeſchmackte Rüſtung, welche bey Voltaire den Irrthum veranlaßt, mit einem Ringe vertauſcht, deſſen ſich auch ſchon Maffei bedient hatte. Die Urſachen, welche den Franzoſen hinderten, von dem Ringe Gebrauch zu machen, fielen auf dem deutſchen Theater weg; und wenn ſie auch exiſtirt hätten, ſo iſt, dünkt uns, ein abgenutztes Mittel doch immer beſſer, als ein abgeſchmacktes. Auch iſt die Art, wie Merope in den Irrthum gezogen wird, bey dem deutſchen Dichter natürlicher und feiner angelegt. Gleichwohl haben wir niemals auf dieſen Theil der Handlung kommen können, ohne es zu beklagen, daß Hr. G. ſich nicht noch weiter von dem Plan ſeines Originals entfernt habe, um ganz zu der Simplizität der euripideiſchen Oekonomie zurückzukehren.

Ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, in einer Kritik der Voltairiſchen Trauerſpiele, ſagt mit Recht: „Die Nachwelt wird in den dramatiſchen Arbeiten Voltairs, neben einer Menge Fehlern, welche der Kritik einen reichen Stoff geben, eben ſo zahlreiche Schönheiten finden, welche ihren Beyfall verdienen und ihre Bewunderung erregen werden. Sie wird ihm Schwäche der Anlage und der Triebfedern vorrücken: aber ſie wird zu gleicher Zeit die Ausführung, die Geſinnungen, die Sprache bewundern, und ihm, um der Schönheit der einzelnen Theile willen, die Fehler des Ganzen verzeihen.“

In demjenigen Theil der Merope, an welchem wir jetzo ſtehen, iſt jede einzelne Scene vortreflich, aber die Anlage iſt fehlerhaft. Die Gründe, aus denen Merope den gefangenen Jüngling für den Mörder Aegiſths hält, ſind äußerſt ſchwach und für den Zuſchauer von keiner Evidenz. Ja wir wären wohl eher geneigt, aus den gegebenen Prämiſſen ganz das Gegentheil von dem zu ſchließen, was Merope daraus herleitet. Woraus glaubt denn Merope den Tod ihres Sohnes erkannt zu haben? Ein junger Menſch hat in der Nähe von Meſſene einen Mord begangen. Die beſorgte Mutter, welche weiß, daß ihrem Sohne nachgeſtellt wird, und eben erſt die Nachricht erhalten hat, daß ihr Aegiſth ſeiner Aufſicht entronnen iſt, fürchtet, daß er in die Schlinge ſeiner Feinde gefallen ſeyn möchte. Der Mörder wird vor ſie gebracht. Er iſt ein Fremdling in Meſſene. Dieſes, verbunden mit ſeinem Alter und ſeiner Ingenuität, mußte den Verdacht, daß er ein Meuchelmörder ſey, außerordentlich ſchwächen. Er erzählt, wie er ſelbſt von Meuchelmördern angegriffen worden, als er in dem Tempel des Herkules gute Wünſche für den Stamm der Herakliden gethan. Die Worte, mit denen ſie ihn anriefen: „Wer's mit dem Stamm der Herakliden hält, iſt ein Rebell,“ bezeichneten ihre Parthey hinlänglich, und Merope konnte kaum noch zweifeln, daß der Ermordete ein Feind ihres Hauſes ſey. Dieſe Erzählung und die Aehnlichkeit, die ſie in ſeinen Zügen mit den Zügen Kresphonts zu bemerken glaubt, bewegen ſie, den Gefangenen für unſchul-

Es iſt alſo wohl nichts anders, als das Bedürfniß des Dichters, was ihn bewogen hat, den Verſtand ſeiner Heldinn ſo eingeſchränkt zu zeigen, daß ſie die Gründe, welche den guten Narbas veranlaßt haben, ſeinen Namen zu ändern, gar nicht einmal ahnden darf; und daß es ihr in einer ſo langen Zeit, bey den mannichfaltigen Gefahren, die ihren Sohn bedrohten, auch nicht einmal eingefallen iſt, daß Aegiſth und Narbas in der größten Verborgenheit leben mußten. Es iſt Bedürfniß des Dichters, wenn die Verſchiedenheit der Namen eine ſo wunderbare Wirkung in dem Herzen der Königinn hervorbringt, daß nun alle die übrigen — der Natur des menſchlichen Herzens gemäß — weit tiefern Eindrücke auf einmal verſchwinden, und nun gar nichts mehr im Stande iſt, ſie zu beſſern Einſichten zu bringen und aus ihrer Verblendung herauszureißen. Nach allen dem, was ſich bey dem erſten Verhöre ergeben hat, ſollte man alles eher erwarten, als daß der bey dem Gefangenen gefundene Ring (oder Harniſch) Aegiſths, ſeine ganze vorige Ausſage entkräften, und in ihr nichts weiter als ein Gewebe boshafter Erdichtungen zeigen würde. Sollte denn die mütterliche Zärtlichkeit nicht eben ſo geneigt ſeyn zu hoffen als zu fürchten? ſollte Merope nach allen dem, was ſie gehört, geſehen und empfunden hat, nicht vielmehr vermuthen, der Ring gehöre dem, der ihn trug? und wenn dieſer vollends verſichert, ihn von ſeinem Vater erhalten zu haben; wenn er mit Thränen in den Augen die Worte anführt, mit welchen jener den Ring ihm gab, ſo iſt es fürwahr nur das Bedürfniß des Dichters, was Meropen ſo unglaublich verblendet, daß ſie in dem edlen Jüngling mit aller Gewalt einen Betrüger und den Mörder ihres Sohnes ſehen will.

Dieſe Scenen haben einen Fehler, welchen Voltaire häufig begeht. Es fehlt ihnen an Zuſammenhang. Nicht an jenem äußern, welcher darinne beſteht, die Bühne niemals leer zu laſſen; aber wohl an dem innern, welcher in der Continuität der Empfindungen, der Geſinnungen und der Zuſtände liegt. Die Schriftſteller der Kunſt verlangen, daß jede Scene ein Ganzes für ſich bilden ſolle. Allerdings; aber ein Ganzes, welches als Glied einer Kette, mit allem vorhergehenden zuſammenhänge, und von dieſem ſo vorbereitet ſey, daß uns überall die zurückgelaſſenen Spuren deſſen, was ſchon vorübergegangen, in die Augen fallen. Wenn der Dichter nie vergißt, ſich mit dem Zuſtande ſeiner Perſonen vertraut zu machen, wenn er ihre Lage von allen Seiten beleuchtet, wenn er immer nur ſie, niemals den Zuſchauer oder ſich ſelbſt in den Augen hat, ſo wird er den Gang der Natur leicht entdecken und den Einfluß bemerken, den jeder der vorhergehenden Zuſtände auf den folgenden hat. Dieß iſt es, was der franzöſiſche Dichter ſo oft verſäumt. Er hat einmal eine Scene für dieſe oder jene Handlung, dieſe oder jene Erklärung beſtimmt; hierauf nun eilt er zu, und hierauf allein. Er vergißt, daß ſeine Perſonen noch nicht in der Verfaſſung ſeyn können, ſich auf eine neue Reihe von

Thätigkeiten einzulaſſen, daß die vorige Saite noch allzuſtark ſchwingt, als daß ſie nicht dem neuen Ton ſeine Reinheit benehmen und ihn modifiziren ſollte. Nur allzuoft müſſen ſich die handelnden Perſonen nach der Bequemlichkeit des Dichters richten. Hr. **Gotter** hat dieſem Fehler, wie wir ſchon oben in einigen Beyſpielen gezeigt haben, an mehrern Stellen, ſo weit es ſich ohne gänzliche Umwerfung des Voltairiſchen Plans thun ließ, mit dem größten Glück abgeholfen.

Leider war es wohl nicht möglich, der Scene, in welcher die Mutter den Dolch gegen ihren eigenen Sohn erhebt, die Einrichtung zu geben, welche ſie beym Euripides gehabt haben ſoll, ohne eine ganz neue Merope zu ſchreiben. Dieſe Scene, welche bey dem griechiſchen Tragiker eine ſo große Wirkung that, iſt, unſerm Gefühl nach, beym Voltaire eine der mittelmäßigſten; nicht nur weil uns hier die Unſtatthaftigkeit der Gründe, aus denen Merope den Aegiſth für den Mörder ihres Sohnes hält, mehr als irgendwo einleuchtet, und folglich der Moment der Wuth, in welchem ſie ihn zu durchbohren droht, gar nicht motivirt ſcheint, ſondern vornehmlich deswegen, weil der Dichter gerade den Umſtand vernachläßigt hat, welchem Euripides die ganze Wirkung dieſer Scene dankte. Niemand weiß, wer der Jüngling iſt, den Merope ermorden will; und wenn wir es errathen, ſo iſt es gegen die Abſicht des Dichters, der uns, ſo wie die Königinn, bis auf den Augenblick täuſchen will, wo Narbas ſeinen Pflegeſohn erkennt. Wir

Die Gewalt, welche Merope über den vermeyntlichen Mörder bekömmt, iſt beym Voltaire Folge eines Vertrags, welchen ſie mit Polyphont eingegangen hat, und in welchem Polyphont eben ſo lächerlich, als Merope verächtlich erſcheint. Sie verſpricht, den Tyrannen zu heyrathen, wenn er ihr den Mörder mit eignen Händen zu erwürgen erlaubt. Dann will ſie ſich am Altare den Dolch in die Bruſt ſtoßen, und durch dieſe heroiſche That die Hofnung des Tyrannen vereiteln. Man iſt hier gezwungen, an Racinens Andromache zu denken, welche mit Pyrrhus einen ähnlichen Vertrag geſchloſſen hat. Aber wie ungleich ſind die Motive beyder Weiber! Wie verſchieden die Wirkung, die ſie hervorbringen! Rachſucht iſt kein ſo ſympathetiſches Gefühl, als mütterliche Zärtlichkeit.

Meropens Plan iſt in jeder Rückſicht ein betrügeriſcher und gräßlicher Plan, der mehr einem Polyphont als einer Merope geziemt. Hr. Gotter hat dieß richtig bemerkt und glücklich verbeſſert. Der Tyrann läßt den Gefangenen ſchlau in Meropens Händen; er überläßt ihn ihr, ohne ihn ihr übergeben zu haben. Er hofft, daß ihn dieſe List zu wichtigen Entdeckungen führen ſoll. Als er wahrnimmt, daß ſie ſeine Beſtrafung aufſchiebt, übernimmt er ihre Rache, und ſetzt ſie in die ſchreckliche Nothwendigkeit, ihm ihre Hand zu verſprechen, wenn er ihr nur den vermeyntlichen Mörder, in welchem ſie nun ihren Sohn erkannt hat, überlaſſen will. Voltaire läßt ſeiner Merope daſſelbe

Verſprechen nicht weniger als zweymal thun; das erſtemal aus Rachſucht, um ihren Schmerz in dem Blute des Mörders zu ſtillen; das zweytemal aus Nothwendigkeit, um ihren Sohn den Händen des Tyrannen zu entrücken. Der deutſche Dichter hat die erſte Situation ganz übergangen; und wie viel dadurch Meropens Charakter, wie viel die Wahrſcheinlichkeit der Handlung gewinne, — denn Polyphont muß fürwahr ſehr einfältig ſeyn, ſich zum zweytenmal durch das nemliche Verſprechen täuſchen zu laſſen — wird man bey der Vergleichung beyder Stücke ſehr leicht fühlen können. Vornehmlich halte man den letzten Auftritt des dritten Aufzugs in beyden gegen einander, und man wird wahrnehmen, wie viel beſſer der Deutſche dieſe Situation behandelt, und wie viel aufmerkſamer er auf den innern Zuſammenhang der Handlung geweſen iſt, als der Verfaſſer des Originals. Voltaire kann nicht genug eilen, den Polyphont ſagen zu laſſen, daß er den Aegiſth ſtrafen wolle. Er muß gleich beym Eingang ſeine Verwunderung bezeigen, daß ihn Merope ihrer Rache noch nicht geopfert habe. So konnte er deſto ſchneller die Situation entſtehn laſſen, welche nun einmal den Inhalt dieſer Scene ausmachen ſollte. Aber darüber vergißt er, daß Polyphont Meropen nach ſeiner Ernennung zum Könige zum erſtenmal erblickt, und daß dieſe Situation die erſten Empfindungen und Reden beyder beſtimmen muß. Wie viel wahrer und richtiger hat alſo Hr. Gotter empfunden, wenn er den Polyphont mit dieſen Worten einführt:

Ich komme nicht, Meropen durch den Glanz
Der Würde, die das Glück mir zuwarf, Hohn
Zu ſprechen. Nein, mit ihr zu trauern, führt
Mich Freundſchaft her.— Wer fühlt den Schmerz, der dich
Durchbebt, ſo tief als . . .

Merope (einfallend.)

Spare deines Leides
Betheurung! mein Verluſt iſt dein Gewinn;
Er ſichert dir den Thron, den du erſchlichſt.

Polyphont.

Laß für mein Mitgefühl die That dir bürgen.
Dem Todten Rache, dir Genugthuung
Zu ſchaffen, ſey für mich die erſte Pflicht
Des königlichen Richteramts.

In der zweyten Scene des vierten Akts erſcheint Polyphont beym **Voltaire** als ein wüthender Cannibal. Da er ſehr eilig iſt, Meropen zum Traualtar zu führen, ſo bekömmt er ſie nicht ſobald zu Geſicht, als er ihr andeutet, er werde nicht eher den Tempel mit ihr betreten, als bis ſie ihre Hände in dem Blute des gefangnen Jünglings gebadet habe.

Vengez-vous, baignez-vous au ſang du criminel;
Et ſur ſon corps ſanglant je vous mène à l'autel.

Dieſe Forderung iſt nicht etwa Liſt, ſondern wahrer Ernſt; und er thut ſie, ohne einen andern Grund anzuführen, als ein car tel eſt nôtre plaiſir! Hr. Gotter hat dieſe Situation weit geſchickter vorbereitet. Sein Polyphont vermuthete irgend

Am Schluß des vierten Akts begiebt ſich Merope, unter Begleitung der Prieſter, in den Tempel, wo Polyphont ſie erwartet. In der zweyten Scene des folgenden Akts erſcheint Polyphont wiederum in dem Pallaſt, um den Aegiſth zu bewegen, dem Beyſpiel ſeiner Mutter nachzuahmen, ſich ihm zu unterwerfen, und ſich, zum Zeichen dieſer Unterwürfigkeit, mit ihm in den Tempel zu begeben. In der ganzen Zwiſchenzeit hat alſo Voltaire nichts, ja noch weniger als nichts, geſchehen laſſen, und der Vorhang iſt blos zu Gunſten des fünften Akts gefallen. Und warum kehrt denn Polyphont auf ſeinem Wege um? warum iſt ihm an Aegiſthens Erſcheinung im Tempel ſo viel gelegen? Doch nicht darum, daß er ihn dem Volke als den Sohn Meropens, als ſeinen rechtmäßigen Herrn, als den letzten Sprößling der Herakliden, vorſtellen könne? oder will er etwa ſeinen Triumph mit dieſem Königsſohn nur deſto herrlicher machen? Wir müſſen unſre Unwiſſenheit bekennen; wir müſſen geſtehen, daß wir keinen Grund von Polyphonts Betragen entdecken können; es müßte denn dieſer ſeyn, dem Dichter ein Mittel zu verſchaffen, dem Aegiſth einen Weg in den Tempel, und ſeinem Dolch zu dem Herzen des Tyrannen zu bahnen. Hr. Gotter war nicht der Mann, der eine ſolche in die Augen fallende Ungereimtheit dulden konnte. Bey ihm kehrt kein Polyphont aus dem Tempel zurück; keine Merope verläßt den feyerlichen Zug der Prieſter, der ſie zum Altare führt. Noch weniger ladet Polyphont den Jüngling in den Tempel zum Tyrannenmord ein. Er hat weiſere Mittel gefunden, die Handlung zu ihrem Ende zu bringen.

Dieſe Mittel hat er vornehmlich aus dem Herzen Aegiſths gezogen. Dieſer faßt den Vorſatz, den Tyrannen zu tödten, und eher ſich ſelbſt aufzuopfern, als die Schande ſeiner Mutter zuzulaſſen. Dieſer Entſchluß iſt beym Voltaire eine Folge äußerer Verhältniſſe, die ſich, wie wir gezeigt haben, auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art die Hände bieten; bey Gotter ein Reſultat innrer Zuſtände, welche im zweyten Auftritte des letzten Aufzugs unvergleichlich entwickelt werden. Hier erkennen wir den Jüngling wieder, der das Haus des Narbas verließ, um ſeinem Triebe nach Thätigkeit Genüge zu leiſten, und ſich dem ungewiſſen Meere der Welt mit jugendlicher Kühnheit anvertraute. Von ſolchen Geſinnungen, einer ſolchen Lebhaſtigkeit und Entſchloſſenheit wird man bey dem Aegiſth Voltairs nichts gewahr. Er klagt und ſeufzt; aber kein großer Entſchluß wacht in ſeiner Seele auf, bis ſich alle Umſtände vereinigen, ihn dazu aufzurufen. Wie viel tiefer iſt hier Hr. Gotter in das Herz des Jünglings eingedrungen! Aegiſth ſieht ſich in demſelben Hauſe, wo ehemals ſein Vater unter den Händen eines Meuchelmörders blutete, und zwar deſſelben, der jetzt, als König von Meſſene, den Thron der Herakliden und das Ehebette ſeines ermordeten Herrn zu beſteigen droht. Bey dieſer Vorſtellung reift ein kühner Gedanke in ſeiner Bruſt; und fürwahr, er müßte nicht der Sohn

Meropens ſeyn, wenn er dieſen Unglimpf ertragen, und dem Rath des vorſichtigen Narbas Gehör geben könnte:

— Jetzt bin ich der Sohn Kresphonts — und wenn
Du ihn zu rächen mir verbieteſt — ſey
Der Tag verflucht, da ich gebohren ward!
Und jener, da du mich dem Tod entriſſeſt!
— — — Der Feige fragt um Rath.
Der Held gehorcht der Stimme ſeines Herzens.
— — — Was fürcht' ich Menſchen?
Ich finde Götter, die Verbrechen ſtrafen,
Die Götter meiner Väter — —

Die letzten Scenen des deutſchen Stücks ſpielen im Tempel. Iſmeniens Erzählung von dem Tode Polyphonts und dem Aufſtand des Volks iſt ganz in Handlung verwandelt. Dieſe Veränderung hat Einen Nachtheil neben einer Menge von Vortheilen.

Der Nachtheil iſt, daß eine ſchöne Scene ganz verloren geht. Nachdem, bey Voltairen, Aegiſth mit Meropen in den Tempel gegangen, bleiben Narbas und Eurykles in dem Pallaſte zurück. Bald darauf vernehmen ſie ein Geſchrey des Volks; das Getümmel wächſt mit jedem Augenblicke; ſie entdecken in der Ferne verwirrte Schaaren kämpfenden Volks. Was iſt vorgegangen? Wer ſiegt ob? Die Ungewißheit, in welcher der Zuſchauer eine Zeitlang gehalten wird, iſt fürchterlich, und für die tragiſche Wirkung vortreflich berechnet.

Hr. Gotter, welcher auf dieſe Grille keine Rückſicht zu nehmen brauchte, läßt die ganze Entwicklung vor unſern Augen geſchehen; und ſtatt einer Erzählung, deren Effekt einzig und allein von der Geſchicklichkeit der Schauſpielerinn abhängt, giebt er uns eine Scene voll Leben und Bewegung, welche ſich gleichſam von ſelbſt ſpielt. Wir haben über dieſe Scene bisweilen ſo urtheilen hören, daß ſie mehr überraſchend als tragiſch, und folglich mehr der Oper als der Tragödie angemeſſen ſey. Dieß kann vielleicht von dem Augenblicke gelten, wo ein Blitzſtrahl das erloſchne Feuer auf dem Altar von neuem entzündet, und das Volk in dieſem Wunder, den Wink der Gottheit, die den Stamm der Herakliden beſchützt, wahrzunehmen glaubt. Aber der Dichter hat dieſen Theaterſtreich weislich bis an den Schluß verſpart, wo er nur ſeine glücklichen Wirkungen äußern kann, ohne ſich einen Einfluß auf die Handlung zuzueignen. Was geſchehen ſollte, war ohnedem ſchon, auch ohne Wunder, geſchehn.

Dieſen Theaterſtreich abgerechnet, ſcheinen uns die letzten Scenen dem Geiſte der Tragödie vollkommen angemeſſen. Aber ihre tragiſche Kraft liegt nicht in dem Morde Polyphonts, ſondern in der Furcht, mit der uns die Ungewißheit der Geſinnungen des Volks gegen den kühnen Mörder des Tyrannen erfüllt. In dem Augenblicke, da die Prieſter ihre Fackeln auslöſchen, und wegen der Entweihung des Tempels Rache fordern, da Volk und Wache den Jüngling zu ergreifen und zu beſtrafen droht, müſſen wir ihn beynahe verloren glauben. Unſre Hofnung erwacht nur allmählig, als ſich Merope ſeinen Mördern entgegenwirſt, und ſie ſteigt mit jedem Worte, das ſie ſpricht, mit jeder Aeußerung des Volks. Folgende Stelle iſt vortreflich und gehört dem deutſchen Dichter eigenthümlich zu:

O höret mich, ihr Bürger von Meſſene!
Ich flehe bey der Rache Göttern, höre
Meropens Stimme, vormals mir getreues
Geliebtes Volk! — Das iſt mein dritter Sohn —
Den Narbas rettete, verbarg, erzog. —
Der Einzige, den mir das Schickſal ließ —
Das iſt Aegiſth — das iſt das Blut Kresphonts,
Des edeln Sterblichen, des guten Königs,
Der euer Vater mehr, als König war!
Kresphonts, mit dem die Armuth ihren Pfleger,
Die Unſchuld ihren Schutz verlor! Kresphonts,
Des Freundlichen, des Milden, des Gerechten!

Ein paar Stimmen.

Das war er!

Mehrere.

Ja das war er!

Ein paar Stimmen.

Liebreich!

Noch ein paar.

Billig!

Noch ein paar.

Ein guter König!

Noch ein paar.

Friede ſeinem Schatten!

Merope.

Der dort in Blute ſchwimmt iſt ein Tyrann,
Ein ſchändlicher, blutdürſtiger Tyrann!

Ein Feind der Götter und der Menſchen — iſt
Der Mörder eures Königs —

Wir haben nur die vorzüglichſten Veränderungen berühren können, welche Hr. Gotter mit ſeinem Original vorgenommen hat; noch weit zahlreicher, aber nicht minder glücklich ſind die kleinen Verbeſſerungen in Ausdehnung und Abkürzung mancher Scenen, in Anordnung der Gedanken, in der Wahl der Bilder und Ausdrücke. Die Sprache iſt überall edel, männlich und rein. Doch dieß iſt ein Verdienſt, das der Kunſtrichter an keinem Werke dieſes Dichters erwähnen ſollte.

Wenn ſich bey der Merope das dramatiſche Genie deſſelben, in Verbeſſerung der fehlerhaften Oekonomie, mehr zu zeigen Gelegenheit fand, ſo offenbart ſich in der Alzire mehr ſein Geſchmack und ſeine bewundernswürdige Geſchmeidigkeit, in der treuſten und vollkommenſten Nachbildung des franzöſiſchen Originals. In den ſchönſten Stellen deſſelben wird man auch nicht Einen Gedanken, nicht eine Schattirung vermiſſen, und dennoch wird man auch nicht durch die geringſte Ungelenkigheit, die mindeſte Härte, die kleinſte Entfernung von ächt deutſchem Ausdruck daran erinnert, eine Ueberſetzung und kein Original zu leſen. Das Feuer der Beredſamkeit, welches vornehmlich die Scenen zwiſchen Alvarez und Guſmann, Alzire und Montezuma belebt, herrſcht auch in der Nachbildung mit der nehmlichen Stärke und Lebhaftigkeit. Wenn jemals der Geiſt des Originals auf einem Ueber-

ſanfte, redliche Alvarez, die Freude der Gefangenen, die auf ſeine Vorbitten frey gelaſſen wurden, theilen, und daß die Aeußerung dieſer Freude ſeine erſte Empfindung bey ihrem Anblicke ſeyn müſſe. Freut euch, ihr Kinder, ruft er ihnen zu. Leben bring ich euch und Freude. Beym Voltaire antwortet Zamor:

Ciel que viens je d'entendre?
Quelle eſt cette vertu que je ne puis comprendre?
Quel vieillard ou quel Dieu vient ici m'étonner?
Tu parais Eſpagnol et tu ſais pardonner!
Es-tu roi? cette ville eſt-elle en ta puiſſance?

Nur das übermäßige Entzücken über die Erlangung eines unerwarteten Gutes kann die Verwirrung entſchuldigen, welche in der Rede des Amerikaners herrſcht. Aber den zweyten Vers entſchuldigt nur der Reim; denn er hat an der Stelle, wo er ſteht, gar keinen Sinn. Ueberhaupt aber wird niemand, der ſich auf die Aeußerungen der Leidenſchaften verſteht, die Rede Zamors, nach jener Ankündigung ſeiner Freyheit, natürlich finden. Die plötzliche Freude iſt wie der Schrecken monoſyllab; am wenigſten iſt ſie zu Reflexionen geſchickt. Mit wie viel weiſerer Sparſamkeit hat unſer Dichter die Worte Zamors vertheilt.

Alvarez.

Freut euch, ihr Kinder.

Zamor.

Ha wer —

Alvarez.

Leben bring' ich euch
Und Freyheit.

Zamor.

Guter Greis, an Huld den Göttern gleich!
Biſt du vielleicht ein Gott in eines Menſchen Hülle?

Alvarez.

Ein Sterblicher, wie du!

Zamor.

Und Wohlthun iſt dein Wille?
Du ſcheinſt ein Spanier und du weißt zu verzeihn?
Biſt du ihr Oberhaupt? iſt dieſe Feſte dein? — —

Nur in den Worten: Biſt du vielleicht ein Gott — ſcheint uns die fragende Form nicht ganz der Ausdruck der Natur.

In der erſten Scene des vierten Akts iſt der Dialog leichter und ungezwungner als im Original. Durch kleine Veränderungen haben die Gedanken eine beſſere Beziehung gewonnen, und die Uebergänge ſind ſanfter geworden.

Endlich finden wir noch eine Veränderung in der vierten Scene des fünften Akts. Zamor und Alzire, beyde gefeſſelt, erwarten das Todesurtheil; zuſammen zu ſterben ſcheint ihnen jetzt die größte Belohnung ihrer langwierigen Leiden zu ſeyn. Alle Hofnung zur Rettung, die ſie beynahe ſchon aufgehört haben zu wünſchen, iſt vor ihren Augen verſchwunden. Nur der Zuſchauer giebt noch nicht alle Hofnung auf. Seine Blicke ſind noch auf Alvarez gerichtet, der doch Alziren unmöglich verurtheilen kann, wenn er auch den Mörder ſeines Sohns einer verzeihlichen Rache aufopfern ſollte. Voltaire ſcheint abſichtlich dieſe Hofnung in uns wecken und uns eine Ahndung des Ausgangs geben zu wollen, wenn er Alziren ſagen läßt:

> Ma plus grande amertume en ce funeſte ſort
> C'eſt d'entendre Alvarez prononcer notre mort.

Vielleicht hat Hr. Gotter dieſen Gedanken der Situation nicht recht angemeſſen gefunden; vielleicht ſollte Alzire nur mit ſich und ihrem Geliebten beſchäftigt ſeyn, und, in der Betrachtung ihres Schickſals verloren, an keinen Sterblichen denken, den ſie hinter ſich zurücklaſſen muß. Wir geſtehn, daß uns der Gedanke in den angeführten Verſen nichts weniger als natürlich ſcheint; aber auch der Ausbruch der Ahndungen Zamors, welchen Hr. G. an die Stelle deſſelben geſetzt hat, gefällt uns nicht ganz. In einer Art von Begeiſterung, deren Grund man nicht recht einſieht, ruft er aus:

> Nein, glaub's den Ahndungen, die meinen Buſen heben,
> Alzir', ich ſterb' allein, — du lebſt. —

Doch iſt es auch vielleicht mehr die Art der Aeußerung, und das Unerwartete in derſelben, als die Ahndung ſelbſt, was unſerm Gefühl widerſtreitet.

Bis hierher haben wir uns blos mit den Veränderungen beſchäftigt, welche Hr. Gotter mit ſeinem Originale vorgenommen hat. Aber dieſelbe ſcharfe Kritik hat er auch gegen ſich ſelbſt ausgeübt. Ueberall iſt die beſſernde Hand des geſchmackvollen, eigenſinnigen Dichters ſichtbar, der ſich nicht eher Genüge that, bis er den reinſten, richtigſten und ſchön-

Verbeſſerung nur dann erſt recht lebhaft, wenn man in der neuen Ausgabe geleſen hat:

Frühzeitig ſchufen hier Müh' und Gefahr den Mann
Zum Greis. Wo iſt der Tag, als wir, ein Spiel der Wogen,
Zuerſt nach Mexiko in Zauberſchlöſſern flogen,
Und, dieſes Wunderwerk anſtaunend, rings am Strand
Das blöde Volk, betäubt von unſerm Donner, ſtand?
Die Thaten, die, umſtralt von fabelhaftem Lichte,
Die ferne Nachwelt einſt dem Griffel der Geſchichte
Kaum glauben wird — hat hier dein Vater mitgethan.

Wir übergehen einige kleine Verbeſſerungen. S, 5. der alt. Ausg.

Die Sklavenſchaar — dein Preis vom jüngſten Sieg — die hier
Noch ſchmachtet — ſchon' ihr Blut.

Der Ausdruck, die Sklavenſchaar, würde in Gusmanns Munde der richtige geweſen ſeyn. Dein Preis vom jüngſten Sieg war undeutſch. Jetzt heißt es:

Erbarme dich der Schaar Gefangener, die hier
Dem Tod entgegen ſeufzt! ſchenk' ihre Freyheit mir.

Die folgende Rede Gusmanns hat ſo viele Veränderungen erlitten, daß wir ſie Theilweiſe als ein

Beyſpiel der ſtrengen Kritik, die Hr. G. gegen ſich ausübte, hierher ſetzen wollen:

Alte Ausgabe.

Herr, eines Vaters Bitt' iſt ein Befehl. Allein
Siehſt du auch die Gefahr von dieſer Nachſicht ein?
Von Feinden dicht umringt, die ſtets auf Rache lauern,
Entfernen wir ſie klug von dieſen neuen Mauern.

Neue Ausgabe.

Herr, eines Vaters Wunſch wird zum Befehl. Allein
Entgehen deinem Blick die Folgen, die uns dräun?
Rebellen, die, bereit zum kühnſten Unterfangen,
Im Schutz der Schatten bis vor dieſe Mauern drangen,
Soll ich der Straf' entziehn, die das Geſetz beſtimmt?
Ich ſoll den Aufruhr, der noch in der Aſche glimmt,
Durch Nachſicht muthigen in Flammen auszubrechen;
Und die Beleidigung der Majeſtät nicht rächen?

Alte Ausgabe.

Weh' uns, wenn dieſes Volk ſich an das Schwert gewöhnt,
Das ihm Geſetze gab.

Neue Ausgabe.

Weh uns, wenn dieſes Volk des Schwertes ſich entwöhnt,
Das ihm Geſetze gab.

Alte Ausgabe.

Ja, ſeinen Göttern ſelbſt leiht er ein Herz voll Wuth,
Von Opfern unentweiht, färbt ſie mit Menſchenblut.

Neue Ausgabe.

Ja, ſeine Götter ſelbſt, träumt er, verſchmähn voll Wuth
Die Gaben des Altars — färbt ihn nicht Menſchenblut.

III.

Sakontala oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel von Kallidas. Aus den Urſprachen Sanſkrit und Prakrit ins Engliſche und aus dieſem ins Deutſche überſetzt, mit Erläuterungen von Georg Forſter. Mainz und Leipzig bey Fiſcher 1791. 248 S. Text und 118 S. Anmerkungen 8.

Sakontala iſt eine von jenen ſeltnen und abweichenden Erſcheinungen am litterariſchen Himmel, die, wenn man ſie richtig beurtheilen will, nothwendig aus mehrern Geſichtspunkten betrachtet werden muß. Ordnung und Unordnung, Schönheiten und Verſtöße wider die Regeln der Schönheit, Tugenden

Glauben ſogar groß und wunderbar ſcheinen mußte. Es wäre alſo wohl ſehr ſonderbar, wenn wir fragen wollten: wie ein Schauſpiel von ſieben langen Auftritten habe gefallen können, in dem die Götter alles allein thun, deſſen Knoten ſie ſchürzen und löſen, deſſen ganze Handlung ſie leiten? falls anders da von Handlung die Rede ſeyn kann, wo weder mächtige Leidenſchaften wirken, noch die eintretenden Schwierigkeiten ſich durch menſchliche Kräfte heben laſſen. Gerade dieß Unnatürliche, dieß Herabſteigen der Himmliſchen zu uns, und dieſe ihre Theilnahme an unſern Schickſalen iſt es, was dem Menſchen in der Kindheit ſeiner Kultur, und, wenn der Glaube an das Wunderbare einmal befeſtigt iſt und durch eine Menge äußerer Umſtände, wie bey dem Inder, ſtets aufrecht erhalten wird, auch noch auf einer höhern Stufe der Ausbildung gefällt und ſchmeichelt. Wäre es bekannt, ob der Dichter ganz aus ſich ſelber geſchöpft, oder ſeine Dichtung auf eine Religionsſage gegründet habe, ſo würde, im letzten Falle, das Nationalintereſſe noch um vieles begreiflicher werden.

Gleiche Bewandniß hat es mit den Charakteren in Sakontala. Wir erlaſſen unſern Dichtern allenfalls die Intrigue, oder was ſonſt in unſern Komödien an die Stelle derſelben tritt: aber dann müſſen ſie uns wenigſtens, wenn ſie Beyfall verdienen wollen, durch Charakterſcenen und einen ſeelenvollen Dialog ſchadlos halten. Weder durch jene, noch durch dieſen zeichnet ſich das indiſche Drama aus, oder vielmehr von dem letzten iſt nirgends eine Spur anzutreffen. Die Perſonen, deren Charakter wir noch am beſten kennen lernen, ſind Sakontala und Duſchmanta: aber was wir von ihren Geſinnungen erfahren, (und wir erfahren es immer nur beyläufig, mehr durch zufällige Aeußerungen, als durch den Lauf der Handlung,) iſt wenig und nichts hervorſtechendes. Die vorzüglichſten Tugenden Duſchmanta's ſind Frömmigkeit, Ehrfurcht gegen die Bramen, Muth und eine große Zärtlichkeit für ſeine Geliebte; die hauptſächlichſten Züge in dem Charakter der Sakontala eine große Simplicität, die ſelbſt die geheimſten Regungen des Herzens nicht zu verbergen weiß, ſchwärmeriſche Liebe und damit verbundene ſanfte Hingebung, und, was ſich von einer in dem Hayne der Bramen Erzogenen von ſelbſt erwarten läßt, eine ungemeine Anhänglichkeit an Pflanzen und Thiere. Man ſieht leicht, daß alle dieſe Eigenſchaften zwar liebenswürdig, aber für den pragmatiſchen, und am meiſten für den Schauſpieldichter eben nicht die brauchbarſten ſind; daß ſo viele Herzensgüte, die, außer einem böſen Dämon, niemand zu kränken wagt, nicht viel intereſſante Scenen veranlaſſen kann; daß eine Liebe, die im fünften Akte das erſte Hinderniß findet, bis dahin ziemlich ermüden muß. Allein das war ſicher nicht die Empfindung des Volks, für welches der indiſche Shakeſpear ſchrieb. Für dieſes hatten unſtreitig die Unterredungen der beyden Liebenden in den erſten Akten, dieſe feurigen und doch ſo ehrerbiethigen Aeußerungen Duſchmantas, und dieſe ſchmachtende Sehnſucht Sakontalas, die immer fürchtet, verſchmäht zu werden, und doch den Wunſch, ſich geliebt zu ſehen, nicht zu unterdrücken vermag — dieſe Sittengemälde, die ihm Natur und Wahrheit zeigten, eben ſo viel Reiz, als die grimmigen Herausfoderungen der homeriſchen Helden, mitten im Gewühle der Schlacht, für die Griechen, oder für uns die zärtlichen Liebeserklärungen unſrer Stutzer, die vielleicht auch nur für unſre Theater ſchön ſind.

Wir brauchen es kaum zu erinnern, daß nach dieſen Regeln eine Menge andrer auffallender Ungereimtheiten in dieſem Drama ſogleich hinwegfallen, und unbedeutende Kleinigkeiten bedeutend werden. Es iſt, um aus vielen Beyſpielen das wichtigſte auszuheben, allerdings befremdend, daß Durwaſes auf die bloße Vernachläßigung der Gaſtfreyheit den Fluch legt, und daß dieſer Fluch nachher an Sakontala wirklich erfüllt wird. Selbſt der gaſtfreye Grieche nahm es ſo genau und ſtreng nicht. Allein, Hr. Forſter ſagt mit Recht zur Entſchuldigung und Erklärung ſeines Autors: „Die Gaſtfreyheit iſt die heiligſte Pflicht der Orientaler. In Indien wäſcht man des Fremden Füße, und ſetzt ihm Erfriſchungen vor, ohne zu fragen, wer er ſey. Dieß ſind Erſcheinungen der mildern Sitten, die das Ackerleben, zumal in einem ſo ergiebigen Lande, wie in Indien, hervorbringt.“

Uns dünkt, wenn man dieß alles zuſammennimmt und zugleich erwägt, wie wenig der Geſchmack

lange zu warten und ſichs ſauer werden zu laſſen, und ungewohnt, Widerſprüche zu vertragen. Aber ſein gebildeteres Gefühl für Feinheit und Schicklichkeit hindern ihn, ſich ganz als einen orientaliſchen Monarchen zu zeigen. Eben ſo die Bramen. Sie wiſſen nur zu gut, daß ſie heilig und in dieſer Rückſicht ſelbſt über den König erhaben ſind, wie er denn auch Sakontala erſt durch die Einwilligung ihres Vaters aus dem heiligen Hayne erhält: allein ſie wiſſen ihre Gewalt zu verſtecken, und üben ihre Herrſchaft mit Schonung aus.

Das zweyte, was unſre Theilnahme erregte, iſt die kindliche Einfalt, die durch das ganze Stük lebt und webt. Die Liebe, mit der Anuſuya und Priyamwada ihre Geſpielinn lieben; die Innigkeit, mit der Sakontala an ihrem Geliebten hängt; die reine Gottesfurcht, von der Kanna's Herz überfließt; die väterliche Zärtlichkeit für ſeine Pflegetochter; der ruhige Blick, mit dem er die Dinge dieſer Erde betrachtet; endlich das Wohlwollen der Götter gegen die Menſchen, und ihre Dazwiſchenkunſt, um Duſchmantas Glück zu befördern — alles dieß bringt jene ſanfte Stimmung zuwege, die der Seele ſo wohl thut, und ruft die Ideen von Unſchuld und Unſchuldswelt hervor, die uns, ungeachtet der Ueberzeugung, daß es ewig Ideen bleiben, ſtets ſüß ſind.

Aber mehr noch, als beydes, feſſelt die liebliche und ungekünſtelte Sprache, die in einzelnen Stellen herrſcht. Es iſt wahr, hie und da ſchimmert der Orientale zu ſehr hervor; hie und da ſtößt man auf Uebertreibungen, die unſer kälterer Geſchmack nicht verträgt; allein dafür wird man anderwärts durch die wärmſten Empfindungen, durch die anmuthigſten Gleichniſſe, durch wahre Idyllengemälde, die alles, was das hohe Lied aufweiſen kann, hinter ſich laſſen, überraſcht und bezaubert. Wie zärtlich und mit wie viel Anhänglichkeit an die Natur ſagt Duſchmanta zu ſich ſelbſt, indem eine Biene ſeine Geliebte beunruhigt: „Wie oft habe ich nicht unſere Hoffräulein geſehen, mit abſichtlichem Geziere den Kopf hin und her wenden vor einem flatternden Inſekt, und alles nur um ihre Reize ſehen zu laſſen! Dieſe ländliche Schöne faltet die Stirne und rollt die anmuthsvollen Augen aus bloßer Furcht, ohne Kunſt und Ziererey. — Glückliche Biene, du berührſt den Winkel dieſes ſo holdſelig zitternden Auges! du näherſt dich dieſem Ohrläppchen und murmelſt ſo leiſe, als liſpelteſt du ein Geheimniß der Liebe! Du trinkſt, indeß ſie mit der Grazienhand dich ſcheuchen will, den Honig dieſer Lippe, die alle Schätze des Genuſſes verſchließt! — und indeß du genießeſt, was mir der Seligkeiten höchſte gewährte, grüble ich hier, von welchem Stamme ſie entſproß!“ Wie dichteriſch und gefühlvoll iſt ſeine Vergleichung zwiſchen dem Gott der Liebe und dem Monde! „Du, Amor, und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen ſcheint, ſo hintergeht ihr doch aufs grauſamſte uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, ſo hat man Unrecht, dir blumigte Geſchoſſe und dem Monde kühlende Strahlen zuzuſchreiben.

ſchreiben. Der Mond ſchüttet Feuer herab auf uns mit ſeinen thaureichen Strahlen, und du ſchärfſt mit ſchneidenden Diamantenſpitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert ſcheinen. — O du mächtige Gottheit, haſt du kein Mitleid, wenn ich ſo deine Eigenſchaften anbethe? Hunderte meiner eiteln Gedanken, o Liebe! fächeln dein Feuer zur Gluth. — Ziemt es dir, deinen Bogen bis ans Ohr zu ſpannen, damit der Pfeil, den du nach meiner Bruſt zielteſt, mich tiefer verwunde? — Nichts konn mir Linderung geben, als der Anblick meiner Geliebten.“ — Wie ſchäferlich fährt er unmittelbar fort: „Dieſen glühendheißen Mittag wird Sakontala mit ihren Geſpielinnen gewiß am Ufer dieſes von Tamalas beſchatteten Fluſſes zubringen. Recht ſo: ich will ihm näher treten. Meine ſüße Freundinn hat, wie mich dünkt, kürzlich unter dieſer Reihe von jungen Bäumen gewandelt: denn ich ſehe die Stängel der Blumen, die ſie wahrſcheinlich pflückte, noch unverwelkt; und von dieſen friſchen, eben abgeſtreiften Blättern fließt noch der Milchſaft. Welch eine köſtliche Luft an dieſem Ufer! Umfangt mich hier, ſäuſelnde Winde, weht mir Wohlgerüche von den Waſſerlilien zu, und kühlt meine Bruſt, die der unkörperliche Gott entzündet, kühlt ſie mit den flüßigen Theilchen, die ihr der Welle des Malini raubt! — Glücklicher! Sakontala muß ſich irgendwo in dieſem Labyrinth von blühenden Schlingeſtauden aufhalten, denn im gelben Sande, am Eingang jener Laube, erblick' ich friſche Tritte, vorn ein wenig erhöht

und

gedruckt werden, betrachtet man ſie doch nur als Nebenſache, und übt daher auch bey ihrer Aufnahme eine höchſt tadelnswerthe Toleranz aus.

Ein poetiſches Journal von einem Dichter, wie Hr. Bürger, herausgegeben, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Männern, ihm gleich an Geiſt und Talenten, oder doch nicht tief unter ihm — in welchem ſie ihre neueſten Arbeiten bekannt machten, jedoch nicht jede Kleinigkeit, die oft Zwang der Verhältniſſe und Gefälligkeit auch von dem ſtrengſten Richter ſeiner ſelbſt erpreßt, ſondern nur ſolche Stücke, die ſie für würdige Brüder ihrer übrigen beſſern Geiſteskinder anerkennten — wie ſehr willkommen würde den Freunden der vaterländiſchen Muſe ein ſolches Geſchenk ſeyn!

Ganz ſo etwas iſt es nicht, was wir hier von Hrn. B. erhalten, aber doch etwas ähnliches: etwas, das immer den Dank des Publikums verdient. Zwar ſcheint die Geſellſchaft, in welcher der gefeyerte Dichter hier auftritt, dem größern Theil nach, zu ungleich für ihn: zwar iſt Seinesgleichen keiner unter ihr — doch aber Ein Jüngling von ächtem Dichtergenius, deſſen Probeſtücke freylich noch keine Meiſterſtücke ſind, aber doch ſchon glänzende Spuren von dem zeigen, was er einſt zu liefern im Stande ſeyn wird, wenn, was wir nicht fürchten wollen, das allzufreygebige Lob und der allzureiche Lorber, den ſein begeiſterter Freund ihm reicht, ihn nicht auf falſche Wege und zu dem Wahn verleitet, das ſchon zu ſeyn, was er — werden kann. Unſere Leſer errathen, daß wir hier Hrn. A. W. Schlegel meynen, den Sohn eines Mannes, der ſich gleichfalls um die ſchöne Litteratur und den Geſchmack der Deutſchen unläugbare, wenn gleich jetzt ſehr verkannte Verdienſte erworben hat. — —

Das erſte Stück des erſten Bandes öffnet ſich mit einem Gedichte von dem Herausgeber. Es heißt ein Gebet — ein Gebet der Weihe; allein Hr. B. betet darin weniger, als daß er klagt und ſtichelt. Schade, daß Hr. B. entweder ſo viel ärgerliche Launen hat, oder, was noch ſchlimmer wäre, daß er jetzt blos in ſeinen ärgerlichen Launen dichtet. Die meiſten ſeiner neuern Produkte ſind voll Galle und Unmuth. Gleich der Vorwurf, mit dem er hier gegen ſeine ganze Nation beginnt, ſcheint uns übertrieben und ungerecht:

Göttinn des Dichtergeſangs und der edleren Rede der Menſchen,
Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigt,
Welche den höhern Geiſt des Griechen, des Römers, des Britten
Und des Galliers, Zeit und Raum durchſtrahlend, verkünden,
Siehe, wir Wenigen baun, von deinem Odem begeiſtert
Rührend das goldene Spiel, das Thebens Mauern erbaut hat,
Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und Bogen Apollos,
Beydes, zu locken die Edlen und fern zu verſcheuchen den Pöbel,

Göttinn, wir baun dir ein Haus, zwar klein wie ein Hüttchen des Weinbergs,
Dennoch nur dir allein und deinem Dienſte geheiligt.

Wir geſtehn, daß uns der Sinn nicht ganz klar iſt. Sind die Tempel, die die Griechen, Römer, Britten und Franzoſen der Göttinn der Dichtkunſt gebaut haben ſollen, blos ein Bild der Achtung, die dieſe Nationen der Poeſie erwieſen? Aber dann möchte Hrn. B. der Beweis wohl ſchwer fallen, daß die Dichtkunſt bey den Römern in größerm Anſehn geſtanden, als bey den Deutſchen, daß ihre beſten Dichter mehr geleſen, und als Dichter höher geſchätzt worden, als die unſrigen bey uns. Unſere großen Dichter werden gewiß von dem beſſern Theile der Nation nach Verdienſt geehrt, mehr als Fürſten und Große, die alles, was ſie von dem großen Haufen der Sterblichen auszeichnet, allein dem Zufall verdanken; und verhältnißmäßig ſo ſehr, als bey den Franzoſen und Engländern. Man ſteht freylich in den Gedanken, daß dieſe Nationen, wer weiß was für abgöttiſche Ehrfurcht für ihre Dichter hegten, allein bey näherer Prüfung und einer genauen Bekanntſchaft mit ihrer Litterargeſchichte verſchwindet dieſer Wahn. Wie viele ihrer größten Geiſter lebten in Verachtung und Armuth: welche Demüthigungen mußten ſie nicht oft von übermüthigen Großen erdulden: wie niederträchtig mußten ſie ſchmeicheln und kriechen, wenn ſie ihres, dann mehr beſchimpfenden als ehrenden, Umgangs gewürdigt werden wollten! Wie weg-

werfend

Und von Flocken und Fäden, die keiner verſpinnt und verwebet;
Engt ein gefäuſteter Schwarm Betrunkener, welcher zur Pflege
Aller Laternen um Kirch', um Schloß, um Rathhaus und Marktplatz
Hoch berufen ſich wähnt, allein das leuchtende Flämmlein
Bald mit Geſtank auslöſcht — ein ſüßer Geruch dem Despoten —
Bald zum Brand, erwünſcht für Mord und Plünderung, anfacht.

Die böſen, die abſcheulichen Leute! Und was das Schlimmſte iſt, ſie treiben ihr Unweſen ſo im Verborgenen, daß von dieſer ganzen litterariſchen Mordbrennerſchaar ſelten jemand etwas zu ſehen bekommt, als übellaunige Poeten, Philoſophen und Theologen. Was die Ausfälle auf die Krämer, Kärner und Lumpenſammler betrifft, ſo weiß man wohl, wohin man ſie zu ſchreiben hat. Auf die an Dichtern ſo gewöhnliche Einſeitigkeit. Die Herren vergeſſen gar zu oft, daß nicht alle Mauern durch Apolls Saitenſpiel (eine Reliquie, an deren Aechtheit überhaupt ſehr erlaubt iſt zu zweifeln) erbaut werden, und daß ein kluger Landmann ſeinen Acker dennoch zur gehörigen Zeit beſtellen wird, wenn es gleich noch ſo wahrſcheinlich iſt, daß er lange auf einen befruchtenden Regen warten muß, der den ausgeſtreuten Saamen zum Keimen bringt. —— —— Nun erſt kömmt ein Gebet an die Muſe, auf welches freylich das vollkommene Anwendung leidet, was Shaftesbury von allen ernſtlichen Anrufungen neuerer Dichter an die Muſen ſagt, und worin uns außerdem noch der würzeduftende Buſen der Göttinn etwas zu orientaliſch dünkt.

II. Apollo eine Deutung: von F. Bouterweck. Der Gedanke, der Mythus vom Apoll ſey nichts als ein Sinnbild der Eigenſchaften und Wirkungen der Poeſie, iſt nicht neu; aber hier ganz artig ausgeführt. Nur wenn Hr. B. jeden einzelnen Zug der Fabel bedeutend und beziehend darſtellen will, ſo muß er natürlich zu gezwungenen und geſuchten Deutungen ſeine Zuflucht nehmen, da er den Gegenſtand aus einem ſo beſchränkten und einſeitigen Geſichtspunkt betrachtet. Seite 20. „Warum war Apoll ein Arzt? Warum gab er Orakel? Warum kämpft er mit Drachen? Was hat das alles zu ſchaffen mit der Poeſie? Mich dünkt für rohe, ſinnliche Menſchen konnte der wahre Stand des Dichters nicht kräftiger bezeichnet werden, als ſo. Die Wunden des Herzens zu heilen; Sorge und Unruhe zerſtreuen, und das Ungeheuer des Egoismus bekämpfen durch melodiſche Sympathie, das iſt doch wohl mehr als Geckerey?“ Ey freylich; nur nicht das, was jenen Dichtungen ihr Daſeyn gab. Wir hüten uns dem Verf. zu dociren, was er nirgend beſſer lernen kann, als an dem Orte ſeines Aufenthalts, wo mit ihm der Mann lebt, der zuerſt Licht in das Dunkel der alten Fabel gebracht, und mit dem Faden der Geſchichte und Philoſophie den Weg durch dieß verwickelte Labyrinth gefunden hat. — Die kühnen Behauptungen, die Hr. B. gelegentlich vorbringt, mag er beweiſen. „Der ſchönſte Zuſtand des Lebens iſt weder Tag noch Nacht; ſondern Dämmerung. (Für blöde oder müde Augen!) „Dieſe Dämmerung des Geiſtes, in der „die Seele am ſüßeſten lebt, giebt uns die Poeſie.“ — „Poeſie iſt Luxus des Herzens. Luxus kann „ſchädlich werden: aber ohne ihn iſt der Menſch „ein Halbthier.“ Wie hart, wie übertrieben!

III. Ariadne: von A. W. Schlegel. Von allen poetiſchen Verſuchen, die uns von dieſem jungen Dichter bekannt worden ſind, hat keiner eine ſo günſtige Idee von ſeinen Talenten, und ſo angenehme Erwartung von dem, was er künftig noch leiſten kann, in uns erweckt, als dieſe Erzählung. In ſeinen kleinen lyriſchen Stücken iſt weit weniger Eigenthümlichkeit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, kein ſo leicht und doch ſo voll ſtrömender Fluß des Verſes. Hr. S hat durch die glückliche Behandlung dieſes ſo allgemein bekannten und ſo verbrauchten Stoffes bewieſen, was er liefern könnte, wenn er ſich einen Gegenſtand wählen wollte, der mehr Intereſſe, Neuheit und Umfang hätte. Zwar iſt dieſe Erzählung nichts weniger als vollkommen; ſie hat mehrere müßige und proſaiſche Zeilen; einige Beſchreibungen ſind überladen; die Sprache der Leidenſchaft hat nicht ganz die nöthige Wahrheit und Einfalt: dennoch verſchwinden dieſe Flecken neben dem Glanze ungleich größerer Schönheiten.

„Voll Getümmels wird der nahe Wald,
Alles ſcheint in neuem Glanz zu ſchwimmen.
Bacchus lenkt heran ſein Tygerpaar,
Bacchus naht, umringt von ſeiner Schaar;
Eines Pardels Vließ um ſeine Lenden,
Einen Thyrſus in den Händen.

Bacchus liebt in öden Waldrevieren,
Liebt auf Klippeninſeln, fern und nah,
Thaſos, Chios und Ortygia,
Seine wilden Reigen aufzuführen.
Das Gebirg, von Ulmen überſchirmt,
Das ſich hoch auf Naxos Mitte thürmt,
Bot ihm heute, bey des Tages Schwüle,
Seinen Schoos voll Ruh und Kühle.

Jetzo bey des Abends milderm Strahle,
Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
Sich vom Roſenblatt emporgerafft,
Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
Wo er oft am Wieſenborn die Nacht,
Bey dem Feſt der Trauben durchgewacht;
Wo er oft, wenn ſchon der Morgen glänzte,
Den Pokal mit Schaum bekränzte.

Er erblickt Ariadnen, deren Reize durch die Traurigkeit noch anziehender geworden ſind. Sie ſiegen ſchnell, und er beſchließt, der Troſtloſen ſich zu nähern, und ihr ſeine hülfreiche Hand zu reichen:

„Aber keiner folge meinem Schritte
„Von Euch Satyrn und Thyaden nach!
„Bleibt allhier und kühlt an dieſem Bach
„Eure Becher nach gewohnter Sitte!

»Schrecken ſollt ihr nicht mit tollem Schwarm
»Die Verlaßne dort in ihrem Harm;
»Sollet ihre Klag', ihr leiſes Stöhnen
»Nicht durch euern Jubel höhnen.

Es wird ihm nicht ſchwer, ſie zu tröſten. Er verſpricht ihr, ſie an dem Verräther zu rächen:

»Aber nun, o Nymphe, ſchone dein!
»Er vergaß dich: ſo vergiß auch ſein!
»Laß mich dir den ſüßen Becher miſchen,
»Und dein mattes Herz erfriſchen!

Indeß Bacchus mit der getröſteten Schönen in der Felſengrotte der goldnen Werke Cypriens pflegt,

Harrt' auf ihn am Wieſenborn im Thal
Zechend ſeine weinbelaubte Rotte.
Ahndung von des Gottes hoher Luſt
Hatte jetzt gewaltig jede Bruſt
Uebermannt, ſich jedes Sinns bemeiſtert,
Alle Zungen wild begeiſtert.

Evoe, du ſtarker Nymphenzwinger!
Alſo ſcholl ihr Dithyrambus laut,
Jubel deiner göttergleichen Braut,
Und Triumph dir, großer Thyrſusſchwinger!
Haſt du nicht ſie glorreich unterjocht,
Daß ihr zartes Herz voll Inbrunſt pocht,
Daß, von tauſend Wonnen überſchüttet,
Liſpelnd, ſie um Gnade bittet?

Doch du ſelbſt, Gigantenüberwinder,
Gabſt dem Mädchen dich entwaffnet hin.
Ha! gefeſſelt hat ſie Kraft und Sinn
Dir, du wunderſtarker Sinnenbinder!

Lechzend pflückſt du, was ihr Mund dir beut,
Dieſe Frucht voll Himmelsſüßigkeit.
Gleicht die Traub' in Chios Weingefilde,
Gleicht ſie ihrem Kuß an Milde?

Preiß dem Bacchus! Tanzt im Feſtgetümmel,
Evoe! und ſchwingt den Thyrſusſtab,
Tanzet hügelauf, und thalhinab!
Unſre Feyer ſchalle bis zum Himmel!
Seht, ſchon tanzt den hochzeitlichen Chor
Luna uns mit heller Fackel vor;
Evoe, wie an den lichten Höhen
Jauchzend ſich die Sterne drehen!

So erklang an Naxos Felsgeſtaden
Jubel, Paukenſchlag und Zymbelſchall.
Nymphen wachten auf am Waſſerfall,
Staunend horchten rings die Oreaden.
Fortgewirbelt von des Taumels Fluth
Sprang die Mänas; voll der raſchen Wuth,
Lärmend mit Krotalen und Poſaunen,
Sprangen krausgelockte Faunen.

(Dieſe ſchönen Verſe dünken uns ganz tadellos bis auf das einzige, freylich dithyrambiſche Wort **Sinnenbinder**, das uns eine gewiſſe burleske Miene zu haben ſcheint. Vielleicht iſt dieß blos Folge gewiſſer zufälliger Ideenaſſociationen: vielleicht liegt der Grund davon darin, daß das Subſtantiv **Binder** allein in unpoetiſchen Zuſammenſetzungen, die niedrige Begriffe bezeichnen, gebräuchlich iſt: z. B. **Faßbinder**, **Topfbinder**.) Der Morgen bricht an, und Bacchus kehrt, Ariadnen am Arm, zu ſeinem Gefolge zurück:

derſelben erforderlich waren, zurückzuſchließen. Zu einem viel umfaſſenden Kopf, zu einem durchdringenden Blicke, muß ſich eine Unbefangenheit und Partheyloſigkeit geſellen — Eigenſchaften, die, zuſammen genommen, vielleicht ſo ſelten ſind, als ſelbſt ein hoher Grad von produktivem Genie. Mit ſehr geringen Erwartungen gingen wir daher an die Lektüre dieſer Abhandlung, als wir den Verf. gleich mit folgender ungeheuern Hyperbel anheben ſahen: „Was der Menſch unterm Monde werden kann, ward er in Griechenland.“ Die Schreibart iſt an vielen Stellen äußerſt preziös, voll poetiſcher Blümchen und Schnörkel. Die Urtheile des Verf. ſind oft ſehr übereilt und einſeitig: dagegen müſſen wir aber auch geſtehen, daß dieſer Aufſatz manche recht gute, ſcharfſinnige Beobachtung enthält, ſo wie er manche ſchon bekannte Bemerkung durch nähere Beſtimmungen in neues Licht ſetzt, und zu weitern Folgerungen geſchickt benutzt. Wir geben von Allem Proben.

Der arme Ariſtoteles wird S. 59 hart angelaſſen. „Der Denker Ariſtoteles nennt als den „einzigen Genuß, den Kunſt und Poeſie gewähren, das armſelige Wohlgefallen an der Nachahmung und dem Nachgeahmten.“ So leicht iſt etwas verdreht, was man entweder nicht ganz gefaßt, oder aus einer dunkeln Reminiſcenz hinſchreibt. Nirgends hat Ariſtoteles das geſagt, was der Verf. ihm hier in den Mund legt. In ſeiner Poetik handelt er ja nicht von dem Vergnügen und Genuß, den die Poeſie gewähren könne, ſondern, als Philoſoph, von der Art, wie, und den Mitteln, durch welche ſie wirkt, von dem, was ſie mit allen ſchönen Künſten gemein hat, und wodurch ſie ſich wiederum von ihnen allen unterſcheidet. Er ſchrieb keine Aeſthetik, ſondern eine Poetik. S. 61. „Ehrwürdiger Grübler“ (es iſt noch vom Ariſtoteles die Rede) „du wäreſt nie auf den Begriff von Poe„ſie gekommen, wenn es nicht vor dir Dichter ge„geben hätte: Grund genung, warum du davon „hätteſt ſchweigen ſollen.“ Ein ſchöner Grund! Ein gründlicher Technolog ſoll alſo nicht von den Künſten ſchreiben, weil er keine derſelben erfunden haben würde, wenn ſie nicht ſchon vor ihm vorhanden geweſen wären! —

Oft erſtickt der Verf. durch Uebertreibung das Fünkchen Wahrheit ganz, das in ſeinen Sätzen verborgen liegt. „Der civiliſirte Nordländer wird „alles, was er wird, durch den Verſtand. Das „liebliche Harmonienſpiel des innern Sinns, die „ſüßen Gaukeleyen der Phantaſie, die leiſen und in„nigen Bebungen des Herzens ſtehen im Wider„ſpruch mit ſeinen natürlich-ſtarren Nerven, und „mit dem Froſt der Natur in der größten Hälfte des „Jahrs.“ Daß das Klima allerdings mit auf die Lebhaftigkeit der Phantaſie und die feinern Gefühle wirke, iſt außer Streit: wie wenig von demſelben aber der größere oder geringere Grad der Empfindſamkeit allein abhänge, erhellt unwiderſprechlich aus der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts und der Cultur. Daſſelbe Klima, das einſt das feinfühlendſte Volk ernährte, zeugt jetzt die roheſten

Barbaren. Durch reizende, paradieſiſche Gegenden ſchwärmen wilde, blutgierige Horden, und in den rauhen Gebirgen Schottlands blühte der edle, ſanfte Heldenſtamm, gegen den, auf höherer Stufe der Cultur, die Bewohner des milden Griechenlands Barbaren waren.

S. 63. „Bücher machen uns bekannt mit „Helden und Halbgöttern, wenn uns die wirkliche „Welt Alltagsgeſichter zeigt.“ Wohl uns, daß wir keine Halbgötter mehr nöthig haben! Theſeus, Herkules ꝛc. wären nicht dafür gehalten worden, wenn die Menſchen um ſie her nicht Halbthiere geweſen wären. „Wir leſen Thaten und ſehen keine.“ Die Thaten, die ſich ſehen laſſen, ſind nicht immer die edelſten, nützlichſten, Unbeſtechliche Richter, edle Geiſtliche, unermüdete Aerzte, freymüthige Schriftſteller, die mit Aufopferung aller Kräfte, alles andern Lebensgenuſſes, ja mit Gefahr, Leben und Freyheit zu verlieren, gegen den mächtigen Deſpotismus, gegen die ſchrecklichen Furien des Aberglaubens und der Intoleranz, und das ganze Heer der Vorurtheile kämpfen — dieſe ſollen wir doch wohl nicht geringer achten, als ſtarknervige Athleten, die Räuber und wilde Thiere erlegten? Ihre Zeitgenoſſen haben ſie vergöttert; wir wollen uns begnügen, ihr Andenken zu ehren. — „Wir „lernen, was wir entdecken ſollten.“ Und bey den Griechen, war da jedes Individuum Erfinder? Freylich wäre beſſer, beſſer; allein da es doch einmal unmöglich iſt, daß wir alle erfinden können, ſo wollen wir minder heroïſch, aber klüger denken:

nahmen, da man das Trauerſpiel lange zuvor als einen Theil des Gottesdienſtes verehrt hatte, iſt eben aus dieſem Umſtande ſehr begreiflich, und man hat nicht nöthig, zur Erläuterung dieſes Factums, eine größere Neigung der Griechen zu ernſthaften, als komiſchen Schauſpielen vorauszuſetzen.

Unter die guten Bemerkungen zählen wir folgende Stelle: „Menſchen von warmen Herzen „mögen mitunter recht gern lachen; aber Menſchen „von eiskalten Herzen mögen nichts als lachen. So „ſehr der komiſche Witz ſich mit lebhafter Imagi„nation verträgt, ſo wenig verträgt er ſich dauernd „mit feuriger Imagination. Deswegen leſen wir „von den Morgenländern, daß ſie, bey ihrer Fülle „von Genußkraft, in Geſellſchaft wenig lachen. „Deswegen iſt der komiſche Witz das Erbtheil des „gemäßigtern Nordens. Ein mittelmäßiges komi„ſches Geiſtesprodukt kommt bey uns weit leichter „in allgemeinen Umlauf, als ein vortrefliches ernſt„haftes. Sollen wir uns deſſen rühmen oder ſchä„men? Keines von beyden. Laßt uns von Her„zen lachen zu einer Zeit, wo es ſo wenig zu be„wundern giebt, wo die Handlungen der Menſchen, „in ihren chineſiſchen Conventionsſchranken, ſo or„dentlich und ſchicklich hinlaufen, und ſelten ein In„tereſſe haben außer dem Komiſchen, wenn ſie ſich „ein wenig von der wohlhergebrachten Schicklich„keit entfernen.“

Die Deutſchen haben ſich bisher immer den Ruhm zueignen können, mehr als irgend ein anderes Volk die Schätze ausländiſcher Litteratur zu kennen,

nen und unpartheyiſch zu wägen — wie ſehr aber müßte nicht jeder unterrichtete Ausländer (der wahrlich eben nicht ein Franzoſe zu ſeyn brauchte,) den Kopf ſchütteln, wenn er durch einen Zufall folgende Stelle zu leſen bekommen ſollte? „Was „bey den Franzoſen Poeſie heißt, ein artiges Gedankchen, wie eine Nadelſpitze, die man gegen die Sonne hält, nach allen Seiten ſchimmern zu laſſen, hieß nicht ſo in Griechenland.“ Mit wahrem Mißbehagen laſen wir dieß höchſt ungerechte, höchſt einſeitige Urtheil unter mehrern treffenden Bemerkungen. „Wenn die Beſtimmung aller Kunſt und Poeſie dahin geht, unſre „Seele in einen ſchönen Schwung zu bringen,*) „ſo kann man recht eigentlich ſagen, daß jede griechiſche Dichtungsart ihre eigene Schwungempfindung habe. Wie die Epopoe, die Tragödie und „die pindariſche Ode, jede mit charakteriſtiſcher Modification,

---

*) Wenn wir dieſer Stelle unſern Beyfall geben, ſo dehnen wir ihn nicht ganz unbedingt auf den Vortrag aus. Unmöglich können wir uns von dem Werth ſolcher bildlichen Ausdrücke, als der Verf. oft braucht, überzeugen, (z. B. der Seele einen ſchönen Schwung geben, Schwungempfindung, das menſchliche Herz iſt das große Stärkungsziel der Poeſie). Statt den Gedanken klarer, anſchaulicher zu machen, verdunkeln ſie vielmehr den Sinn, und verwirren nur diejenigen Leſer, die der abgehandelten Materie nicht ſchon mächtig, und außer Stand ſind, dem Schriftſteller auf halbem Wege entgegen zu kommen.

„dification, der Seele den höchſten und kühnſten, ſo „gab ihr das anakreontiſche Lied den lieblich-frölichſten, „das Idyll den lieblich-naivſten, das Epigramm „den gefälligſten Schwung. Aber das „leiſe Beben der griechiſchen Epigrammenempfindung „iſt uns zu fein. Unſere Epigrammen ſind „nie (?) Fünkchen von Gefühl, ſondern immer von „Witz, und ſelbſt der Witz wirkt nicht auf die Meiſten, „wenn er nicht kauſtiſch iſt, wie Höllenſtein. „— Es iſt ſo etwas unbeſchreiblich Abſichtloſes „in der griechiſchen Poeſie! Man ſieht nie, daß „ſie es auf unſer Herz anlegt. Sie zieht uns in „ihre Feſſeln, wie ein unſchuldiges Mädchen. Unſere „Poeſie (und nicht nur unſre, ſondern vor allen Dingen auch ſchon die römiſche) „iſt eine Kokette, „an der, bey aller Schönheit, die Gefallſucht mißfällt. „Den modernen Genius hört man gehen. „Der griechiſche Genius kömmt, wie ſichs für einen „Geiſt ziemt, leiſe in ſeiner Kraft. — Man „könnte denken, daß an dem raffinirten Weſen, beſonders „unſrer Trauerſpiele, die verfeinerte Philoſophie „ſchuld ſey, die ſich in alles miſchen will. „Das iſts nicht. Die Griechen philoſophiren in ihren „Trauerſpielen ſehr viel; Euripides zuviel; „aber ſie philoſophiren anders als wir. Einfache „Denkſprüche, zum Nutzen und Frommen des „Volks, nebenbey aufs Theater gebracht, meiſtens „ganz populär, trivial würden wir ſagen, das iſt „ihre Theaterphiloſophie. Wir erſetzen den Mangel „an ſimpler Eindringlichkeit durch ein Gewebe „von Sophiſmen, und laſſen unſre Helden und

„Heldin-

„Schauſpiele immer vorher. In der Ilias fand er keine Begebenheit, die er nicht ſchon als Kind hätte „erzählen hören. Aber die Situation vor ſich zu „ſehen, lebendig vergegenwärtigt in ſich zu fühlen, „das war der erwünſchte Genuß, den ihm die Kunſt „gab; und darum las und hörte und ſah er ſich „nicht zum erſtenmal müde. — Durchdrungen „vom griechiſchen Geiſt ereiferte ſich unſer Leßing „gegen die Intrigue im Schauſpiel zur Ehrenrettung der Prologen ſeines Euripides. Seine allgeachtete Stimme wirkte dasmal nichts, und „konnte nichts wirken. Leßing ſelbſt hat vielmehr „ſehr wohlgethan, ſeine Schauſpiele durch Intrigue recht ſchön zu verflechten. Schauſpiele und „Gedichte wollen wir doch einmal haben, und Griechen ſind wir nicht. Jedes Zeitalter will bedient „ſeyn nach ſeiner Weiſe.“

V. Kleine Gemälde, von Xy. Dieſe poetiſchen Gemälde ſind klein und artig; das iſt aber auch alles, was ſich von ihnen ſagen läßt. Man betrachtet ſie einen Augenblick, und geht dann weiter, wie man in der Natur über einen einzeln ſtehenden Baum, eine einzeln ſtehende Blume, deren Schönheit und Verhältniſſe ſehr bald erſchöpft und ausgenoſſen ſind, hinwegſchlüpft.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

An Herrn M. * *

Zweyter Brief.

Ich verſprach Ihnen am Schluß meines letzten Briefs eine kritiſche Nachricht von Hrn. Ifflands neueſten theatraliſchen Werken. Wenn ich dieſes Verſprechen noch nicht erfüllt habe, und auch in dieſem Briefe noch nicht erfülle, ſo ſchreiben Sie es dem Verdruſſe zu, den mir das neueſte Trauerſpiel dieſes ſonſt ſo geſchätzten und beliebten Dichters verurſacht hat. Wenn ſich ein guter Kopf vernachläßigt, wenn er den Beyfall, womit das Publikum ſeine Werke beehrt, dazu mißbraucht, ihm alle ſeine Einfälle, ſo roh ſie ſich in ſeinem Gehirn erzeugen, aufzudrängen, ſo überſchleicht den beobachtenden Kunſtrichter leicht ein Verdruß, der ihn auf einige Zeit zum kaltblütigen Urtheilen ungeſchickt macht. Sie ſind aber mit mir überzeugt, daß die Seele des Kunſtrichters eben ſo wenig, als die Seele des Dichters, von Leidenſchaften bewegt ſeyn darf, wenn ſie die Strahlen des Schönen rein auffangen und eben ſo rein zurückgeben ſoll.

Laſſen Sie uns immer für dieſesmal das Theater vergeſſen, um uns in den Regionen der lyriſchen Dichtkunſt umzuſehn. Der Geiſt ruht ſich durch Abwechſelung aus, und die Mannichfaltigkeit der dargebotnen Gegenſtände iſt das ſicherſte Mittel, ihn munter zu erhalten. An dieſe Art der Zerſtreuung, welche dem Geiſt eben ſo zuträglich iſt, als ihn die Abwechſelung ſinnlicher Vergnügungen ſchwächt, haben Sie mich in jenen glücklichen Zeiten gewöhnt, da wir, durch Vaterland, Gleichheit der Geſinnungen und des Geſchmacks an einander gefeſſelt, jeden Tag für verloren hielten, an dem wir uns nicht geſehen, und uns wechſelſeitig die Reſultate unſrer Nachforſchungen mitgetheilt hatten. Wenn wir von den ernſthaftern Studien ermüdet waren, ſtreiſten wir in die Gefilde der ſchönen Wiſſenſchaften, der Künſte, der Litteratur; und oft hatten wir in Einem Geſpräche die verſchiedenſten Gattungen und die entfernteſten Zeitalter unter einander zu verbinden gewußt. Dieſes Vergnügen ſuch' ich mir noch jetzt zu verſchaffen, ſo oft es mir die Geſchäffte verſtatten, an die ich gebunden bin. Dann kehre ich oft meine Blicke nach den Gegenden, in denen Sie wohnen; unwillkührliche Seufzer entfliegen meiner Bruſt; eine heftige Sehnſucht ergreiſt mich; die Bilder der vergangenen Zeiten ziehen vor meiner Seele vorbey; und die wohlthätige Phantaſie giebt mir einen Theil meines vorigen, glücklichen Lebens zurück.

In jenen Zeiten unſrer Jugend waren die lyriſchen Dichter Deutſchlands unſre liebſte Lektüre. In dieſer Gattung, und vielleicht in dieſer allein, hat unſre Nation die Alten erreicht und die Neuern weit hinter ſich zurückgelaſſen. Für dieſe Gattung ſcheint, ſelbſt nach dem Urtheil der Ausländer, die Sprache am meiſten gebildet zu ſeyn. Sie iſt es,

dieſem Werk etwas mehr ſagen, wenn ich nicht fürchtete, mich allzuweit von dem Ziele zu verlieren, das ich mir geſteckt habe. Es ſey alſo mit wenigem genug! Wenn ich Ihnen ſage, daß Hr. Voß für nöthig fand, ſich mit ſklaviſcher Treue an ſein Original anzuſchmiegen, jedes Wort deſſelben, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Genius beyder Sprachen, durch ein gleichbedeutendes deutſches Wort auszudrücken; daß er ſogar die Stellung der Worte nachzuahmen, und den lebendigen Ausdruck der virgiliſchen Verſe durch den Numerus der ſeinigen hörbar zu machen verſucht hat; ſo werden Sie ſich von ſelbſt vorſtellen können, was für ein undeutſches, geſchraubtes und affektirtes Ding dieſe Ueberſetzung ſeyn müſſe.

Doch ich habe es in meiner Gewalt, Ihnen eine anſchauende Kenntniß von dem Geiſte dieſes Werkes zu verſchaffen, ohne mich eben von meinem Wege entfernen zu dürfen. Hr. Voß hat dem dießjährigen Almanach eine Ueberſetzung des dem Virgil zugeſchriebnen Moretum (welches er durch Mörſergedicht verdolmetſcht) einverleibt. Sie iſt nach denſelben Grundſätzen verfertigt, als die Ueberſetzung der Georgiken; und wer dieſe als ein unübertrefliches Muſter betrachtet, der wird auch hier ſeinen Geſchmack vollkommen befriedigt finden. Wer hingegen der Meynung iſt, daß zwiſchen dem deutſchen und lateiniſchen Sprachgebrauch ein großer Unterſchied ſey; daß der Werth einer Ueberſetzung nicht nach der äußerlichen Aehnlichkeit, der Anzahl der Verſe und Worte, oder der Uebereinſtimmung in dem Klange der Verſe, ſondern nach der Aehnlichkeit der Wirkung, welche ſie hervorbringt, beurtheilt werden müſſe; daß folglich eine poetiſche Ueberſetzung, welche man in die Sprache des Originals übertragen muß, um den Sinn derſelben zu begreifen, keine ſonderlichen Anſprüche auf das Verdienſt glücklich beſiegter Schwierigkeiten machen könne; der wird auch das Mörſergedicht als eine neue Frucht unrichtiger Grundſätze oder eines fehlerhaften Geſchmacks betrachten müſſen. Sie ſind längſt überzeugt, daß die vollkommenſte Uebereinſtimmung des Inhalts und des Ausdrucks die erſte, unerlaßlichſte Bedingung zur Schönheit eines Gedichts ſey. Wie ſollten Sie alſo ein Gedicht für ſchön halten können, das die Verfertigung eines ziemlich ekelhaften Gerichts in Hexametern, (einer der leichtern deutſchen Poeſie ſo fremden Versart) in einer metaphernreichen, durch häufige Beywörter und harte Participial-Conſtructionen ſchwerfällig gemachten Sprache beſchreibt? Nun leſen Sie aber noch zum Ueberfluß den Anfang dieſer Ueberſetzung, und Sie werden noch lebhafter überzeugt werden, daß der deutſche Dichter unmöglich mit denſelben Mitteln und Geräthen haushalten könne als der Römer:

Nur ein Reſtchen des Rauchs entſtieg dem verglimmenden Löſchbrand,
Und in umzogener Aſch' erſtarb mattleuchtend die Kohle.
Jener nun beugt vorwärts, mit geſenkter Stirne, das Lämpchen,

Rückt hervor mit der Nadel, den Tocht des trockenen Hanfes,
Bläſt mit häufigem Hauch, und erweckt das ſchlummernde Feuer.
Endlich der hellaufleuchtenden Flamm' entweichen die Schatten.
Jetzt mit ſchirmender Hand bedeckt er das Licht vor der Zugluft,
Oeffnet ſich dann, vorſchauend, die ſchließende Pforte der Kammer.

Drinnen lag auf der Erd' ein dürftiger Haufen Getraides;
Hiervon raſt er gebückt, bis ganz zur Fülle des Maaßes,
Das ein Gewicht zu faſſen von ſechzehn Pfunden gehöhlt ward;
Geht dann hinaus und eilt an die Mühl', und auf winzigem Bretlein,
Welches geheftet die Wand zu dieſem Dienſte bewahrte,
Stellt er das freundliche Licht; die Arme darauf des Gewandes
Beid' entblößt, und die Haut der zottigen Geis ſich umgürtend,
Fegt er zuvor mit dem Quaſte die Steine der Mühl' und die Höhlung.
Jetzo ruft er die Händ' ans Geſchäfft, in gleicher Vertheilung;
Angeſtrengt iſt die Linke zum Dienſt, und die Rechte zur Arbeit.

Doch ich muß aufhören abzuſchreiben, ehe Sie die Geduld ganz verlieren. Was ſagen Sie zu dieſer Probe deutſch-lateiniſcher Poeſie? Haben Sie

aus dem Steinhaufen die Diamanten und Kryſtallen ausgeleſen ſind, ſo mag der Reſt immerhin ſeinem Schickſal überlaſſen bleiben. Die griechiſche Anthologie iſt für den Gelehrten ein äußerſt ſchätzbares Werk, und ihm liegt es ob, für ihre Erhaltung ſo zu ſorgen, daß auch nicht Ein Vers davon zu Grunde gehe; aber der Mann von Geſchmack würde ſich leicht zufrieden geben, wenn auch ein großer Theil derſelben verloren ginge. Wenn jener in der Freude über eine grammatiſche, hiſtoriſche oder antiquariſche Bemerkung es mit dem poetiſchen Werthe des Gedankens ſo genau nicht nimmt, ſo hält ſich dieſer einzig und allein an das letztere, ohne der Betrachtung des ſubjektiven Werthes einen Einfluß auf ſein Urtheil zu verſtatten. Dieſen Unterſchied hat Hr. V. nicht hinlänglich in Erwägung gezogen. Was nur dem Gelehrten gefallen konnte, empfiehlt der Mann von Geſchmack, indem er es überſetzt; und da kömmt es denn nun oft, daß der unbeſtochene Leſer nicht mehr weiß, ob er ſeinem Geſchmacke trauen ſoll, wenn ihm Dinge als Produkte des griechiſchen Geiſtes und Witzes vorgelegt werden, in denen er nichts als die alltäglichſten Gedanken, oft nur die Anzeige der Beſtimmung einer Sache, der Beſchaffenheit eines Orts, auf eine ganz gemeine Weiſe ausgedrückt, finden kann. Sie wiſſen, mein Freund, daß ein großer, ja vielleicht der größte Theil der griechiſchen Epigrammen eigentliche Aufſchriften ſind. Daß ſie in Verſen abgefaßt ſind, daß der Ausdruck aus Dichtern entlehnt iſt, macht ſie noch nicht zu Gedichten;

und es läßt ſich alſo gar kein Grund einſehn, warum dieſe Art von Epigrammen, die an der Stelle, wo ſie ſtanden, ihre Beſtimmung vollkommen erfüllten, mit Mühe überſetzt, und der Leſewelt, für die ſie gar kein Intereſſe haben können, aufgetiſcht werden ſollen.

Setzen Sie hinzu, daß ihnen Hr. Voß die Anmuth des Ausdrucks, welche den meiſten unter ihnen eigenthümlich iſt, in ſeiner Ueberſetzung faſt ganz entriſſen hat. Mir ſcheint er ihnen ſchon dadurch einen fremden Ton gegeben zu haben, daß er die Versart des Originals beybehielt. Der griechiſche Hexameter ſchließt ſich ſo leicht und zwanglos an jeden Gegenſtand an; (denn er iſt beynahe ſo alt als die griechiſche Dichtkunſt ſelbſt, und die poetiſche Sprache hat ſich durch ihn und mit ihm ausgebildet) der deutſche Hexameter hingegen iſt immer ſtolz, feyerlich und für die leichte Poeſie faſt ganz unbrauchbar. Der Pentameter iſt unſrer Sprache noch weit weniger angemeſſen; und, bey aller Mühe, die ſich einzelne Dichter geben mögen, ihn wohlklingend zu machen, wird ſich die Sprache doch vielleicht nie an ihn gewöhnen können. Hrn. Voß iſt er niemals geglückt. Sie werden aus einigen Proben ſehen, wie ſteif, undeutſch und holpricht die Ueberſetzung dieſer Epigrammen blos darum gerathen iſt, weil ſich der Ueberſetzer an das Metrum des Originals hielt.

Ich finde gleich auf den erſten Blättern ein Epigramm auf die Cypris am Meer, welches der Anyte zugeſchrieben wird. (Anthol. Wechel. p. 81.

p. 81.). Der Inhalt deſſelben iſt ganz unbedeutend.

> Dieſer Ort iſt der Kypris geheiliget; denn es gefiel ihr,
> Stets zu ſchaun vom Geſtad' über das ſchimmernde Meer:
> Daß erwünſcht ſey die Fahrt dem Schiffenden, und das Gewäſſer
> Ehrfurchtsvoll anſtaun' ihre verklärte Geſtalt.

Dieſe Ueberſetzung drückt den Sinn des Originals weder richtig noch zierlich aus. Die Worte: Daß erwünſcht ſey die Fahrt, ſagen nur halb, was die Dichterinn ſagte, das Bildnis ſtehe da, um den Schiffern eine günſtige Fahrt zu verleihn; indem nämlich, daß das Meer, aus Ehrfurcht gegen das Bild der Göttinn, ſeine Wellen beruhige, und die Schiffe ſanft und ohne Schaden an den beſtimmten Ort trage. Es dürfte ſchwer ſeyn, dieſen Zuſammenhang der Gedanken in Hrn. V. Ueberſetzung aufzuſpüren. Aber zuverläßig werden Sie nicht wiſſen, was Sie ſich unter der verklärten Geſtalt der Venus denken ſollen. Das Original hat λιπαρὸν ξόανον, alſo ein ſchönes, herrliches Bildniß. Und ſo etwas würde auch Hr. V. ganz gewiß geſetzt haben, wenn es ihm der Zwang des Sylbenmaaßes verſtattet hätte. Aber leider! iſt der Einfluß dieſes Zwanges auf Wahl und Ordnung der Worte nur allzu ſichtbar. Und doch in dieſem Gedichte nicht ſo ſehr, als in folgender Grabſchrift eines Jünglings:

man erſt in dem dritten Verſe erfährt, daß es das Grab iſt, welches redend eingeführt wird, da im Anfange von ihm als von einer dritten Sache geredet zu werden ſcheint. Dieſer Fehler des Ganzen wird noch durch einzelne Fehler vermehrt. Dem Weib und den Kindern iſt undeutſch. Denn (im 3ten Vers) iſt, ſo nakt wie es hier ſteht, nach dem vorausgeſchickten Wunſche die unrichtige Partikel. Man erwartet: Wenn es aber doch ſeyn muß. Endlich iſt berg' ich nicht der rechte Modus, und giebt hier gar keinen oder einen ganz falſchen Sinn. Der Ueberſetzer ſchreibt dem Grabe eine Divinationskraft zu, indem er es ſagen läßt: „Wenn aber doch endlich jemand aus der Familie „ſtirbt, ſo wird es der Aelteſte von allen ſeyn.“ Die Natur kehrt die Ordnung bisweilen um! und der Grieche hat daher weislich den Optativus (δεξαιμην) geſetzt.

Ich habe mich ſchon zu lange bey den Ueberſetzungen dieſes Dichters aufgehalten, um Ihnen noch etwas von ſeinen eignen Werken mittheilen zu können. Glücklicherweiſe werden Sie dabey wenig verlieren. Denn das einzige Gute iſt ein Billet, das nur für den gut iſt, der die Veranlaſſung deſſelben und den ganzen Zuſammenhang der Sachen kennt. Jedem andern wird es ziemlich unſchmackhaft vorkommen.

Ich blättere weiter, und finde einige Gedichte vom Hrn. von Nikolay, demſelben, den Sie als einen glücklichen Nachahmer Arioſts und einen unſerer vortreflichſten philoſophiſchen Dichter kennen.

Nur wenige gute Köpfe haben ſich mit ſo vielem Glück in ſo verſchiedenen Gattungen verſucht, und allenthalben einen ſo feinen und richtigen Geſchmack, einen ſo tief dringenden und zu gleicher Zeit ſo gewandten und geſchmeidigen Geiſt gezeigt. Indeſſen haben mich unter allen ſeinen Arbeiten die philoſophiſchen Briefe immer am meiſten angezogen, und ich ſtimme ganz in das Urtheil eines vortreflichen Kunſtrichters ein, welcher *) ſie für die reifſten Arbeiten dieſes Dichters erklärt. „Sie enthalten,“ ſagt er, „die treflichſten Gemälde, die feinſten und glücklichſten Beobachtungen, eine ächte Philoſophie des Lebens, und dieß alles in einer Sprache, deren Nachdruck, Reiz und Anmuth den geiſtvollen Inhalt dieſer Briefe noch mehr erhöht, und ſelbſt ſolchen Leſern empfehlen muß, welche jener allein nicht ſtark genug an ſich ziehen würde.“ Dieſes Urtheil wird von neuem durch einen Brief über die Dichtkunſt, ihren Werth und Eigenthümlichkeit beſtätigt, welcher dieſem Almanach einverleibt iſt. Er enthält die richtigſten Grundſätze in einer edeln und poetiſchen Sprache. Das Bekannte iſt wenigſtens von einer neuen Seite gezeigt. — Eine Anekdote von Pindar führt den Dichter auf eine Vergleichung der redenden und bildenden Künſte. Er fängt mit den ſinnlichſten an, und geht dann auf diejenigen fort, welche nur durch Zeichen ſchildern. Die Vergleichung der Bildhauerkunſt eröffnet er mit folgender vortreflichen Bemerkung:

---

*) N. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſch. XXVII. S. 292.

Je ſinnlicher das Werk, je enger iſt das Feld
Der Kunſt. Der harte Meißel ſtellt
Sein Urbild in der ganzen Dichte,
Von allen Seiten, dem Geſichte,
Dem Taſten dar. Auch wird ſein Marmor nur
Zur abgeſonderten, einfärbigen Figur.
Der feinre Maler ſtößt den gröbern Sinn zurücke;
Sein Bild erſcheint allein dem Blicke.
Wie ſehr erweitert ſich ſogleich
Durch den Verluſt des Pinſels Reich!
Er häuft die Bilder, zeigt der Handlung ganze Scene,
Belebt ſie durch der Farben Schöne,
Schafft Erde, Luft und Meer; vor dem getäuſchten Blick
Tritt meilenweit der blaſſe Berg zurück.

Die Dichtkunſt hat in Rückſicht auf die Menge ihrer Objekte das weiteſte Feld.

Nicht Zeit, nicht Ort
Hemmt ihres Pinſels Macht; durch Länder und durch Jahre
Reißt mich ihr ſüßer Zauber fort.

Aber dafür iſt auch der Eindruck, den ſie auf das Gemüth macht, weit ſtärker, als der Eindruck jeder andern Kunſt. Bey jenen denken wir mehr an den Meiſter als an das Werk; bey dem Dichter machen wir uns die Geſinnungen und Empfindungen, die er darſtellt, ſelbſt zu eigen. Oft vereinigt ſich mit ihr die Muſik, deren unbeſtimmter Ausdruck durch die Poeſie Beſtimmtheit erhält.

— — Die

Der künſtliche Zwang des Reims iſt kein Grund, ihn zu verbannen; denn alle Schöpfungen des Geiſtes verlangen Kunſt in der Darſtellung. Derjenige, deſſen Geiſt ſchöne Geſtalten mit leichter Mühe empfängt und producirt, iſt ein maleriſches Genie; aber ein Maler wird er nur erſt dann, wenn die mechaniſche Fertigkeit, das im Geiſt empfangene außer ſich darzuſtellen, dazu kömmt. Eben ſo macht die Leichtigkeit, große, ſchöne und edle Gedanken hervorzubringen, allein den Dichter nicht aus, wenn ihm die Gabe gefälliger Darſtellung verſagt iſt. Zu der letztern iſt auch mechaniſche Fertigkeit nothwendig.

Zwey Quellen hat des Pindus Spitze.
Die eine ſprudelt, füllt mit Hitze
Des Dichters hohe Bruſt, ſein trunkner Geiſt empfängt:
Ein Heer von Bildern, von Gedanken drängt
Sich in ſein ſchwangres Hirn, ein Chaos ſonder Helle.
Dann naht er ſich der kalten Quelle
Des Fleißes, ordnet, prüft und wählt,
Fügt, heitert auf, und feilt und zählt.
Wer nur aus jener trinkt, der raſ't in Fieberträumen;
Wer nur aus dieſer ſchöpft, der ſpielt mit leeren Reimen.
Wer beyde kennt und beyder Maaß verſteht,
Dem lacht Apoll, der iſt Poet.

Von demſelben Dichter finde ich (S. 21) eine kleine Erzählung, mit der ich weit weniger zufrieden bin. Ich will ſie Ihnen abſchreiben, und Ihnen dann ſagen, warum ich glaube, daß ſie nichts taugt.

Euridicen beweinte bang ihr Gatte,
Ein Zeichen, daß er ſie nur kurz beſeſſen hatte.
Zur Hölle ſteigt er bey lebend'gem Leib.
Wo ſucht man ſicherer ein Weib?
Der Wittwer geht, beginnt zu ſingen.
Denn: die Natur läßt ſich nicht zwingen.
Der geiz'ge Pluto ſpricht: Es ſey!
Die Narrheit ſchien ihm allzu neu.
Die Hölle lacht. Denn eine minder
Macht ihre Qual ſoviel gelinder.
Doch, Orpheus, wie ſollſt du im Gehn
Zurück nach deinem Weibe ſehn.
Er geht, er überlegt mit kühlerer Empfindung.
Noch iſt es Zeit. Er blickt, und freut ſich der Verſchwindung.

Was meynen Sie zu dieſer Erzählung? fehlt es ihr nicht gänzlich an Salz und an Intereſſe? Iſt nicht die Idee ſo alltäglich, ſo abgedroſchen? Wie oft iſt nicht die Geſchichte der Männer beſungen worden, die in der Unbeſonnenheit eine Schöne freyn, ihre Thorheit nach der Brautnacht bereuen, und nur allzuglücklich ſind, ihre theure Hälfte ſo geſchwind, als möglich, loszuwerden? Indeſſen ſcheint mir das Alltägliche des Inhalts bey weitem nicht der hauptſächlichſte Fehler dieſer Erzählung zu ſeyn. Launigter behandelt und hinlänglich motivirt, könnte dieſelbe Begebenheit immer noch mehreremale zum Vergnügen des Leſers erzählt werden.

Auch die kleinſte Erzählung darf nicht ohne Handlung, das heißt, ohne nothwendigen, innern Zuſammenhang ſeyn. Laſſen Sie uns ſehn, ob das gegenwärtige Gedicht dieſe Eigenſchaft hat. Orpheus ſteigt in die Hölle hinab, ſich ein Weib zu holen. Ob das, welches er eben verloren hat, oder ein anderes, bleibt ungewiß. Faſt ſollte man glauben, das letztere; denn der Grund dieſes Einfalls ſoll, dem Dichter zufolge, die Menge der Weiber geweſen ſeyn, die man in der Hölle zuſammenfindet. Hierbey giebt er zu verſtehen, daß er die meiſten Weiber für böſe halte, und wiederum, daß die Hölle der Wohnort der böſen Weiber ſey. Wie gerieth nun Orpheus auf den ſonderbaren Einfall, ſich gerade eine Frau in dem Reiche der böſen Frauen zu ſuchen? Wie er darauf gerieth? Das hat uns der Dichter freylich nicht geſagt; ſondern er glaubte ſich aus der Verlegenheit zu ziehn, indem er es kurz und gut eine Narrheit nennt. Sobald er an das Ziel ſeiner Reiſe kömmt, erräth Pluto, dem, als einem Gotte, wahrſcheinlich Allwiſſenheit zugeſchrieben wird, die Abſicht des Kommenden ſogleich, ohne daß Orpheus nöthig hat, ſein Verlangen an den Tag zu legen. Denn wenn es heißt: er ſingt, ſo kann dieß wohl ſchwerlich auf den Vortrag ſeines Willens bezogen werden, da der Dichter hinzuſetzt, Orpheus habe dieß aus einer Art von Naturtrieb, der dem Dichter eben ſo eigenthümlich ſey, als den Nachtigallen, folglich nicht aus einer beſtimmten Abſicht gethan. Pluto, um ſeine originale Narrheit, ich weiß nicht, ob zu beloh-

thiſon. Seine Verſe ſind von einer bezaubernden Leichtigkeit und bis zur Weichheit ſanft. Seine Sprache iſt ſchön und der Ausdruck gewählt. Wäre er in der Wahl ſeiner Gegenſtände und in der Darſtellung derſelben eben ſo glücklich, wären ſeine Ideen neu und anziehend, ſo würde ich keinen Augenblick Anſtand nehmen, ihn einen unſrer beſten lyriſchen Dichter zu nennen. Er ſcheint mir mehr maleriſches als poetiſches Talent zu beſitzen; und da ihm Schilderungen der Natur am beſten gelingen, ſo bringt er ſie allenthalben, oft bis zum Ueberdruß an. Seine meiſten Gedichte ſind ein Cento bunter Gemälde, welche zwar die Einbildungskraft beſchäfftigen, aber nur ſelten durch einen moraliſchen Zug, eine Reflexion für den Verſtand intereſſant gemacht werden. Sie wiſſen, daß ich mich niemals von der Meynung derjenigen Kunſtrichter habe überzeugen können, welche die Beſchreibung der lebloſen Natur für unpoetiſch halten, wenn ſie nicht auf irgend eine Wahrheit, irgend einen allgemeinen Satz hingeführt wird. Ich glaube allerdings, daß es dem Dichter vergönnt ſey, eine Sache zu beſchreiben, um ſie von einer neuen Seite darzuſtellen; daß eine ſolche Beſchreibung gar wohl für ſich beſtehen könne, und daß Gedichte dieſer Art zu der didaktiſchen Gattung gerechnet werden müſſen. Aber von dem lyriſchen Dichter erwartet man, wenn ich nicht irre, daß er uns den Geſichtspunkt angebe, aus welchem ihn die Gegenſtände der Natur, die er beſchreibt, gerührt haben. Nur dadurch, daß er uns in dieſen Geſichtsſichtspunkt ſtellt, werden ſich die einzelnen Theile ſeiner Beſchreibung zu Einem Ganzen vereinigen; und nur durch dieſe Einheit wird ſich die Rührung des lyriſchen Dichters von der Rührung des Malers unterſcheiden laſſen. Hr. Matthiſon ſcheint die letztere häufig mit der erſtern verwechſelt zu haben, und oft mit Worten darzuſtellen, wann er mit Farben hätte malen ſollen. Er betrachtet eine Landſchaft mit den Augen des Malers, und was ihn dann rührt, hält er ſogleich für einen Gegenſtand der Poeſie. Nicht anders als wenn er ſeine Landſchaft auf die Leinwand zu tragen hätte, zählt er die einzelnen Theile derſelben Stück für Stück auf; und ſchließt nicht eher, bis es alle Gegenſtände, welche ſeinen Geſichtskreis füllten, beſchrieben hat. Dieß kann unmöglich das Verfahren des wahren lyriſchen Dichters ſeyn. Die Gegenſtände der lebloſen Natur, ſo wie auch Handlungen und Begebenheiten, können nur inſofern lyriſcher Stoff werden, als ſie in der Seele des Dichters Empfindungen, (Sentiments) erregt haben, welche an Lebhaftigkeit die Vorſtellung des Gegenſtandes ſelbſt übertreffen müſſen. Beſchreibungen können daher niemals der Zweck des lyriſchen Dichters werden, ohnerachtet er dieſelben nicht verſchmäht, ſo oft die Darſtellung der erregten Empfindung ohne ſie unmöglich wird. So hat Hr. Matthiſon einmal ſelbſt die Beſchreibung ſehr glücklich benützt. So wenig neu der Gedanke in der Ode an Phädon (S. 78) iſt, ſo hat ſie doch das Verdienſt einer wahrhaft lyriſchen Wendung, und ſie würde vielleicht noch gewonnen haben, wenn die drey erſten Strophen, welche eine Beſchreibung des Winters enthalten, in Eine zuſammengezogen wären. Der Dichter hält ſich zu lange beym Eingang auf. Ich ſchreibe Ihnen die letzten Zeilen hierher, in denen der Ausdruck neu und ſchön iſt:

Phädon, aber wie, wenn ſein (des Frühlings) linder Odem,
Statt im Nachtigallbuſch und Blütenblätter
In die Gläſer zu wehn, auf unſrer Grüfte
Raſen ſie wehte?

Heute duftet der Becher, heute röthet
Uns die Glut der Geſundheit. Spende Salben,
Spende Blumen zum Kranz! Dem Herd' entlodre
Knatternd die Flamme.

Raſch im Fluge die Freud' umarmen, leiſe
Nur den Mund ihr berühren, wie die Biene
Nektarblumen berührt, o Freund, verſetzt uns
Unter die Götter.

Dieſem lieblichen Sänger möchte ich am liebſten einen Hrn. von Salis an die Seite ſetzen. Wenn ſein Versbau weniger zart iſt, ſo iſt dafür ſeine Imagination männlicher, und ſeine Malerey dem Geiſte der Poeſie angemeßner. An ſchönen Bildern iſt er nicht weniger reich als Matthiſon, an Innigkeit und Tiefe der Empfindung übertrift er ihn. Ich finde in dieſem Almanach ein Fiſcherlied von ihm, (S. 96) welches eines der ſchönſten Volkslieder iſt, die ich kenne. Es iſt voller Beſchreibungen; aber alle dieſe Beſchreibungen

Wenn dieſer Dichter ſich vor Sprachfehlern und Inkorrektheiten noch mehr in Acht nehmen wird, ſo kann er unter den lyriſchen Dichtern Deutſchlands eine ſehr ehrenvolle Stelle einnehmen. Und ich glaube nicht, daß ihm die Vermeidung jener Fehler ſo ſchwer fallen kann. In einer ſeiner Oden, Berenice überſchrieben, finde ich kaum einige Zeilen, welche die ſtrenge Kritik verändert zu ſehn wünſchen muß. Schade, daß ich Ihnen nicht das ganze Gedicht abſchreiben kann. Es hat eine ſo wahre Poeſie, ein ſo glänzendes Colorit, eine ſo ſchöne, wohlklingende Sprache! Hier ſind wenigſtens einige Strophen;

Holdſelige! Auf ſilberne Narziſſen
Weht rauſchend ihr Gewand;
Der bunte Klee ſtrebt ihren Saum zu küſſen,
Des Graſes Halm die Hand.

Ein Roſenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die ſtille Sehnſucht bleicht;
Ihr Auge ſchwimmt in ſchmachtendem Verlangen,
Von ſüßer Rührung feucht.

Wie aus des Munds halb aufgehauchter Blüthe
Ihr Aetherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht! u. ſ. w.

Ein anderer Dichter der leichtern Gattung iſt Hr. Overbeck, welcher aber mit den beyden vorhergehenden keine Vergleichung aushält. Er iſt Verfaſſer vieler kleinen Liedchen und Tändeleyen für Kinder und Erwachſene. Eine leichte Verſifi-

kation

fikation und eine gefällige Sprache iſt ihr ganzes Verdienſt; und ich vermiſſe in ihnen die wahre Dichterkraft, deren man ſelbſt bey der Verfertigung einer geiſtreichen Tändeley nicht entrathen kann. Denn hier und da eingeſtreute Blümchen und kleine Bilderchen machen doch gewiß den Dichter nicht aus, und ſelbſt der ſcherzende Verſifikateur braucht mehr als das. Ein einziges Gedicht, wie die **Einladung ins Conzert**, die er in dieſen Almanach hat einrücken laſſen, kann zugleich dazu dienen, Sie mit ſeiner Manier bekannt zu machen, und mein Urtheil zu beſtätigen. Er hat zu dieſer lyriſchen Epiſtel ein antikes Sylbenmaaß gewählt, wie mich dünkt, nicht zum Vortheil ſeines Werkes. Mich wenigſtens erinnern die Sylbenmaaße der Alten immer an ihre Manier; und dieſe Manier iſt auch da, wo ſie tändeln und ſcherzen, edel und einfach. Dieſe Einfachheit iſt in den meiſten Fällen mit der Wahrheit des Gedankens und Ausdrucks einerley; und unglücklicher Weiſe fehlen dieſe Eigenſchaften der Tändeley des Hrn. **Overbeck** ganz und gar. Sie mögen ſelbſt urtheilen, wenn ich Ihnen die einzelnen Theile derſelben vorlege.

Allerleichteſter Weſt, eilend auf Fittichen,
    Die kein blaſender Poſtmerkur
Einzuholen vermag, noch die geſchnäbelte
    Raubgaleeren des Mittelmeers;
Vom Getändel im Thal, flüchtiger Näſcher, komm,
    Jetzt berufen zu höherm Dienſt.

Der Gedanke, welchen der Dichter ausdrücken will, wird wahrſcheinlich dieſer ſeyn: Da mir die

Land- und Waſſerpoſt nicht ſchnell genug geht, ſo will ich einem Weſtwinde die Nachricht anvertraun, die ich meiner Freundinn mitzutheilen habe. Da ſich der Dichter den allerleichteſten Weſt zu ſeinem Dienſte auserwählt, und es ſich höchſt angelegen ſeyn läßt, die Schnelligkeit deſſelben mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern, ſo iſt man natürlicherweiſe zu der Erwartung berechtigt, daß ſein Auftrag äußerſt dringend, und die Nachricht, wenigſtens für den, der ſie giebt, und für den, der ſie empfängt, von großer Wichtigkeit ſeyn müſſe, wobey die gewöhnlichen Mittel viel zu langſam wirken würden. Aber nichts weniger als das. Denn wir werden ſehr bald erfahren, daß es nichts weiter iſt, als eine Einladung zum Conzert, das den Abend gegeben werden ſoll. Dieſe Einladung wird am frühen Morgen abgeſchickt; und es iſt alſo mit dieſer Eilfertigkeit ſo ernſtlich nicht gemeynt, als uns der Dichter bereden wollte. Freylich ſieht man nun auch nicht ein, warum dem Weſtwinde aufgetragen wird, was der erſte beſte Bediente eben ſo gut beſorgen konnte. Doch, ich irre mich; man ſieht recht wohl ein, daß es dem Dichter um eine Fictionem poeticam zu thun war, und daß es freylich ganz anders klingt, wenn man dem allerleichteſten Zephyr, als wenn man einem ſchwerfälligen Lakayen befiehlt. Aber finden Sie nicht, daß eine ſolche Fiction, die zu gar nichts führt, das armſeligſte Ding von der Welt iſt? daß ſie alle poetiſche Wahrheit zerſtört? — Doch laſſen Sie uns weiter leſen. Der Dichter hat den Zephyr zu einem

fortgetragen werde, dieß zu begreifen, iſt uns zu fein, zu delikat; ſo wie uns auch die ganze Perſonifikation des Weſtes, den ein Blick der Freundinn belohnt, etwas überſinnlich ſcheint. Was der Ausdruck, die **Roſe wecken** ſagen ſoll, hat mir vieles Nachſinnen gekoſtet, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich es noch nicht weiß. Die erſte und natürlichſte Idee war zwar, er bedeute, die Roſe hervorlocken, die Knoſpe entwickeln. Aber dieſe Erklärung wird ſogleich durch den Zuſatz widerlegt: **deren Reiz dich gefeſſelt hält.** Es muß alſo eine ſchon aufgebrochne, ſchon **geweckte** Roſe ſeyn, welche von dem Zephyr **geweckt werden ſoll.** — Wenn der Zephyr an den geneigten Mienen der Freundinn ſieht, daß er mit ſeinem Auftrag hervorrücken darf, ſo

Flüſtre dann vom Conzert, welches dem Abend harrt,
Manches ſüße Geſchwätz ihr zu!
Sprich der Töne Gewalt, welche den Orkus beugt,
Sprich des Manns der Euridice
Allzuglückliche Kunſt, hätt' er nur jetzo noch
Ha, dieß fühlende Herz beſiegt! u. ſ. w.

Der Dichter fährt fort, ſeinem Bothen Dinge aufzutragen, die ſchwerlich in ſeiner Macht ſtehen dürften zu erfüllen; und wenn er über den ganzen Auftrag unwillig wird, und ihn abſchüttelt, ſo hat es der Dichter bey ſich ſelbſt zu verantworten. Der Zephyr ſoll der Freundinn von der Schönheit eines Conzerts erzählen, welches erſt den Abend gegeben wird. Oder leiden dieſe Verſe vielleicht noch eine andre Erklärung? Verſuchen Sie Ihre Auslegungskunſt. Ich für meine Perſon finde für gut, hier abzubrechen, da ich mich aus den Labyrinthen der Ideen des Hrn. O. nicht weiter herauszuwickeln weiß. Vielleicht habe ich Ihnen auch ſchon allzuviel über ein ſo unbedeutendes Ding geſagt, das Hr. Overbeck gar nicht hätte machen, oder doch wenigſtens nicht hätte drucken laſſen ſollen.

Einen Hrn. Spalding kennen Sie als Verfaſſer einer lateiniſchen Ueberſetzung des Kleiſtiſchen Frühlings, welche er als ein ſehr junger Mann im Jahr 1783 drucken ließ. Als deutſcher Dichter hat er ſich erſt ſeit kurzem gezeigt. Oder, um mich richtiger auszudrücken, er hat gezeigt, daß er nicht zum Dichter gebohren ſey. Seine Gedichte zeichnen ſich weder durch Erfindung, noch durch neue oder glücklich gewendete Gedanken, noch auch durch das Colorit und die Sprache aus. Er ſcheint mehr geleſen als empfunden, mehr mit dem Gedächtniß gefaßt, als ſeinem Geiſte zu eigen gemacht zu haben. Sein Ausdruck iſt inkorrekt, oft geſucht und dunkel. Was kann mittelmäßiger ſeyn, als folgende Grabſchrift;

Gebildet war ſie ganz, an Seele wie am Leibe,
Zu ſtiller Zärtlichkeit, zum unverfälſchten Weibe.
Von ihrer heitern Stirn herunterlächelnd, ſprach
Ihr großes Auge nichts, als was im Herzen lag,
Und mütterlich gepflegt in ihrem Herzen ruhte,
Nichts, als der treue Wunſch für jedes Schön' und Gute.
Weh' uns, daß früh der Schmerz an ihren Kräften ſog,
Daß früh ihr duftend Haupt die holde Blume bog.

Sie finden hier keinen einzigen hervorſtechenden, intereſſanten Zug, ſondern nur eine Reihe von Prädikaten, die ſo allgemein, (und wir wollen hinzuſetzen, ſo unglücklich) ausgedrückt, unmöglich einige Wirkung hervorbringen können. Unter den zahlreichen Epigrammen der griechiſchen Anthologie, ähnlichen Inhalts, iſt vielleicht kein einziges, welches ſo kalt ließe, und ſo ganz von ſchönen und rührenden Zügen entblößt wäre. Ja, wäre nur wenigſtens der Ausdruck untadelhaft. Aber was ſoll es heißen, wenn Hr. Sp. ſagt: *Sie war an Seel und Leib zu ſtiller Zärtlichkeit gebildet?* Was ſoll ein *unverfälſchtes* Weib bedeuten? Wie kann das Auge *von der Stirne herunter* lächeln? Was iſt ein *treuer* Wunſch? Und wie wenig iſt es geſagt, wenn der *Wunſch* für das Schöne und Gute in dem Herzen *ruht*! Vom Schmerz, der die Kräfte verzehrt, möchte *ſaugen* ein gar zu gelindes Prädikat ſeyn. Endlich ſagt das Bild, welches das Ganze ſchließt: „Daß früh ihr duftend Haupt die holde Blume bog" weniger als es ſagen ſoll. Der Tod wird dadurch gewiß nicht ausgedrückt, höchſtens die Krankheit. Und auch dieſe kaum. Wie viel Blumen biegen nicht ihr Haupt zur Zeit ihres größten Flors.

Ein Gedicht deſſelben Verfaſſers, am Hochzeittag ſeiner Freundinn, hat mehr rhetoriſchen als poetiſchen Geiſt. Es iſt nicht ganz ohne Verdienſt. Aber nur allzuſichtbar iſt das Beſtreben nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, mehr im Ausdruck als in den Gedanken. Dieſes hat an manchen Stel-

keine Feſſeln aufgehalten zu werden ſcheint. Wohin ſollen wir aber die dritte Zeile ziehn? Gehört das Relativum Wo zu Zwang oder Sprache, oder Saiten? Ich weiß es nicht. Denn Sie mögen es nehmen, wozu Sie wollen, ſo giebt es ohngefähr einen gleich guten, das heißt, um eigentlicher zu reden, gar keinen rechten Sinn. Auch in der zweyten Hälfte der Stanze iſt der Ausdruck nichts weniger als klar. Der Klang, welcher der ſtillen Luſt, die der Dichter empfindet, treu iſt, ſoll die Töne bedeuten, welche ſeinen Empfindungen entſprechen, ſie getreu ausdrücken. Er entlockt Empfindung, würde vielleicht richtig geſagt ſeyn, wenn kein beziehender Satz darauf folgte. So wie es hier iſt, fordert die Sprache durchaus die mehrfache Zahl. — Am beſten hat mir folgende Stanze gefallen:

Mit allen Gaben der Natur, die immer
Dich, ihre Lieblingstochter, treu bewacht,
Bereichert und geſchmückt, im Morgenſchimmer
Des Lebens, das in ſeiner Frühlingspracht
Von allen Seiten dir entgegen lacht,
Empfingſt du, was der Jugend raſches Feuer
Erquickend, was die Schönheit reizend macht,
Und was am ſchönſten auch bey dieſer Feyer
Dich ſchmückt; Beſcheidenheit gab dir den Zauberſchleyer.

Einer der liebenswürdigſten jungen Dichter, den ich nicht vergeſſen darf, Ihnen bekannt zu machen, iſt ein Schwede, der unter dem Namen Selmar ſchon vor einigen Jahren zwey Bändchen

Gedichte herausgegeben hat. Wenige Deutſche haben ihre Sprache ſo in ihrer Gewalt, als dieſer Ausländer. Die Leichtigkeit und Richtigkeit ſeines Ausdrucks verdient um deſto mehr Bewunderung, da er ſich eine Gattung gewählt hat, in der es ſo ſchwer iſt, die ſchmale Linie des Wahren und Schönen nicht zu überſchreiten; die Gattung, in welcher Jacobi und Göz gedichtet haben; welche mehr eine ſanfte, anmuthige Wärme, als eine lebhafte Begeiſterung verlangt, und eben deswegen, als ein Aushauch der zarteſten Empfindung, gar keine Unebenheiten und Rauhigkeiten verträgt. Wenn ſich dieſer junge Dichter, der ſchon ſo vortrefliche Probeſtücke geliefert hat, nicht durch die Leichtigkeit zu reimen verführen läßt; wenn er ſeine Gedichte noch gedankenreicher zu machen ſucht, und niemals vergißt, daß der blühendſte Ausdruck doch nur Bekleidung, nicht Körper, und folglich den Gedanken untergeordnet iſt, ſo wird er ſich gewiß einen ganz vorzüglichen Rang unter den deutſchen Dichtern erwerben. Unglücklicher Weiſe hab' ich die Sammlung ſeiner Gedichte nicht bey der Hand. Ich muß mich alſo begnügen, Ihnen eine kleine Epiſtel aus dem vor mir liegenden Muſenalmanach mitzutheilen, die bey weitem nicht ſein beſtes Stück iſt, aber Ihnen doch ſeine Manier kenntlich machen kann. Sie iſt an einen jungen Dichter gerichtet, der immer in Alexandrinern ſchrieb, und ſeine Werke doch zum Behuf der Damen in Duodez gedruckt wünſchte:

Freund, willſt du jenen Kranz erlangen,
Den lächelnd eine Schöne flicht,
Wenn dein harmoniſches Gedicht
Dem zärtlich kämpfenden Verlangen
Der jungen Bruſt nicht widerſpricht;
Ziehſt du die offne Roſenlaube
Des Bücherſchranks verſchloßnem Thor,
Und tiefgelahrtem Schulenſtaube
Der Toilette Puder vor;
Willſt du geleſen, nicht bewundert,
Geliebt, nicht juſt geprieſen, ſeyn,
Und nicht dem kommenden Jahrhundert
Alleine Fleiß und Kräfte weihn.
Willſt du den Beyfall ſchöner Seelen
Vor einem ſpäten Commentar,
Und einen Kuß, am Weihaltar
Der Grazien, vor Lorbeern wählen;
Willſt du das keimende Gefühl
Der Liebe junge Mädchen lehren,
Und am vertrauten Saitenſpiel
Dein Lied von Roſenlippen hören;
Willſt du mit feiner Schmeicheley
Und anmuthsvoller Tändeley,
Wie Dorat, Scherz und Laune würzen:
Dann eile, noch zur rechten Zeit,
Die Sehnſucht nach Unſterblichkeit
Und — deine Verſe abzukürzen.

Der Ton dieſes Gedichts erinnert mich an Jacobi, den Liebling der Grazien, wie man ihn vormals zu nennen pflegte. Er hat dieſen Almanach mit vier Gedichten beſchenkt. Eines davon, an S . . . Geburtstag, iſt vortreflich. Ein andres, welches

Wer iſt ein freyer Mann?
Der, feſt auf ſeinem Stande,
Auch ſelbſt vom Vaterlande
Den Undank dulden kann,
Der iſt ein freyer Mann.

Wer iſt ein freyer Mann?
Der, muß er Gut und Leben
Gleich für die Freyheit geben,
Doch nichts verlieren kann;
Der iſt ein freyer Mann.

Wer iſt ein freyer Mann?
Der bey des Todes Rufe
Keck auf des Grabes Stufe
Und rückwärts blicken kann;
Der iſt ein freyer Mann.

Die übrigen dieſem Almanach einverleibten Gedichte deſſelben Verfaſſers haben mir wenig Genüge gethan. Seine edeln Geſinnungen über Toleranz, Menſchenwürde und Religion ſchimmern zwar auch in dieſen Stücken; aber ſie ſind doch allein nicht hinreichend, ſie, bey dem Mangel anderer Eigenſchaften, zu Gedichten zu machen. Die Erzählungen haben kein Intereſſe, als das ſie von dem durchblickenden Charakter ihres Verfaſſers borgen. Eben ſo wenig haben die äſopiſchen Fabeln die erforderlichen Eigenſchaften. Wie kann eine Fabel eine überzeugende Kraft haben, wenn die Handlung in ihr kein nothwendiges Reſultat der Charaktere iſt? Dieſer Mangel an Nothwendigkeit herrſcht in vielen Fabeln dieſes Dichters, am häufigſten aber in ſeinen neuern. So erzählt er hier unter andern: „Ein Wolf ſagte zu dem Tiger: Du ſiehſt jenen fetten Stier, den ein Knabe weidet. Welchen von beyden würdeſt du dir zur Mahlzeit wählen? — Den Knaben, verſetzte der Tiger. — Du ſcherzeſt, war die Antwort: Der Knabe mit ſammt ſeinem Vater iſt nicht ſoviel werth, als dieſer Stier. — Aber die Zähren des Knaben! fiel der Tiger ein: dieſe würden mir Nektar und Ambroſia ſeyn.“ — Ich frage Sie, mein Freund, wo iſt hier die Zuſammenſtimmung zwiſchen den Handlungen und dem Charakter der handelnden Weſen? Warum wirft der Wolf die Frage über den Vorzug des Knaben oder des Stieres auf, der doch bey ihm ſo wenig zweifelhaft iſt, daß ihm die Frage, nach dem Erſtaunen zu urtheilen, das er bey der Antwort des Tigers zeigt, gar nicht hätte einfallen können? Die Sache wird um deſto unwahrſcheinlicher, da es blos bey der Spekulation bleibt. Ein wahrer Wolf und ein wahrer Tiger hätten ſich in die Beute getheilt, ohne ſich bey der Unterſuchung aufzuhalten, ob der Stier oder der Knabe beſſer ſchmecke. — Zweytens aber möchte ich wohl wiſſen, ob der Grund, aus welchem der Tiger für den Knaben entſcheidet, ſeinem Charakter, ob er überhaupt dem Charakter irgend eines Thieres angemeſſen ſey? Wenn der Fabuliſt vernunftloſen Weſen Gedanken leiht, ſo ſollen ſie der Art, wie jene Weſen ſich äußern, analog ſeyn. Ihre äußerliche Beſchaffenheit, ihre Art zu handeln darf auf keine andern moraliſchen Eigenſchaften führen, als die der Dichter ihnen beygelegt hat; und niemand darf zweifeln, daß dieſe Thiere, wenn die Natur ihre Zunge gelöſt hätte, ſich gerade ſo ausgedrückt haben würden, als der Dichter ſie reden läßt. Der Tiger iſt blutdürſtig, räuberiſch, liſtig. Heißt dieß eben ſo viel als daß er nur darum morde, weil er ſich an den Qualen des gemordeten Geſchöpfes erfreut? Und warum ſoll dieſes dem Tiger eher zukommen, als dem Wolf?

Ich frage weiter? Geſetzt auch, daß die Handlung wahrſcheinlicher wäre, würde ſie darum den Satz beweiſen, den Hr. Pfeffel daraus herleiten will?

Wer Böſes thut, um Vortheil zu erjagen,
Folgt knechtiſch dem gemeinen Hang;
Wer Böſes thut, aus bloßer Luſt zu plagen,
Der buhlt mit Satan um den Tanz.

Dieſer Satz leuchtet dem Gefühl eines jeden ein, der ihn verſteht; aber durch die Fabel nicht beſſer, als wenn ihn der Dichter nakt hingeſetzt hätte. Wir ſehen in derſelben ein Thier, welches aus Eigennutz, ein anderes, welches aus Luſt mordet. Die Frage, welches von beyden das ſchlimmere ſey, bleibt einzig und allein der Entſcheidung der Vernunft überlaſſen. Sie wird durch die Erzählung nicht aufgelöſt, ja nicht einmal ihrer Auflöſung näher gebracht. Wollen Sie den Inhalt auf einen allgemeinen Satz reduziren, ſo wird er ſo heißen müſſen: Die Fabel lehrt, daß es Geſchöpfe

les darzuſtellen, was in ihm lodert und wogt. Doch ich ſchwäche die Gedanken dieſes jungen Helden. Hier ſind ſeine eignen Worte:

Biſt du's, ſo hemme nichts, was in dir wogt
und lodert,
Stell's dar und wandle frey auf nie betretner
Spur.

So ſollte es alſo in der That recht und erlaubt ſeyn, jede aufbrauſende Leidenſchaft, jedes ſtürmende unregelmäßige Gefühl in ſeiner ganzen Wahrheit darzuſtellen, und dieſe Darſtellung ſollte wirklich Poeſie ſeyn? Was iſt denn die Natur, deren treue, unverſchönerte Nachbildung dieſe Herren ſo lebhaft empfehlen? Iſt ſie etwas anders als der Eindruck, welchen die äußern Gegenſtände auf unſern Geiſt machen, ſo wie derſelbe durch die Kräfte unſers Geiſtes bereitet und gebildet wird? Was ſoll alſo die Regel heißen:

Durchforſche die Natur und meiſtere ſie nicht?

Was iſt die ungemeiſterte Natur? Iſt ſie etwas anders als rohe Sinnlichkeit, ſchwankende Urtheilskraft? Die Natur muß alſo allerdings gemeiſtert werden. Nicht inſoferne ſie etwas außer uns iſt, ſondern als ein Produkt unſrer Geiſteskräfte, welche zweckmäßige Uebung und Bildung, das heißt, Kunſt verlangen. Der Dichter wird mit der Anlage geboren, das Geiſtigſchöne vorzüglich zu fühlen. Aber dieſe Anlage iſt, wie alles was dem Menſchen angeboren iſt, einer großen Ausbildung fähig. Dieſe Ausbildung iſt es, auf die der Kunſtrichter dringt. Ein Ideal des Schönen begehrt kein Menſch dem andern aufzunöthigen. Aber mit Recht wird behauptet, daß ein ſolches Ideal in der Seele des Dichters entwickelt ſeyn müſſe, welcher ein ſchönes Werk, ein Werk von allgemeinem Intereſſe, aufſtellen will. Die Kunſt will und kann den Geſchmack nicht geben. Aber ſie kann ihn entwickeln, bilden und vervollkommnen. Ehe dieſes geſchehen iſt, dürfte es nicht leicht möglich ſeyn,

Der Dinge reines (ſchönes) Bild

aufzufaſſen; und wenn vollends von reiner Darſtellung dieſer Auffaſſungen die Rede iſt, ſo fällt es, meines Erachtens, ſogleich in die Augen, daß ſie ohne vorhergegangene Kunſt, ohne zweckmäßige Uebung der mechaniſchen Fertigkeiten ſo gut als unmöglich iſt. Wer zu mir ſagt: Durchſchaue die Natur; dann geh' und ſtelle ſie mit Worten dar, **ohne Kunſt**; der könnte mir eben ſo gut befehlen, eine ſchöne Geſtalt in Marmor nachzubilden, ohnerachtet ich nie einen Meiſel angerührt habe.

Die verachtete Kunſt hat ſich auf der Stelle an dem Verfaſſer dieſes Gedichts gerächt. Dieſe wenigen Zeilen ſind ein Chaos verwickelter Ideen, in einer unverſtändlichen, Tiefſinn affektirenden Sprache vorgetragen. Was mag er wohl mit folgenden zuſammengewürfelten Sätzen ſagen wollen, die er wie eine Pythia vom Dreyfuß herab verkündigt:

Doch wenn die Kunſt Vollendung fodert,
So gieb ſie auf! Die ziemt den Göttern nur.
Natur iſt Eins und Alles. Du erkenneſt
Die Himmliſche nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verſtand, daß du ihr Werk verſchönt
Im Werke deines Hirnes ſpiegeln könneſt.

Dieſer Verſchmäher der Kunſt weiß ſich nicht einmal richtig auszudrücken. Iſt auf nie betretner Spur wandeln, nicht wahrer Unſinn? und ſind nicht die Worte, mit denen das Gedicht ſchließt: Und wiſſe dann, er ſey's, nicht der ſey Dichter, der — ſtatt: Er ſey ein Dichter; nicht der, welcher — im höchſten Grade undeutſch?

Ich würde ſehr unrecht thun, wenn ich Sie aus dieſem übelgelungenen Werk, welches, allem Anſchein nach, eine beſondre Veranlaſſung gehabt hat, auf die Fähigkeiten des jungen Dichters, dem Hr. Bürger in einem ſehr ſchönen Sonnett die Unſterblichkeit verkündigt hat, ſchließen laſſen wollte. Hr. Schlegel hat in der That poetiſches Talent; aber, was Ihnen vielleicht ſonderbar vorkommen wird, er verdankt der Kunſt, die er verſchreyt, weit mehr, als der Natur, welcher er die ganze Schöpfung und Vollendung des Schönen allein zuſchreiben will. Er macht recht artige Verſe, und ſeine Sprache iſt nicht immer ſo dunkel und inkorrekt, als in dem eben angeführten Gedicht. Aber hervorſtechende Gedanken und originelle Wendungen dürfen Sie von ihm nicht erwarten. Er hat es verſucht, ſich Petrarchs Manier zu eigen zu machen,

ſorgfältigen Cultur. Keine Gattung der Poeſie kann der Hülfe der Kunſt weniger entbehren, als das Epigramm. In keinem Gedichte beleidigt eine matte, entbehrliche Zeile, ein uneigentlicher Ausdruck, eine durch den Zwang des Reims hervorgebrachte Wendung mehr, als hier. Oft hängt die ganze Wirkung von der Stellung der Worte ab, und der kleinſte Mißgriff kann alles verderben. Wenn der Verf. nach einiger Zeit eine ſtrenge Prüfung ſeiner Arbeit vornehmen will, ſo wird er hoffentlich von ſelbſt entdecken, worin der Grund liegt, warum mancher an ſich gute Einfall den Eindruck nicht macht, den er machen könnte, und ihm das geben oder nehmen, was ihm gegeben oder genommen werden muß. — Wahrſcheinlich danken es uns die Leſer mehr, wenn wir ihnen einige Proben von gelungenen ſtatt mißglückten Verſuchen vorlegen:

Miniſter.

Brav, meine Herrn! das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigſter Devotion!
Mein Gnädigſter wird in Perſon
Euch allerhuldreichſt noch beloben.
Denn — Weine, Speiſen aller Art!
Muſik! das Feuerwerk ſuperb gerathen!
Ihr thatet alles, was Ihr ſchuldig war't.

Bürgermeiſter des Städtchens.

Und ſind noch alles ſchuldig, was wir thaten.

Nachwelt.

Soll einen Autor das Gericht
Der Nachwelt kümmern? Nein!
Sie war noch nicht, und iſt noch nicht,
Und wird vielleicht nicht ſeyn.

Niger.

Niger.

Was man in London ſpricht, weiß Niger Wort
für Wort!
Kein Wunder, meine Herrn! er ließ die Ohren dort.

Hochzeitgeſtändniſſe.

Er.

Eins, Bräutchen, darf ich nicht verhehlen!
Oft pfleg' ich ohne Grund zu ſchmählen.

Sie.

An Gründen ſoll's bey mir nicht fehlen.

Geſpräch über Roſalinden.

»Warum ſo tiefbetrübt?« —
Ach, Bruder! — Roſalinde! —
Sie haßt mich, wie die Sünde! —
»So biſt du ja geliebt.«

Bibax Naſe.

Ja, Phyſikern und Antiquaren
Muß Bibax Naſe ſchätzbar ſeyn,
Als Kunſtprodukt von achtzig Jahren
Und ſiebenhundert Eymern Wein.

Miniſters N. Erhörung.

»Miniſter wär' ich nun durch Schmeicheleyn und
Koſten!
Doch ach! Miniſter ſeyn fällt unſer Einem ſchwer.
O gieb mir, guter Gott, Verſtand zu dieſem Poſten!«
Da gab der gute Gott ihm einen Sekretär.

Junker Veits Rache.

Die Meſſieurs wiſſen nicht zu leben,
Nie, nie mich laden! — Aber ich
Will auch — der Teufel hohle mich! —
Ein großes Traktament, den Herrn zum Poſſen geben;
Dabey ſoll niemand ſeyn, als ich!

Nöthige Wortverſetzung.

Ich ſchwanger? wer ſo afterreden mag?
»In vierzig Wochen kömmt die Unſchuld an den Tag. —«
Schön Julchen hatte ſich verſprochen:
In vierzig Tagen kam die Unſchuld in die Wochen.

Ueber Abſchriften von Tills Predigt.

Geſegnet iſt dein Hirtenſtab.
Dein Beyſpiel wirkt! Die guten Leute
Thun, was du geſtern thateſt, heute,
Und ſchreiben deine Predigt ab.

Grabſchrift.

Lies, Wandrer, eines Ehmanns Schmerzen!
Schön war mein Weib, und jung! — O blicke her:
Nun liegt ein Stein auf ihrem Herzen —
Auf meinem keiner mehr.

Buff an Fella.

Geſtern ſchwur ich unter tauſend Küſſen,
Im Genuſſe deiner Zärtlichkeit
Ewige Verſchwiegenheit —
Heute muß es der Chirurgus wiſſen!

Berlin: Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, May und Junius 1790, von George Forſter. Erſter Theil, bey Voß 1791. 500 S. 8. Dem Titel nach ſollte man blos eine ſogenannte maleriſche Reiſe, Beſchreibungen von Gegenden, Ausſichten, Naturprodukten erwarten, allein nur der kleinſte Theil des Buchs beſchäftigt ſich damit. Einen ungleich größern nehmen

chen Stoff zum Nachdenken finden. Wir ſchreiben ein paar Stellen ab: S. 154. „Schönheit „iſt nicht in Rubens Formen zu ſuchen: denn ſie „iſt die Tochter des Ebenmaaßes. Wären aber „ſeine Figuren auch richtig gezeichnet, ſo würde doch „ſchon allein ihre flämiſche Feiſtigkeit den Begriff „des Schönen verſcheuchen. Dieß iſt bey ihm, „wie es ſcheint, ein verderbter Geſchmack, weil „Italien ihn mit ſchönern Formen vertraut machen „konnte. Ich habe ſeine Fleiſchmaſſen als natür„lich rühmen gehört, allein ich finde ſie unausſprech„lich ekelhaft. Das hangende, erſchlaffte, lappi„ge Fleiſch, die Plumpheit aller Umriſſe und Glied„maßen, der gänzliche Mangel von allem, was „auf Anmuth oder Reize nur Anſpruch machen „darf — ich kann nicht ſagen, wie mich das un„willkührlich zwingt, die Augen wegzuwenden, um „einem widrigen Eindrucke zu entgehn. Unter „zehn Bewunderern von Rubens werden kaum „zwey oder drey den Anblick ſolcher Menſchen, wie „er ſie hier malte, in der Natur ohne Widerwillen „ertragen. Warum dulden ſie aber, oder bewun„dern wohl gar im Bilde, was lebend ſie anekeln „würde? Weil der Pinſel das Allzuſcheußliche „verwiſcht, weil den meiſten Menſchen nur an der „Nachahmung liegt, gleichviel was ihr Gegen„ſtand ſey; endlich weil wir den Schönheitsſinn „und den Geſchmack zu den ſeltenſten Göttergaben „zählen müſſen.“ Ueber Rubens Portraite. — S. 177. „Es iſt leichter, gemeine Natur zu ko„piren, als Seelenkräfte in der Natur ſichtbar zu

„machen; leichter durch groteske Züge dem Pöbel „zu gefallen, als nach dem muſterhaften Doryphorus den Kenner zu befriedigen; leichter endlich zu „erſchüttern und ſogar zu rühren, als den Forderungen des gebildeten Geiſtes, dem die grobgezeichneten, dramatiſchen Larven anekeln, und der „nach den zarten Schattirungen und Verſchmelzungen der Charaktere des geſellſchaftlichen Lebens „verlangt, völlig Genüge zu leiſten. Unſere Theaterdichter wiſſen dieß ſo gut, wie die Künſtler, „und eben darum ſpielt man die Stücke der höchſten dramatiſchen Kunſt vor leeren Häuſern, indeß die kläglichſten Erzeugniſſe des Plattſinns, ein „**Waltron**, eine **Lanaſſa** und andere ihres Gelichters, wenn ſie nur das Alltägliche anſchaulich „machen, den allgemeinſten Beyfall nie verfehlen.“ Ueber **Gerard Douw**, **Teniers**, **van der Werff**, **van Dyk** u. ſ. w. Ueber das Ideal; einige treffliche Bemerkungen. Z. B. S. 203. „Der Geſchmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders ſeine Ausſprüche „unpartheyiſch ſeyn ſollen, ſetzt in demjenigen, der „ihn beſitzt, das Vermögen voraus, zwiſchen dem „Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden andern Intereſſe, welches der Verſtand oder auch „die Begierde an einem ſchönen Gegenſtande nehmen können, zart und rein zu unterſcheiden. Die „Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, „iſt vom Reize unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht „iſt dieß der Grund, weshalb der höchſte Schwung,

„den die bildende Kunſt zur Erreichung des Ideals „ſich je gegeben hat, in den mythologiſchen Statuen der Alten zu ſuchen iſt; theils, weil ihr Gegenſtand hinausragte über den gewöhnlichen Stand „aller menſchlichen, wirklich exiſtirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerey — das abgerechnet, daß ſie das Materielle dem Gefühl und „dem Auge zugleich Preis giebt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünſtigt, indem ſie uns „durch keinen pathognomiſchen Eindruck unterbricht. „Es war eine glückliche Uebereinſtimmung der Kunſtideen mit dem Religionsſyſtem jener Völker, daß „man dieſe Muſter der übermenſchlichen Schönheit „und Vollkommenheit zu Gegenſtänden der Anbetung erhob, und ihnen dadurch neben ihrem äſthetiſchen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein „näher liegendes Intereſſe gab. Dieß verbunden „mit ſo vielen andern Begünſtigungen, womit Verfaſſung, Klima, Lebensart, und vor allem angeſtammter Reichthum der Organiſation, dem Griechen zu ſtatten kommen, wirkte kräftig und ohne „ein zweytes wetteiferndes Beyſpiel in der Geſchichte, zur Ausbildung des Geſchmacks, und zur „Erzeugung eines allgemeinen zarten Kunſt- und „Schönheitsſinnes, für welchen namentlich der „athenienſiſche Demos ſo berühmt geworden iſt. „Bey uns iſt der reine Kunſtgeſchmack, in Ermangelung alles deſſen, was ihn bilden, vervollkommnen und allgemein entwickeln konnte, nur auf we-

»gen.“ Mecheln. In der Johanneskirche ſind einige, aber ſehr verblichene Gemälde von Rubens. In der Kirche unſrer lieben Frauen von Hanswyk bewunderte Hr. F. die aus einem ungeheuren Baume geſchnitzte Kanzel, die den Fall der erſten Eltern im Paradieſe vorſtellt, und ein Werk von erſtaunlicher Anſtrengung iſt. Das Ganze hat ſehr viel Effekt. Die Bernhardinernonnen beſitzen ein Gemälde von van Thulden, das einen h. Bernhard vorſtellt, der ſich die Milch der Mutter Gottes aus ihren Brüſten in den offnen Mund regnen läßt! Brüſſel. In der Hauptkirche zu St. Gudula fand Hr. F. den ſchönſten Rubens, den er bis jetzt geſehen hatte, ein wunderthätiges Sakrament. Die Kirche des großen Beguinenhofes hat ein ſchönes Gemälde von Crayer, eine Kreuzigung Chriſti. Die Gemäldeſammlung des Banquiers Danhot hat vortrefliche Stücke.

Ebendaſelbſt: Ueber die Ehe. Dritte viel vermehrte Auflage, 1792. 426 S. 8. Mit 2 Kupfern. Recenſent, der dieſe trefliche Schrift — die er ohne Bedenken unter die beſten Werke unſrer Litteratur in dieſer Gattung ſetzt — in den erſten Ausgaben, mehr als einmal, mit dem größten Vergnügen geleſen hat, nahm dieſe neue Auflage gleichwohl mit nicht geringer Erwartung in die Hand. Er hofte ſie nicht blos vermehrt, er hofte ſie auch verbeſſert zu finden. Zwiſchen der zweyten und dieſer dritten Auflage waren ſechszehn Jahre verfloſſen. In dieſem Zeitraum, dachte er, muß ein ſo vortreflicher Kopf ohne Zweifel neue Bemerkungen gemacht, und mannichfaltige Veranlaſſung bekommen haben, ſeine Sätze zu berichtigen, und ſeine oft zu raſchen Urtheile mit reifern zu vertauſchen. Es thut ihm leid, daß er ſagen muß, wie wenig er in dieſer Erwartung befriedigt worden. Der Vorwurf eines Uebermaßes von Witz läßt ſich ſo wenig deutſchen Büchern machen, daß es ſcheinen möchte, es könne dieſe Eigenſchaft nicht unter die Fehler gerechnet werden. Rec. gehört zu den Perſonen, die leibliche und geiſtige Speiſen gern etwas ſtark gewürzt mögen; allein — zu viel iſt zu viel. Dazu kömmt, daß die Einfälle nicht immer friſch von der Quelle fließen, ſondern weithergeholt auf dem Wege oft etwas matt worden ſind. Auch zweifelt Rec. (ſo ein großer Freund des Witzes er iſt,) daß Witz und Laune in dieſer Materie, und zu dem Zwecke, den der Verf. für den ſeinigen ausgiebt, die beſten Dienſte thun, und das wirkſamſte Vehikel der Belehrung ſey. Der Zerſtörer des Irthums und des Vorurtheils braucht mit dem glücklichſten Erfolg die Waffe des Lächerlichen, nicht ſo der Prediger richtiger und ernſter Wahrheit. Sollte es wohl den beabſichtigten Eindruck hervorbringen, wenn der Verf. mit vielen Spaßen darzuthun bemüht iſt, daß die Verletzung der ehelichen Treue mehr als ein bloßer Spaß ſey, wofür ſie leider bey dem größern Theil der ſo genannten Welt von gutem Tone gilt? Neben den treflichſten Bemerkungen, die den feinſten Beobachtungsgeiſt verrathen, ſtehen andere, deren Ungrund zwar ſelbſtdenkenden und beobachtenden Leſern, nicht aber den übrigen, die dadurch leicht irre geführt werden können, einleuchtet, oder die wenigſtens viel zu unbeſtimmt ausgedrückt ſind. Viele derſelben finden wir in dieſer neuen Auflage faſt wörtlich, wie in den ältern. Noch immer dringt der Verf. auf frühe Ehen, ohne Rückſicht auf Stand, Umſtände und ſonſtige Verhältniſſe. Mit Vergnügen ſahen wir dagegen, daß er ſich gegen die harte Verordnung des neuen preußiſchen Geſetzbuches, die Hageſtolzen betreffend, erklärt. Nicht ſelten erſchleicht der Verf. durch ein bloßes Bild eine unrichtige Folgerung, und blendet durch Witz den unaufmerkſamen Leſer. Z. B. S. 35. „Die „Ehe iſt eine Laſt, und zu Uebernehmung einer „jeden Laſt muß man aufgemuntert, nicht aber „daran behindert werden.“ Richtig, die Ehe iſt eine Laſt, aber eine ſolche, die ſehr oft nur dann erſt als ſolche erkannt wird, wenn das Joch ſchon auf den Nacken drückt, und die man ſich vorher blos als ein leichtes Roſenband träumte. Und wenn nun der Nacken zu ſchwach iſt, das Joch zu tragen? Mehrere platte, weithergeholte und unverſtändliche Einfälle wünſchten wir hinweg. Z. B. S. 17. „Iſt es nicht Schade, daß das erſte Glas „vom Jünglinge — denn wie ſoll er es anders ma„chen? — einer Buhlſchweſter zugebracht wird, und „die Hefen für ein ehrliches Mädchen aufbehalten „werden? und wer kann es dieſem verdenken, „wenn es ſich zu ſeiner Zeit nach einer friſchen „Bouteille umſieht?“ Die Plattheit ungerechnet, welch ein grober Widerſpruch liegt hierin, mit

aber auch mehr nicht. Wir ſtreiten ihm nicht alles Talent zu dieſer Gattung ab, denn wir wiſſen, wie tief dieß oft verſteckt liegt, ſo viel aber wiſſen wir wohl, daß in dieſem Verſuch ſich wenig Spuren davon finden. Anlage und Ausführung verrathen durchaus den Anfänger. Die Verſe ſind rauh und holprich;

Göttinn der Liebe,
Holdn' Aphrodite —

In einem Gedichte für die Muſik! oder Enjambements, wie:

— Nur wen
Die Götter lieben, dem
Enthüllen ſie im Traum
Des Schickſals Schluß. Rede
Du Lieblinginn des Gottes, der
Den Traum dir ſandt, und was, u. ſ. w.

S. 15 ſagt Ariadne zum Apoll:

Du lenkſt die drohenden Menſchen
Und wirfſt ihren Willen
In der Meere Wüſten hinab!

Wer dieß verſteht, begreift auch wohl, wie der Hieb eines Schwertes die Unſterblichkeit ermorden kann! (S. 80) — S. 27 ſingt Theſeus;

Hier an dieſem vollen Buſen
Iſt die Freyſtatt aller Noth.

S. 37 prahlt Minos, wie ein Raſender;

Was kümmert mich des Gottes Zeichen? — —
— Was Minos will,
Erſchüttern ſelbſt allmächtige Götter nicht.

S. 111 thut Ariadne folgendes luſtige Gelübde:

Kehrt er als Sieger
Zurück in die Arme
Der fröhlichen Braut,
Dann weih ich dir Eros
Im prächtigen Tempel
Der göttlichen Mutter
Ein goldenes Bildniß,
Dem erſten der Knaben,
Die Theſeus, mein Gatte,
Mir ſchenkt, an Größe gleich.

Minos hatte ſeine Tochter einem fremden König zur Gattinn verſprochen. Als Theſeus, nach Erlegung des Minotaur, um Ariadnen anhält; verweigert ſie ihm Minos, weil er ſein Wort ſchon einem andern gegeben habe. Allein in dem Augenblick bringt ein Bote die erwünſchte Nachricht, daß König Thomar die Gefälligkeit gehabt, bey ſeiner Ueberfahrt nach Kreta zu ertrinken. Zum Beweis der Wahrheit iſt auch gleich der todte Körper, den die vorſichtigen Tritonen aufgefiſcht haben, bey der Hand. Theſeus erhält nun die jungfräuliche Wittwe. Sie gehen ab, und die Leiche folgt ihnen. — In der Zueignung an den Kronprinzen von Preußen ſagt der Verfaſſer:

Zürne dem kühnen Geber nicht,
Wenn unwerth deiner Hand
Ob mindrer Würze die Gabe iſt;
Schönre Früchte reifen dort,
Wo benedeiend der Sonne
Strahl ſich ſenkt, die täglich
Hinter deine Wimper untergeht.

Der Anhang über das dramatiſch-lyriſche Gedicht enthält lauter bekannte Dinge in einem üppig geſchmückten Vortrage.

Leipzig und Altona: Klopſtock: Er und über ihn, herausgegeben von C. F. Cramer. Vierter Theil, 1755. — Bey Kave, 1790. 424 S. 8. Es wäre immer eine Art von Verluſt geweſen, wenn dieſes Werk, wie es das Anſehn hatte, nicht fortgeſetzt worden wäre. So viel entbehrliches, nicht zur Sache dienliches, ſo viel ſeichtes und ſelbſtgefälliges Geſchwätz die Noten des Hrn. C. enthalten, ſo läßt ſich doch ohne Ungerechtigkeit nicht leugnen, daß ſich in ihnen auch manches Gute, manche brauchbare Bemerkung und Erläuterung findet, die ein künftiger, des Dichters würdiger Commentator vortreflich zu benutzen wiſſen wird. Dieſer Band enthält die Arbeiten des Dichters vom Jahr 1755. Die Abhandlungen von der heiligen Poeſie, der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaaßes im Deutſchen, und den 6ten, 7ten und 8ten Geſang des Meſſias. Die biographiſchen Nachrichten von K. ſind dießmal noch magerer, als gewöhnlich. In den Beylagen finden wir eine akademiſche Vorleſung über den Meſſias, in der Hr. C. mit ſehr vielen Worten ſehr wenig ſagt. In der Beylage 3 zeigen ſich die Eitelkeit und der Geiſt des Verf. in ihrem vollen Lichte. Hr. C. hatte ſich S. 65 dieſes Buchs einen ziemlich unartigen Ausfall auf **Wieland** erlaubt, weil er ihn im Verdacht eines entſetzlichen Stolzes hatte (Hr. C. hatte nämlich auf die W. zugeſchickte

daß das Innere dieſem vollkommen entſprechen ſollte. Der 1ſte und 2te Band enthält Scarrons Novellen, denen Hr. von Retzer eine kurze Biographie von Scarron vorgeſetzt hat. Der 3te und 4te Band enthält den **Momus** des **Leo Baptiſta Alberti**, und deſſen Leben von Hrn. Meißner; der 5te und 6te Band endlich den **Lazarillo de Tormes** von **Hurtado de Mendoza** und **Henrique de Luna**, nebſt einigen litterariſchen Notizen von Hrn. G. Leon. Ob jedesmal die Ueberſetzung auch von der Hand der genannten Herren iſt, wird weder bejaht noch verneint. So viel wiſſen wir, daß in allen dreyen der Styl oft ſehr ſteif, ſchleppend, und nicht von Auſtriacismen frey iſt. Z. B. „Er murrte, daß ſie auf dem Balcon erſchienen „wäre, obſchon ſie bey dem allgemeinen Jubel „der Stadt nothwendig für unartig und ſelbſt un„dankbar hätte gehalten werden müſſen, wenn „ſie es unterlaſſen hätte.“ —— „Das Geſtade „gewinnen“ (gagner le rivage); „das Unan„ſtändige der Stunde zeigte ihr klar, daß alle „Ehrfurcht gegen ſie in ihm erloſchen wäre.“ Es iſt von einem Liebhaber die Rede, der um Mitternacht ſeine Geliebte überraſcht. „Eine Treppe, „die über und über in Brunſt ſteht!“ — „Bis„her hatte man den König immer unempfindlich „und kalt gekannt;“ — „eng am Meere;“ — „er errieth an der Stelle (ſtatt auf der Stelle);“ „nur mehr ſo viel (ſtatt nur eben ſo viel);“ „der „König regte ſich nicht von ſeinem Standorte, und „wartete ungeduldig, daß Proſpero zurückkäme,

„als der eine von den zween Männern, welcher ins Haus getreten war, wieder heraus, und zum Könige hintrat ꝛc. —“ „H. hätte unmöglich ſo viel auf einmal beantworten können, und der Haufen ſchrie ſo mörderlich, daß er die Antwort nicht einmal würde haben verſtehen können.“ — „Anſtatt es dadurch beſſer zu machen, hatte er nun vollends alles verſchüttet.“ — Das war franzöſiſch-deutſch; nun auch etwas lateiniſch-deutſch: „Die Götter aber antworteten ihm, und ſagten zu ihrer Rechtfertigung nichts, als daß es hergebrachte Weiſe der Geſandten ſey, nur das auszurichten, weswegen ſie reiſten, und es wär' ihnen ſchon mühſam genug geweſen, Momus ein anderes Aufſehen zu geben, da er, wie es Verlaſſene zu thun pflegen, in ſeiner Einſamkeit voll Schmutz herumgewandelt wäre.“ Und zuletzt ein ſpaniſch-deutſcher Periode: „Zudem traten mir auch alle meine ehemaligen Beſchwerden und Drangſale wieder ins Gedächtniß, und vorzüglich blieb ich bey der Ahndung ſtille ſtehen, die ich ehedem gehabt hatte, als ich noch im Zweifel abwog, ob ich die Dienſte des Pfarrers verlaſſen ſollte, oder ob ich nicht vielmehr von meinem widrigen Verhängniß zu fürchten hätte, daß mir noch ein ärgerer Herr in den Weg kommen würde.“

Franzöſiſche Litteratur.

L'Hiſtoire univerſelle, comedie en vers en 2 actes, melée de vaudevilles et d'airs nouveaux. Par le Couſin Jacques. Paris chez l'Auteur. 1791. 8. Dieſes kleine Stück in einem ähnlichen Geſchmack geſchrieben, wie der Nicodême dans la Lune deſſelben Verf. hat faſt gleichen Beyfall und eine Menge Vorſtellungen erhalten. Eine gewiſſe Originalität und Laune herrſcht auch in der Anlage und Ausführung dieſes Stücks, ungleich mehr Moral und Philoſophie, die nur nicht immer klar, poetiſch und gut angebracht iſt, aber weniger Einheit der Handlung, und weniger ächtes komiſches Salz. Die Grundlage der Fabel iſt der uralte Gemeinort: niemand iſt mit ſeinem Schickſal zufrieden; jedermann beklagt ſich über ſein Loos. Die Scene iſt ein Gaſthaus an der Gränze des Reichs, dieß bringt zwar Bewegung in das Stück, allein Bewegung iſt darum noch nicht wahre dramatiſche Handlung. Schon beym Leſen hält es ſchwer, ſich nur einigermaßen eine Idee von dem Plan und Zweck der ſchwach genug verbundenen Scenen zu verſchaffen, wie vielmehr muß dieß bey der Vorſtellung der Fall ſeyn. Die ſo häufig eingewebten ſpitzfindigen Züge und metaphyſiſch dunkeln und trocknen Reflexionen dünken uns in einer komiſchen Oper ſo ſehr an der unrechten Stelle zu ſtehen, als ſo ſteife und weinerliche Verſe, wie z. B. folgende Arie, die an ein paar kleine Kinder gerichtet iſt:

Que le flambeau de la raiſon
Sur vous ne brille point encore.
D'un jour malheureux, c'eſt l'aurore:
Redoutez ſon premier rayon.

„Nun biſt du fertig, Sträußchen, und nur noch „ein wenig Myrthe fehlt dir“ u. ſ. w.

Paul et Virginie. Comedie en trois actes en proſe melée d'ariettes. Paris chez les libraires, qui vendent des nouveautés. 1791. 8. Der Stoff zu dieſem Stücke, das noch immer in Paris mit anhaltendem Beyfall geſpielt wird, iſt aus einer Erzählung im dritten Bande der Etudes de la Nature des Hrn. St. Pierre entlehnt, die in Frankreich ſo günſtig und in Deutſchland ſo ungünſtig aufgenommen worden. In einem der neuern Bände der Romanenbibliothek findet man dieſe Erzählung, die allerdings viel Rührendes und Anziehendes hat, überſetzt. Der Vf. des Schauſpiels fand es bey ſeiner Bearbeitung nöthig, beſonders den ſchrecklichen Ausgang zu mildern. Virginie kömmt nicht beym Schiffbruch um, ſondern wird gerettet. Der dramatiſche Dichter hat viel ſchöne Züge von dem Seinigen hinzugethan, und wenn ſeine Perſonen nicht immer ſo kunſtlos und natürlich ſprechen, als ſie ihrem Stand und ihrer Lage nach wohl ſollten, ſo iſt dieß ein Fehler, den er faſt mit allen, auch den beſten Dichtern ſeiner Nation theilt.

Oeuvres diverſes de Mme de Montanclos ci-devant Mme de Princen. T. I. 201 p. T. II. 218 p. 8. 1790. Grenoble. Der erſte Band enthält durchaus verſifizirte Stücke, kleine Gelegenheitsgedichte, Epiſteln, Fabeln, Erzählungen, Lieder, Madrigalle, Idyllen, von denen viele artig, keines aber vortreflich iſt. Eine ſeltne Erſcheinung iſt es, daß eine franzöſiſche Dame, und überdieß eine ci-devant, in ihren Verſen ſo viel, und faſt allein mit ihrem Manne zu thun hat. Faſt ſcheint es, als wölle die Zeit zurückkehren, wo man eheliche Zärtlichkeit und Treue als einen Gegenſtand der Achtung, nicht des Spottes, betrachtete. Ungleich intereſſanter iſt der zweyte Band, der verſchiedene zum Theil muſterhafte proſaiſche Aufſätze über Materien aus der Philoſophie des Lebens, und ein paar rührende Erzählungen enthält. Am wenigſten gelingt der Verf. die dramatiſche Gattung; zum Beweiß kann das kleine auf die Geburt des Dauphin verfertigte Schauſpiel: Le Choix des Fées par l'Amour et l'Hymen dienen, dem die Ehre der Vorſtellung wie billig abgeſchlagen ward.

Italien.

Dell' Influenza degli Arabi ſull' origine della poeſia etc. Roma 1791. 8. Der Verf. der bekannte St. Arteaga, behauptet in dieſer Abhandlung gegen den Ab. Tiraboſchi und den Ab. Andres, daß der Reim und die Metrik in den neuern Sprachen lange vorher in Europa eingeführt geweſen, ehe die Araber irgend einen Einfluß darauf hätten haben können. In einer folgenden Abhandlung verſpricht er darzuthun, daß ſie ihren erſten Urſprung den nordiſchen Eroberern, und hauptſächlich den Gothen, die ſich in Spanien niederließen, verdankten.

Scelta d'Epigrammi greci tradotti in verſi latini ed italiani. Edizione III. Firenze. 1790. 4to. Die erſte Ausgabe dieſer Sammlung erſchien

ſchien zu Livorno 1772. Die zweyte, mit zehn Epigrammen und einigen proſaiſchen Stücken vermehrte zu Peſcia 1781. Bey dieſer dritten beträgt die Vermehrung wiederum zehn Epigrammen, die mit Geſchmack gewählt und in beyde Sprachen übergetragen ſind. Der Verf. iſt ein edler Florentiner, Averardo de Medicis. Wir geben zur Probe ein Sinngedicht des Callimachus auf die Berenize:

Τέσσαρες αἱ Χάριτες. ποτὶ γὰρ μία ταῖς τρισὶ κείναις
Ἄρτι ποτ' ἐπλάσθη, κἦτι μύροισι νοτεῖ,
Εὐαίων ἐν πᾶσιν ἀρίζηλος Βερενίκα,
Ἇς ἄτερ οὐδ' αὐταὶ ταὶ χάριτες χάριτες.

Nuper acidaliis Charis eſt nova juncta puellis,
Plurima cui roſeo balſama ab ore fluunt,
Invidiae ah! nimium Berenice obnoxia, pulchrae
Qua ſine non ipſae ſunt Charites Charites.

Tre più non ſon le belle
Acidalie ſorelle;
La quarta Grazia è ornata,
E a la compagna è data.
Sei quella o Berenice,
Da tutte invidiata, e appien felice!
Han da te ſola di beltade il dono
Le Grazie, e ſenza te Grazie non ſono.

zed by Google

VII.

Vergleichung des Baumgartenſchen und Kantiſchen Begriffs der Schönheit.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Grund ſeyn, wenn ſich die ſchönen Künſte beklagen, daß ſie von unſern Theorien noch zu wenig unterſtützt werden; daß die Regeln der letztern zu allgemein, zu abſtrakt, zu wenig anwendbar, und daß Fingerzeige, dergleichen die wohlthätige Hand ihrer Leßinge, Mendelsſohne, Engel, gegeben hat, leider! eben ſo ſelten ſeyen, als ſie das einzige ſind, was die Kunſt von der Wiſſenſchaft erwartet. Dieſe ſpeciellern Anleitungen werden freylich um ſo eher möglich ſeyn, und um ſo beſſer gelingen, je beſſer es mit der allgemeinen Theorie, oder (welches in dieſem Falle auf eins hinauskommt) mit der Kritik des Geſchmacks beſtellt iſt. Dieſe enthält die Principien und Gründe, worauf die ſpeciellern Regeln der ſchönen Kunſtwerke beruhen. Die letztern können alſo aus jenen, wofern dieſe ſelbſt beſtimmt angegeben ſind, leichter abgeleitet werden. Ein beſonders nachtheiliger Umſtand hierbey iſt der, daß ein großer Theil unſrer Geſchmackstheorien zu viel auf das Subjektive kalkulirt iſt. Ich will ſagen: man beſchäftigt ſich mehr mit der Unterſuchung, was für Veränderungen und Beſtimmungen bey dem Genuſſe des Schönen in dem Gemüthszuſtande wirklich ſind, und von dem Kunſtwerke hervorgebracht werden ſollen, als mit der Aufſuchung der speciellen Beſtimmungen, die das Objekt einer gegebenen Art haben muß, wenn es ſchön ſeyn, und jenen Eindruck auf das Gemüth machen ſoll. Das letztere aber iſt es allein, was der Künſtler wiſſen will. Was kann es ihm helfen, ihm zu ſagen, was er wirken ſolle, wenn er nicht erfährt, wie er es wirken könne? Das wäre nicht beſſer, als wenn ein Arzt weiter nichts wüßte, als daß es bey einem Kranken darauf ankomme, ihn geſund zu machen, ohne im mindeſten die Mittel dazu zu kennen.

Dieſer Schwierigkeit nun iſt durch die neuſte Kritik des Geſchmacks, die Kantiſche, keinesweges abgeholfen; ſie iſt vielmehr dadurch vermehrt. Denn durch dieſe Theorie iſt die Unterſuchung völlig auf das bloß Subjektive gelenkt. Hierin nämlich beſteht eben der weſentliche Unterſchied der Baumgartenſchen und Kantiſchen Kritik des Geſchmacks, daß die erſtere die objektiven Gründe, die das Geſchmacksurtheil beſtimmen, aufſucht, die letztere hingegen die ſubjektiven. Baumgarten ſucht anzugeben: was in dem Objekte ſeyn müſſe, wenn es für ſchön erklärt werden ſoll; Kant: was in dem vorſtellenden Subjekte ſey, in ſofern es einen Gegenſtand als ſchön beurtheilt.

Da nun die objektiven Gründe, die das Geſchmacksurtheil beſtimmen, mit den ſubjektiven, wofern beyde richtig angegeben ſind, zuſammen treffen müſſen; ſo folgt aus jener weſentlichen Verſchiedenheit beyder Syſteme keinesweges, daß ſie einander entgegengeſetzt ſeyn müſſen. Auch ſind

Begriffe des Verſtandes) gefällt. (Kr. d. U. S. 113). Wenn ein ſolches Wohlgefallen an einem Gegenſtande möglich ſeyn ſoll; ſo muß er von der Art ſeyn, daß die bloße Perception der Form deſſelben mit Luſt verbunden iſt (Einl. XLII. ꝛc.); und wenn dieſer Fall eintritt, ſo iſt das, da die Luſt gar kein objektives Prädikat des Gegenſtandes vorſtellt, bloß ein Verhältniß des Gegenſtandes zu unſern Seelenkräften, eine Angemeſſenheit, die der Vorſtellung deſſelben zu den letztern zukömmt. Dieſe Angemeſſenheit beſtehet darin, daß durch jene Vorſtellung die Einbildungskraft, als anſchauendes Vermögen, mit dem Verſtande, als dem Vermögen der Begriffe, unabſichtlich in Einſtimmung geſetzt wird. Alſo, ſofern ein Gegenſtand ſchön iſt, bringt die Vorſtellung davon eine einſtimmige Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verſtandes hervor; der Einbildungkraft, durch das Mannichfaltige, welches aufzufaſſen und zuſammenzuſetzen das Geſchäft dieſes Vermögens iſt; des Verſtandes, durch die Einheit eines Begriffs, wodurch dieſer die Vorſtellungen vereinigt. Die Vorſtellung des Schönen erzeugt alſo ein lebendiges Spiel der Erkenntnißkräfte; welches jedoch ein freyes Spiel iſt, da die Einbildungskraft durch keinen beſtimmten Begriff vom Objekte (als welcher gar nicht nöthig iſt, um daſſelbe ſchön zu finden) auf eine beſondere Regel der Zuſammenſetzung des Mannichfaltigen eingeſchränkt wird. In dem Gefühle dieſes freyen Spiels der Vorſtellungskräfte beſteht nun eben der Gemüthszuſtand bey der Vorſtellung

ſtellung eines ſchönen Gegenſtandes. (Kr. d. U. S. 28, 29 u. a. Einl. S. 42 u. a.)

Nach dem Baumgartenſchen Syſteme beſteht die Schönheit in der Vollkommenheit, ſofern ſie Erſcheinung iſt, alſo, ſofern ſie ſinnlich und anſchaulich vorgeſtellt werden kann. (Met. §. 488.) Die anſchauliche Vorſtellung der Vollkommenheit aber macht Vergnügen; und das Vergnügen beſteht in dem Gefühle einer angemeſſenen Thätigkeit unſrer Kräfte.

Beyde Syſteme kommen alſo darin überein, daß durch die Vorſtellung des Schönen unſre Kräfte in eine angemeſſne Thätigkeit geſetzt werden, und daß wir an dieſem harmoniſchen Spiele derſelben Wohlgefallen und Luſt empfinden. Der Unterſchied beyder Theorien aber beſteht darin, daß die Kantiſche näher beſtimmt, welche Kräfte das ſeyn, die bey der Vorſtellung des Schönen ins Spiel geſetzt werden. Dieß hat Baumgarten nicht ausdrücklich angegeben; er erfordert bloß im Allgemeinen eine angemeſſene Beſchäftigung unſerer Kräfte. Hr. Kant ſetzt hinzu: nämlich derjenigen Kräfte, die bey der reflektirenden Urtheilskraft thätig ſind; oder die zu einer Erkenntniß überhaupt gehören, d. i. der Einbildungskraft und des Verſtandes. Hr. Kant iſt alſo einen Schritt weiter gegangen, wiewohl einige ſchon vor ihm den nämlichen Schritt, wenigſtens zur Hälfte, auch gethan haben.

Der unſterbliche Mendelsſohn hat gezeigt: die eigentliche Schönheit eines Gegenſtandes charakteriſire ſich dadurch, daß die bloße Vorſtellung deſſelhen mit Wohlgefallen begleitet ſey. Wenn das aber iſt, ſo wird das Wohlgefallen, das uns das Schöne gewährt, an der Thätigkeit empfunden, worin die Erkenntnißvermögen, die bey einem Geſchmacksurtheile im Spiele ſind, geſetzt werden. Denn widrigenfalls, wenn ein Wohlgefallen an der Thätigkeit einer andern Kraft empfunden würde; ſo wäre das kein Wohlgefallen, was die bloße Vorſtellung des Objekts begleitete.

Hr. Kant will ferner, daß die Luſt an einem ſchönen Gegenſtande mit der Perception der Form deſſelben verbunden ſey. Denn die Materie des Objekts kann zwar auch gefallen; aber ſie gefällt vermittelſt eines Eindrucks auf die Sinne. Das Gefallende von dieſer Art heißt bloß angenehm und iſt vom Schönen augenſcheinlich unterſchieden. Denn es kann etwas ſogar einſtimmig für häßlich erklärt werden und doch angenehm ſeyn; wie z. B. ein bunt zuſammengeflicktes und ſchmutziges Kleid für den, der ſich gegen den Froſt damit ſchützt. Das ſtreitet nicht gegen das Baumgartenſche Syſtem. Nach ihm liegt die Schönheit in der Vollkommenheit; und dieſe iſt eine Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen zu Einem. Alſo nicht das Mannichfaltige für ſich betrachtet, nicht das Materielle des Gegenſtandes, ſondern die Zuſammenſtimmung des erſtern, alſo die Form des Objekts, macht die Schönheit aus. Das Wohlgefallen folglich, was uns das Schöne gewährt, iſt eine Luſt, die wir an der Perception der Form des Objektes empfinden. Dieſe für die Kritik des Geſchmackes

Farbe gezeichnet wären. Schönheit alſo liegt in der **Zuſammenſtimmung** des Mannichfaltigen im Objekte; das Wohlgefallen, was uns daſſelbe gewährt, iſt eine Luſt, die wir an der Perception der **Form** deſſelben empfinden.

Wie aber geht es zu, daß die bloße Perception der Form, die bloße Auffaſſung des zuſammenſtimmenden Mannichfaltigen eines Gegenſtandes mit Luſt verbunden ſeyn kann? H. Kant antwortet: das freye Spiel, worin die Erkenntnißkräfte in einem Geſchmacksurtheile geſetzt werden, gewährt ein Lebensgefühl; und dieſes (als gemäß dem allgemeinen Naturtriebe der lebenden Weſen) eine Luſt. Es iſt überdem das Bedürfniß und die Abſicht des Verſtandes, das Mannichfaltige, was die Einbildungskraft darſtellt, unter eine Einheit zu bringen; ſo wie dieſes in einem Geſchmacksurtheile geſchieht. Die Erreichung jeder Abſicht aber iſt mit Luſt verbunden. Dieß alſo iſt die Art, wie das Wohlgefallen am Schönen entſteht.

Ganz nach Baumgartens Sinne. Er findet die Quelle alles Vergnügens (alſo auch deſſen, was wir am Schönen empfinden) in einer angemeſſenen d. i. ſolchen Thätigkeit unſrer Kräfte, die im höhern Grade bemerkbar, aber doch nicht ſo groß iſt, daß wir die Eingeſchränktheit unſrer Kraft dabey fühlen; eine Theorie, welche die vollgültige Empfehlung für ſich hat, daß ſie von der Erfahrung beſtätigt wird. Dieſe Quelle des Vergnügens wird bey dem Genuſſe des Schönen auf eine eigenthümliche Art eröffnet. Durch das Mannichfaltige im

Gegenſtande wird ein bemerkbares Spiel, eine größere Thätigkeit unſerer Seelenkräfte, und zwar derjenigen erweckt, die bey Beurtheilung des Schönen geſchäftig ſind, d. i. der Einbildungskraft und des Verſtandes. Dieſe Thätigkeit aber wird durch das Zuſammenſtimmen des Mannichfaltigen erleichtert; indem es dadurch möglich wird, das letztere leicht in eine Einheit zuſammenzufaſſen. Die hervorgebrachte Thätigkeit der Gemüthskräfte muß alſo eine angemeſſene Thätigkeit, und folglich das Gefühl davon, welches ein Lebensgefühl iſt, Vergnügen ſeyn.

Doch, um die Unterſuchung auf ſpeciellere Betrachtungen zu führen, iſt es nöthig, auf die vier logiſchen Functionen zurückzuſehen, die nach Hrn. Kants Meinung bey einem Geſchmacksurtheile, ſo wie bey jedem Urtheile überhaupt, vorkommen, und die Eigenthümlichkeiten zu erwägen, die, bey jeder dieſer Functionen, in dem erſtern angetroffen werden.

I. Die erſte Function, worauf in einem Geſchmacksurtheile Rückſicht genommen wird, iſt die der Qualität. Es fragt ſich alſo zuvörderſt: von welcher Qualität ein Urtheil über das Schöne jederzeit ſeyn müſſe? Die Beantwortung dieſer Frage giebt zugleich das Merkmal an, wodurch ſich das Schöne von den beyden andern Arten des Gefallens, von dem Guten und dem bloß Angenehmen, unterſcheidet.

Da das Angenehme dasjenige iſt, was durch einen Eindruck auf die Sinne gefällt, ein ſolcher

Eindruck aber nur durch etwas Wirkliches gemacht werden kann; ſo hängt das Wohlgefallen an dem Angenehmen von der Wirklichkeit deſſelben ab.

Bey dem (an ſich und mittelbar) Guten iſt es uns gleichfalls darum zu thun, daß daſſelbe wirklich ſey. Was wir als gut erkennen, das begehren wir und finden alſo in ſofern ein Gefallen an ſeiner Exiſtenz.

Ein Wohlgefallen an einem Gegenſtande aber, das die Vorſtellung der Exiſtenz deſſelben vorausſetzt, heißt in Hrn. Kants Sprache, ein Intereſſe. Das Wohlgefallen am Guten und Angenehmen iſt alſo intereſſirt; dahingegen das am Schönen von allem Intereſſe frey iſt. Denn um etwas ſchön zu finden, kann uns die Exiſtenz deſſelben nicht allein völlig gleichgültig ſeyn, ſondern wir können ſie ſogar mißbilligen. So können wir z. B. ſehr unzufrieden damit ſeyn, wenn ein Fürſt die Staatseinkünfte in der Pracht unnöthiger Gebäude verſchwendet; dieſe Palläſte aber nichts deſtoweniger für ſehr ſchön erkennen.

Der Charakter eines Geſchmacksurtheiles der Qualität nach iſt alſo, daß es ohne alles Intereſſe ſey; ein Charakter, der ihm auch in dem Baumgartenſchen Syſteme zugeſtanden wird. Dieß erhellet ſchon aus dem Obigen. Denn wenn, nach dieſem Syſteme, das Wohlgefallen am Schönen mit der bloßen Vorſtellung deſſelben verbunden iſt, mithin auf keinem Begehren des Gegenſtandes beruhet; ſo iſt es auch frey von allem Intereſſe. Noch mehr kann man ſich hievon überzeugen, wenn

als ſubjektiv nothwendig, gedacht; und beydes hängt mit einander genau zuſammen.

Wenn wir den Geſchmack einer Frucht, eines Getränkes, oder ſonſt etwas, angenehm nennen; ſo ſind wir es zufrieden, wenn andre das Gegentheil behaupten; und beſcheiden uns, zu ſagen: die Sache ſey für uns angenehm. Erkläre ich aber etwas für ſchön; ſo würde es lächerlich ſeyn, wenn ich dem Widerſpruche dadurch ausweichen wollte, daß ich ſagte: es ſey für mich ſchön. Vielmehr ſind wir geneigt, denen die das nicht ſchön finden, was wir dafür erklären, einen gebildeten Geſchmack abzuſprechen. Das Geſchmacksurtheil wird alſo für allgemeingültig gehalten; und das Schöne als Objekt eines nothwendigen Wohlgefallens betrachtet. Jedoch iſt dieſe Allgemeinheit und Nothwendigkeit keine objektive; ſondern bloß ſubjektiv. Denn ſonſt müßte das Wohlgefallen am Schönen auf einem Verſtandesbegriffe vom Gegenſtande beruhen und daraus abgeleitet werden; welches aber der Fall durchaus nicht iſt. Denn wir können ein Ding als ſchön mit Wohlgefallen betrachten, ohne im mindeſten einen Verſtandesbegriff davon zu haben; und werden im Gegentheil durch den deutlichſten Begriff nicht dahin gebracht, ein Objekt für ſchön zu erklären, wenn es uns nicht ſchon vorher gefiel. Wäre nun aber das Geſchmacksurtheil bloß empiriſch, würden wir bloß durch den Eindruck, den ein Objekt auf den innern oder äußern Sinn macht, beſtimmt, daſſelbe für ſchön zu erklären; ſo könnte das Urtheil überhaupt nicht für allgemeingültig und nothwendig gehalten werden. Es muß alſo auf Gründen a priori beruhen, die in dem urtheilenden Subjekte liegen.

Daß mit der Vorſtellung eines ſchönen Objektes Luſt verbunden ſey, iſt ein bloß empiriſches Urtheil; (indem dieſe Luſt nicht auf einem Begriffe von dem Gegenſtande beruht, dieſer vielmehr angeſchaut werden muß, um zu erfahren, ob die Vorſtellung von ihm Wohlgefallen erwecke, oder nicht?) Dieß alſo kann es nicht ſeyn, was im Geſchmacksurtheile für allgemein und nothwendig gehalten wird; es muß vielmehr das in demſelben ſeyn, wovon wir glauben, daß es ſich allgemein mittheilen laſſe, was folglich auf Gründen beruht, die wir bey jedermann vorausſetzen. Nun läßt ſich bloß Erkenntniß und was dazu gehört allgemein mittheilen. Beym Geſchmacksurtheile aber werden die Erkenntnißkräfte belebt, die Einbildungskraft wird in ein freyes, aber mit dem Verſtande einhelliges Spiel geſetzt. Es wird alſo eine Thätigkeit der Gemüthskräfte erweckt, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört. Die Erkenntnißkräfte aber ſetzen wir bey jedermann voraus; ſetzen alſo voraus, daß eine Thätigkeit derſelben, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört, bey jedermann möglich ſey; und da nun das Wohlgefallen am Schönen aus einer ſolchen Thätigkeit entſpringt; ſo wird geurtheilt, daß daſſelbe für jedermann gültig ſey; wir ſinnen es jedem an, daß er das Wohlgefallen, was uns ein ſchöner Gegenſtand macht, an der Vorſtellung deſſelben auch finden ſolle.

Was alſo in einem Geſchmacksurtheile eigentlich a priori für nothwendig ausgegeben wird, iſt nicht die Behauptung: daß die Vorſtellung des Objekts mit Wohlgefallen verbunden ſey; ſondern: daß ſich dieſes Wohlgefallen allgemein mittheilen laſſe, daß es bey jedem müſſe ſtatt finden können, indem es auf etwas beruhe, das bey jedermann angetroffen wird.

Zum Behuſe dieſer Wahrheiten zeigt Hr. Kant noch: daß im Geſchmacksurtheile nicht das Gefühl der Luſt vor der Beurtheilung des Gegenſtandes, ſondern dieſe vor jener voraufgehe. Denn wäre das erſtere; ſo hinge das Urtheil von etwas bloß empiriſchem ab, und könnte alſo gar keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit haben. Vielmehr entſpringt die Luſt erſt aus der Beurtheilung des Gegenſtandes, aus dem dadurch erregten Spiele der Gemüthskräfte, auf die bereits angezeigte Art.

Was ſagt nun zu dem allen das Baumgarten'ſche Syſtem? Unter einer einzigen Einſchränkung hat es dagegen nichts einzuwenden. Baumgarten erkannte für den Geſchmack Geſetze a priori (Aeſth. §. 70. 73). Die wahren Geſchmacksurtheile alſo müſſen, nach ihm, allgemein und nothwendig ſeyn; denn das ſind alle Urtheile, die auf Geſetzen a priori beruhen, und ihnen gemäß gefällt werden. Da es überdem, nach dem Obigen, ſeinem Syſteme gemäß iſt, daß das Wohlgefallen am Schönen die bloße Vorſtellung vom Gegenſtande begleite, dieſe aber nichts als Erkenntnißkräfte, mithin etwas, was bey jedem angetroffen wird, vorausſetzt;

des; ſondern durch das erregte Spiel der Erkenntnißkräfte, alſo blos vermittelſt der letztern, mithin durch etwas, das bey jedermann angetroffen wird. Wir urtheilen alſo, daß die Contemplation des ſchönen Gegenſtandes einem jeden Wohlgefallen errege, das iſt, wir halten unſer Geſchmacksurtheil für allgemein und nothwendig.

Was alſo in einem Geſchmacksurtheile a priori als nothwendig behauptet wird, iſt nicht blos dieß: daß ſich die Luſt an dem ſchönen Gegenſtande allgemein mittheilen laſſe; ſondern auch: daß dieſes Wohlgefallen mit der Contemplation des Objekts nothwendig verbunden ſey.

Dieſe Meynung hat die große Empfehlung für ſich, daß ſie mit der Art übereinſtimmt, wie ſich der geſunde Verſtand, ohne Spekulation, die Sache vorſtellt, und die er durch ſeinen Dollmetſcher, den gemeinen Sprachgebrauch, hinlänglich offenbaret. Hier heißt es: das iſt ſchön, das muß gefallen. Die Luſt am Schönen wird folglich als mit dem Gegenſtande nothwendig verbunden gedacht.

Das Urtheil aber, ſagt Hr. Kant, daß mit der Contemplation eines Gegenſtandes Wohlgefallen verbunden ſey, iſt blos empiriſch, und kann alſo auf keine Weiſe für nothwendig gehalten werden. Hierin liegt eine Unbeſtimmtheit. Wenn das Urtheil: A iſt B, empiriſch iſt, wenn wir alſo zuerſt durch die Erfahrung, vermittelſt einer innern oder äußern Empfindung, belehrt werden müſſen, daß B dem A zukomme; ſo iſt es doch möglich, daß wir hiernächſt a priori einſehen können, daß die Bedingung des Urtheils mit dem Subjekte A nothwendig verknüpſt ſey. In ſofern alſo kann dann das Urtheil für nothwendig und allgemein gehalten werden; es iſt ein Urtheil von gemiſchter Natur; zum Theil empiriſch; zum Theil aber ein Urtheil a priori. Das iſt der Fall mit den Geſchmacksurtheilen, wenn man Hrn. Kant einräumt, daß dieſelben nur a poſteriori gefällt werden können, indem man an dem Gegenſtande ſelbſt verſuchen müſſe, was für einen Eindruck er mache. Zuerſt erkennen wir a poſteriori, daß mit der Vorſtellung des Gegenſtandes A Wohlgefallen verbunden ſey. Da aber dieſes Wohlgefallen blos aus dem durch jene Vorſtellung erregten Spiele der Erkenntnißkräfte entſpringt, der nämliche Stoff aber immer die nämliche Vorſtellung giebt; ſo wird geurtheilt, daß die Contemplation des A nothwendig mit Wohlgefallen verbunden ſey. Das Prädikat eines ſolchen Urtheils wird freylich nicht aus dem abſtrakten Verſtandsbegriffe vom Subjekte hergeleitet; aber die Allgemeinheit deſſelben iſt auch keine logiſche, und ſeine Nothwendigkeit nicht mathematiſch.

III. Es bleiben uns noch einige Betrachtungen übrig über das dritte Moment der Geſchmacksurtheile, nach der Relation der Zwecke, welche in ihnen in Betrachtung gezogen wird.

Die Vorſtellung eines ſchönen Gegenſtandes erweckt ein freyes, mit dem Verſtande einhelliges Spiel der Einbildungskraft; als woraus eben die Luſt am Schönen entſpringt. Dieſes Spiel aber iſt zweckmäßig für das Subjekt. Denn es werden dadurch ſeine Erkenntnißkräfte belebt, und in diejenige Thätigkeit geſetzt, die zur Erkenntniß überhaupt gehört. Die Vorſtellung eines ſchönen Gegenſtandes alſo hat ſubjektive Zweckmäßigkeit. Da aber durch dieſelbe, als ſolche, keine beſtimmte Erkenntniß des Objekts entſteht (indem das Wohlgefallen gar kein objektives Prädikat des Gegenſtandes ausmacht); da alſo kein beſtimmter Zweck bey ihr gedacht wird; ſo kömmt ihr (oder dem Gegenſtande, den ſie vorſtellt) nur die Form einer ſubjektiven Zweckmäßigkeit zu. Schönheit alſo iſt die Form der ſubjektiven Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes oder der Vorſtellungsart von ihm; die Form einer Zweckmäßigkeit für unſere Erkenntnißkräfte, die jedoch ohne Vorſtellung eines beſtimmten Zweckes an ihm wahrgenommen wird.

So weit iſt Hr. Kant mit Baumgarten einſtimmig. Denn da, nach dem letztern, ein ſchöner Gegenſtand eine angemeſſene Thätigkeit der Erkenntnißkräfte hervorbringt; ſo iſt er zweckmäßig für das vorſtellende Subjekt in Abſicht ſeiner Erkenntnißkräfte. Da aber doch durch die Vorſtellung deſſelben, als eines ſolchen, keine beſtimmte Erkenntniß (ſondern nur Wohlgefallen) gewirkt, und alſo kein beſtimmter Zweck der Erkenntnißkräfte erreicht wird; ſo iſt es in ſofern nur die Form einer ſubjektiven Zweckmäßigkeit, die wir an der Vorſtellung, oder ihrem Objekte (durch den innern Sinn) wahrnehmen.

nimmt. Alſo kann die Schönheit nicht in der Vollkommenheit beſtehen.

So überzeugend dieſe Schlußfolge auf den erſten Blick zu ſeyn ſcheint; ſo iſt doch darin der Sinn des Baumgartenſchen Syſtems verfehlt; und Hr. Kant ſcheint zu dieſem Mißgriffe dadurch verleitet zu ſeyn, daß er blos die Art ſeines Verfahrens in dieſer Sache vor Augen hatte, ohne auf den Unterſchied derſelben von der Baumgartenſchen gehörig zu achten. Er ſuchte den ſubjektiven Grund des Wohlgefallens am Schönen, Baumgarten den objektiven; er fand den erſtern in der formellen, ſubjektiven Zweckmäßigkeit der Vorſtellung von einem Objekte, Baumgarten den andern in der Vollkommenheit des Objekts. Dieſe beyden Gründe ſind ſo wenig widerſprechend, daß ſie vielmehr ſehr gut zuſammentreffen. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes enthält den Grund, warum die Vorſtellung von ihm die Erkenntnißkräfte in eine angemeßne Thätigkeit ſetzt; wie ſchon oben bemerkt iſt. Da nun in dem letztern Verhältniß der Vorſtellung zu den Erkenntnißkräften ihre (oder ihres Gegenſtandes) ſubjektive, formelle Zweckmäßigkeit beſteht, ſo iſt dieſe in der Vollkommenheit des Gegenſtandes gegründet.

Dem ſey, wie ihm wolle, wird man ſagen; ſo würde doch das Geſchmacksurtheil einen Begriff vom Gegenſtande vorausſetzen, wenn die Schönheit deſſelben in ſeiner Vollkommenheit beſtände. Baumgarten erklärte die Schönheit durch Vollkommenheit, ſofern ſie Erſcheinung iſt (nicht, wie

Hr. Kant ſich S. 44 ausdrückt: ſofern ſie verworren gedacht wird). Eine Erſcheinung aber iſt, was durch die Sinne verworren vorgeſtellt wird (Metaph. §. 307). Schönheit alſo iſt die Vollkommenheit, ſofern ſie ſinnlich und anſchaulich vorgeſtellt wird, oder das, was der Sinn vorſtellt vermittelſt des Eindrucks, den die Vollkommenheit des Objekts auf ihn macht. Nun kann der Eindruck, den ein Ding auf den Sinn macht, vorgeſtellt, das Ding kann empfunden werden, ohne einen Verſtandsbegriff von demſelben zu haben; ſo wie z. B. derjenige dennoch einen Ton durchs Gehör empfinden kann, der keinen Begriff von dem hat, was das Objektive dabey ausmacht, der nicht weiß, daß ein Ton aus Luftſchwingungen beſteht. So kann die Vollkommenheit eines Gegenſtandes empfunden, ſie kann als Erſcheinung vorgeſtellt werden, wenn gleich kein Verſtandsbegriff von derſelben vorhanden iſt.

Wenn ſonach in der Schönheit eines Gegenſtandes ſeine Vollkommenheit nicht als ſolche gedacht wird, welches freylich nicht ohne einen Verſtandsbegriff geſchehen könnte; ſo wird ſie doch darin empfunden. Dieß aber war eben Baumgartens Meynung. Denn er hielt die Schönheit für ein Phänomen, und die Vollkommenheit für den objektiven Grund dieſes Phänomens.

Aber, ſagt man, es giebt doch Gegenſtände, die allgemein für ſchön gehalten werden, und an denen man dennoch offenbar keine Vollkommenheit bemerkt. Was für Vollkommenheit (Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen) entdeckt man z. B. an einer ſchönen Farbe, an einem einzelnen ſchönen Tone? Ich antworte, nach dem Obigen: es muß erſt bewieſen werden, daß Dinge dieſer Art ſchön, daß ſie nicht blos angenehm ſeyen. Wollte man ſie aber für ſchön halten; ſo würde ich mit Hrn. Kant antworten: daß bey der Beurtheilung derſelben allerdings auch auf ihre Form geſehen werde. Das erſte, was man fordert, um eine Farbe, einen Ton, ſchön zu nennen, iſt, daß ſie rein ſeyn müſſen. Das Himmelblaue, das Grüne, das Rothe, gefällt; eine aus Grün und Gelb gemiſchte Farbe mißfällt: Eben ſo bey den Tönen. Es wird alſo bey Beurtheilung der Dinge dieſer Art allerdings auf die Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen geſehen.

Mit der Entwickelung des Begriffs der Schönheit hängt die Frage genau zuſammen: ob es ein objektives Princip des Geſchmacks gebe? Hr. Kant verneint dieſe Frage; und wenn ein ſo ſcharfſinniger Freund ſeines philoſophiſchen Syſtems, wie Hr. **Heydenreich** iſt, ihm hierin widerſpricht; ſo berechtigt das wenigſtens zu der Vermuthung, daß die Sache noch nicht aufs Reine gebracht ſey.

Unter einem objektiven Princip des Geſchmacks verſteht Hr. Kant „einen Grundſatz, unter deſſen Bedingung man den Begriff eines Gegenſtandes ſubſumiren, und alsdann durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er ſchön ſey,“ und er ſetzt hinzu: „Das iſt aber ſchlechterdings unmöglich. Denn ich muß unmittelbar an der Vorſtellung deſ-

ten, den der Geſchmack in der Ausübung (beym wirklichen Genuſſe des Schönen) zum Grunde legte; und aus dem er vermittelſt eines Schluſſes herausbrächte, daß ein gegebener Gegenſtand ſchön ſey; oder man verſteht darunter 2) einen Grundſatz, woraus ſich durch Vernunftſchlüſſe herleiten läßt, daß ein gewiſſer Gegenſtand ſo beſchaffen ſey, als er beſchaffen ſeyn muß, um von dem Geſchmacke für ſchön gehalten zu werden; einen Grundſatz für die Urtheile des Kritikers. Je nachdem die erſtere, oder die andere Bedeutung angenommen wird, hat die Beantwortung der Frage über die Exiſtenz eines ſolchen Princips ihre eignen Schwierigkeiten und ihr eignes Intereſſe. Ein Geſchmacksprincip in der erſten Bedeutung intereſſirt, wie alles blos Subjektive beym Genuſſe des Schönen, den Künſtler, als ſolchen, nicht. Es iſt ihm gleichgültig, ob ſein Urtheil, wodurch er in dem Feuer der Compoſition etwas für ſchön hält, aus einem objektiven Princip durch einen Schluß abgeleitet werde oder nicht. Deſto wichtiger wäre für ihn ein Princip in der andern Bedeutung. Denn dieſes würde ihm dazu dienen, unter mehrern Materialien zu einem Werke die beſten, unter mehrern Arten ihrer Zuſammenſetzung die beſte, jederzeit mit Sicherheit zu wählen, ſich zu belehren, ob ſein Geſchmack in jedem gegebenen Falle richtig urtheile, die falſchen Ausſprüche deſſelben zurückzuweiſen, und ſo die Produkte ſeines Genies dem ächten Geſchmacke angemeſſen zu machen.

h) Giebt es ein objektives Geſchmacksprincip der erſten Art? Wir wollen ſehen. Die Geneſis des Geſchmacksurtheils iſt kurz dieſe. Es wird ein Gegenſtand A gegeben. Die Form dieſes Gegenſtandes (die Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen) wird beurtheilt. Hierdurch entſteht eine angemeſſene (zweckmäßige) Thätigkeit der Erkenntnißkräfte. Das Gefühl davon iſt Luſt. A wird für ſchön erklärt, und dabey a priori behauptet: daß jene Luſt mit der Vorſtellung von A nothwendig verbunden, oder nur (nach Hrn. Kant): daß ſie allgemein mittheilbar ſey. Bey dem Geſchmacksurtheile ſind alſo drey Stücke ſpecifiſch zu unterſcheiden. Erſtlich die Beurtheilung des Gegenſtandes (ſeiner Form nach), die dem Wohlgefallen davon vorauf gehen muß, wie auch Hr. Kant ſehr richtig bewieſen hat; zweytens das Wohlgefallen ſelbſt; und drittens (was eigentlich das Weſentliche ausmacht) das Urtheil: daß jenes Wohlgefallen nothwendig mit der Vorſtellung des Gegenſtandes verbunden, oder, nach Hrn. Kant: daß es allgemein mittheilbar ſey. Bey dem zweyten Stücke, dem Wohlgefallen ſelbſt, fällt es deutlich in die Augen, daß daſſelbe durch keinen Schluß entſtehe, aus keinem objektiven Princip abgeleitet werde. Es beruht vielmehr unmittelbar auf einer Perception des innern Sinnes, der nicht durch Schlüſſe wirkt; denn es iſt das Gefühl von dem Zuſtande der zu einer angemeſſenen Thätigkeit belebten Erkenntnißkräfte. Wenn überdem die Luſt am Schönen durch einen Schluß herausgebracht,

bracht, und aus einem objektiven Princip abgeleitet würde, ſo müßte es möglich ſeyn, jemanden durch deutliche Entwicklung jenes Schluſſes zu nöthigen, etwas für ſchön zu halten, worüber er vorher anderer Meynung war. Dem widerſtreitet aber die Erfahrung. Man müßte alsdann mit dem Verſtande empfinden können; welches eben ſo viel wäre, als mit den Augen hören. Das dritte der angeführten Stücke, das Urtheil über die Nothwendigkeit oder allgemeine Mittheilbarkeit der Luſt am Schönen, entſteht freylich durch einen Schluß, der mit oder ohne Bewußtſeyn gemacht wird. Dieſer Schluß aber wird nicht aus dem Begriffe vom Objekte, ſondern aus dem Zuſtande des urtheilenden Subjekts hergeleitet. Wir ſind uns bewußt, daß das Wohlgefallen an dem Objekte unmittelbar mit der Vorſtellung von demſelben verbunden ſey; und folgern daraus, daß jeder, der ſich daſſelbe Objekt vorſtellt, auch dieſes Wohlgefallen an ihm finden müſſe. Es liegt alſo auch hiebey kein objektives, d. i. ſolches Princip zum Grunde, worunter der Begriff oder nur irgend ein objektives Merkmal des Gegenſtandes ſubſumirt, und woraus auf dieſe Art gefolgert würde, daß das Wohlgefallen an dem letztern nothwendig und allgemein mittheilbar ſey. Mit dem erſten der zu einem Geſchmacksurtheile gehörigen Stücke, mit der Beurtheilung des ſchönen Gegenſtandes, die vor dem Wohlgefallen daran voraufgeht, verhält es ſich anders. Da dieſe Beurtheilung ein Urtheil über das Objekt iſt (nämlich in Abſicht auf ſeine Form); ſo

iſt alſo die Rede von Urtheilen über den Geſchmack ſelbſt, und über das Verhältniß der Gegenſtände zu ihm; alſo von Urtheilen des Verſtandes. Es kann folglich, im Allgemeinen, über die Möglichkeit eines objektiven Princips, was dieſe Urtheile begründe, kein Streit ſeyn. Aber über die bedingte Möglichkeit! Wenn ein Princip dieſer Art vorhanden ſeyn ſoll; ſo muß es einen Grundſatz geben, woraus man a priori (ohne durch Anſchauung des Gegenſtandes den Verſuch zu machen) erkennen kann, daß die Vorſtellung eines gegebenen Gegenſtandes eine angemeſſene Thätigkeit (ein freyes, zweckmäßiges Spiel) der Erkenntnißkräfte erregen müſſe; als wovon das Gefühl eben dasjenige Wohlgefallen ausmacht, welches im Geſchmacksurtheile für nothwendig oder allgemein mittheilbar erklärt wird.

Es giebt wieder zwey Fälle. Entweder fordert man von dem gedachten Grundſatze, daß er ſelbſt a priori gewiß ſeyn ſolle; oder man iſt zufrieden, wenn er auf Erfahrungswahrheiten beruhet. In dem letztern Falle hat die Sache keine Schwierigkeit. Aus der Zergliederung der durch Erfahrung bekannten Wirkungen des Geſchmacks, und der, gleichfalls durch Erfahrung bekannten Gegenſtände, die der letztere für ſchön oder häßlich erklärt, und aus der Vergleichung des einen mit dem andern, kann man eine allgemeine Regel finden, denen die Gegenſtände gemäß ſeyn müſſen, die der Geſchmack für ſchön halten ſoll. Dieſe Regel würde dann ein objektives Princip abgeben, das nur, ſeinem Urſprunge nach, empiriſch wäre. Sollte es ein Vernunftprincip und a priori gewiß ſeyn; ſo müßte man, ohne Hülfe der Erfahrung einſehen können: daß durch die Anſchauung einer gewiſſen Art von Gegenſtänden eine angemeſſene Thätigkeit, ein zweckmäßiges Spiel der Erkenntnißkräfte erregt werde, und daß das Gefühl hievon ein Wohlgefallen ſey. Die Möglichkeit eines ſolchen Princips werden alſo diejenigen einräumen müſſen, die mit Baumgarten und Kant annehmen: daß das Lebensgefühl, als das Gefühl eines Guts, wornach alles Lebende ſtrebt, eine Luſt ſey, und daß dieſes Gefühl durch eine angemeſſene Thätigkeit der Erkenntnißkräfte erweckt werde; die ferner zugeben: daß eine ſolche Thätigkeit bey einer eingeſchränkten Erkenntnißkraft um ſo mehr müſſe hervorgebracht werden 1) je mehr Mannichfaltiges, wenn alles übrige gleich iſt, der gegebne Gegenſtand enthält, 2) je größer die Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen iſt, je mehr alſo die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte erleichtert wird.

Aus dieſen Umſtänden müßte das Princip ſelbſt hergenommen werden; und es würde leicht ſeyn, daſſelbe in einen beſtimmten Ausdruck zu faſſen.

Für den Künſtler, den man bey dieſen Spekulationen nicht aus dem Auge verlieren muß, gilt es am Ende gleich, wo die Quelle der Geſetze liegt, nach denen der Geſchmack und ſeine Gegenſtände gerichtet werden müſſen, ob in der Erfahrung, oder in der Vernunft; wenn er nur ein Geſetzbuch hat, und die letztere demſelben ihre Sanktion nicht verſagt.

VIII.

Memoires ou Eſſai ſur la muſique, par Mr. *Gretry*, Cenſeur royal, Conſeiller intime de S. A. C. Monſeigneur l'Evêque Prince de Liége etc. à Paris et à Liége. 1789. 8. 565 Seiten mit Inbegriff des Vorber. und Regiſters.

So alt die Frage iſt, ob Werke des Geſchmacks ihre Vortreflichkeit mehr von den natürlichen Anlagen des Verf. als von ſeiner Kunſtfertigkeit zu erwarten haben? ſo liegt ſie doch noch nicht ganz entſchieden vor uns: wenigſtens iſt nichts darauf geantwortet worden, was durchgängig praktiſch anerkannt wäre. Täglich verſucht man noch, dem Tempel des Ruhms zuzueilen, ohne einen Wegweiſer zu haben, der den Weg ſicher und richtig kennen und die Irrwege und Schwierigkeiten vermeiden lehrt, die oft doppelt ſo weit zurückbringen, als aller Inſtinkt vorwärts führt. Eben ſo oft will man jene Höhe erringen, weil man dieſe Abwege, dieſe Felſen und Klippen kennt, ohne die Stärke ſeiner Kräfte vorher geprüft zu haben.

Ich erwarte, ſagt Horaz, weder von der Kunſt ohne Anlage, noch von der Anlage, der die Ausbildung fehlt, einen glücklichen Erfolg. — Wenn dieſer Ausſpruch uns nicht allein von der Dichtkunſt gilt,

raſcht würden, die ſie faſt unwiderſtehlich zu ſchweigen zwingt.

Dieſes Uebergewicht haben freylich nur Männer, deren Werke mit dem Stempel der Vollkommenheit ſo bezeichnet ſind, daß keiner, von welcher Faction er ſey, ſich erlaubt, daran zu zweifeln. Wenn aber von dieſen einer auftritt und ſagt, und zeigt, wie er die Regeln der Kunſt über ſein Genie herrſchen heißt, und wie er die erſtern mit dem letztern belebt; was bedarf es dann weiteres Zeugniſſes?

Für die Dichtkunſt ſtehen hier Pope, und Voltaire, Leſſing, Ramler und Wieland, die jene Grundſätze wiederholt und ausdrücklich aufſtellten, und ihre Vorſchriften ſelbſt in den Verbeſſerungen übten, welchen ſie ihre Werke unterwarfen. In Rückſicht der Tonkunſt wird man in Zukunft neben Kirnberger auch Gretry nennen.

Sein Werk, das wir vor uns haben, predigt vom Anfange bis zum Schluß den Satz, daß natürliche Anlage und künſtliche Ausbildung ſchweſterlich verbunden ſeyn müſſen, um den Zweck der Tonkunſt, Empfindungen zu erwecken, zu erreichen. Die Einbildungskraft des Tonkünſtlers muß fähig ſeyn, entflammt zu werden; Verſtand und Ueberlegung aber müſſen die Zügel behalten, ſie auf den rechten Weg zu leiten und vor Irrungen zu bewahren: oft entzündet ſogar erſt die Kunſt die Flamme, die verborgen glüht.

Indem ſo der Verf. jedem ſein Gebiet anweiſt, indem er in den verſchiedenen Rückſichten beſtimmt, was jede Geiſteskraft des Tonkünſtlers zu thun, wie weit jede einzuwirken hat, giebt er unvermerkt ein Syſtem von der Setzkunſt, das wenigſtens in Anſehung der leichtern Gattungen der theatraliſchen Muſik faſt für vollendet angeſehen werden darf. Allein Gretry giebt ſich dabey nie das Anſehn zu lehren. Mit der Miene, nur die Ereigniſſe ſeines Lebens mitzutheilen, erzählt er, wie er wurde, was er iſt, und wie ſeine Werke das wurden, was ſie ſind, von welchen Grundſätzen er dabey ausging, und was er im Verfolg ſeiner Arbeiten erfuhr und bemerkte.

So entſtanden dieſe Memoiren über ſeine Werke, die eben ſo gut das Leben Gretry's heißen könnten: freylich nicht oder doch weniger das Leben des Menſchen, als das des Künſtlers. Aber was wollten wir lieber? Unbedeutende Familienvorfälle, und die wahren oder noch öfter erdichteten, faſt immer alltäglichen Empfindungen, die ſie begleiteten? oder lieber die Darſtellung des Mannes — von einer Seite, die ihm auch als Menſch den vorzüglichſten Werth giebt, — in der Anwendung ſeiner Talente, durch die er ſich Liebe und Bewunderung erwarb?

Wir geſtehen, daß wir uns unbedingt für das letztere erklären und jene nicht vermiſſen!

Wäre aber auch der Inhalt dieſer Memoiren weniger anziehend, ſo würden ſie doch, um ihres Tons und Vortrags willen, ſchon verdienen, daß man ſie leſe. Ueberall ſpricht die unverkennbarſte Herzlichkeit, die lauterſte Aufrichtigkeit. Seine

Fehler nützen noch, weil der Verf. ſie offenherzig zur Warnung darſtellt: ſeine Vorzüge verdunkeln ſich eben ſo wenig durch Prahlerey, als durch heuchleriſche Demuth. Gretry weiß, daß er gefällt, er weiß, daß ihm das Publikum viele ſchöne Stunden zu verdanken hat, und er freut ſich deſſen und ſagt, daß er ſich freut. Wie ſeine muſikaliſchen Arbeiten, gleichſam der Natur abgelernt, gefallend durch Reinheit, ungeſuchte Kunſt, durch Zweckmäßigkeit, durch erhabene Simplicität, ſo iſt auch dieſe ſeine ſchriftſtelleriſche in Gedanken, Ausdruck und Sprache.

In einigen dieſer Rückſichten giebt er ein Gegenſtück zu den Memoiren von Goldoni. Allein, wir geſtehen es, wir geben Gretry den Vorzug. Sein Werk leiſtet eben ſoviel mehr für die Kunſt, als ſeine muſikaliſchen Arbeiten an Korrektheit und Anwendung der Kritik den theatraliſchen des Goldoni vorgehen.

Der Geſchmack unſers Publikums ſcheint nicht für Schriften dieſer Art zu ſeyn. Faſt muß man glauben, daß Memoiren nur wahr, natürlich und lehrreich zu ſeyn brauchen, um — nicht geleſen zu werden. Und ſo müßten wir denn ſogleich die Hoffnung aufgeben, dieſes Werk unſerm Vaterlande einverleibt zu ſehn. Um ſo willkommner wird vielleicht Leſern voll Achtung und Gefühl für die Kunſt ein umſtändlicher Auszug ſeines Inhalts ſeyn, den wir zu geben gedenken.

Gretry, geboren zu Lüttich, den 11. Februar 1741, hatte einen Vater, der ſchon im ſiebenten Jahr

was er ſo erfuhr, erſtickte doch, obgleich ſeine Kenntniſſe nichts gewannen, ſeine Neigung für die Muſik nicht. Ein zweyter Zufall, der ſeinem Leben drohte, befeſtigte ſie vielmehr. Voll einer andächtigen Schwärmerey hatte Gretry gewünſcht, daß ihn Gott an dem Tage, an welchem er zum erſtenmal das Abendmahl genießen würde, ſterben laſſe, wenn er kein rechtſchaffener und in ſeinem Stande ſich auszeichnender Mann werden ſollte: und an dieſem Tage brachte ihn ein Balken, der ihm auf den Kopf fiel, wirklich dem Tode nah. „Ich bin nicht geſtor„ben," rief er, als er aus der Ohnmacht wieder erwachte, „ich werde ein rechtſchaffener Mann und ein guter Tonkünſtler werden." Aber auch dieſer Schlag hinterließ eine Schwäche im Kopf, die ſich bey anhaltenden Arbeiten äußerte.

Die erſten Verſuche des jungen Gretry im Singen mißlangen. Er bekam einen andern Meiſter, und zu gleicher Zeit hatte er Gelegenheit, oft in der italiäniſchen Oper ſingen zu hören und bey der Repetition zu ſeyn. Hier ward ſein Geſchmack zur Muſik Leidenſchaft. Er erſchien wieder auf dem Chor zum zweyten öffentlichen Singverſuch. Alles vereinigte ſich, ihn ſchüchtern zu machen; allein ſein Glaube an den Beyſtand der heiligen Jungfrau richtete ihn auf. Kaum hatte er vier Takte ſeiner Motette geſungen, als ſich das Orcheſter auf Pianiſſimo herabſtimmte, um ihn zu verſtehen: die übrigen Chorknaben zogen ſich aus Ehrfurcht zurück: die Kanoniker verließen faſt alle ihre Sitze, und hörten nicht auf das Zeichen, das ihnen die Anbetung der Monſtranz befahl. Man erkannte in dieſer glücklichen Probe die Bildung des italiäniſchen Orcheſters. Und ſeit dieſer Zeit gab Signor Reſta allen Chorknaben den Einlaß zur Oper frey. „So ſah man nun täglich eine Truppe kleiner Ab„bees in der Komödie Gott loben lernen.“

Die Veränderung der Stimme, die das Jünglings-Alter veranlaßte, wurde Gretry gefährlich. Statt das Singen in dieſem Zeitraum ihm zu verbieten, wollte jedermann noch von den letzten Beweiſen einer ſchönen Stimme genießen. Die Folge davon war einſt nach einem Konzert ein heftiger Blutſturz, der noch jetzt nach 25. Jahren ſich mit jeder Arbeit des Verfaſſers erneuert. Ihn gänzlich zu heilen, war umſonſt.

Der berühmte Tronchin ſagte ihm einſt: Ich ſehe, daß Sie mäßig leben! Sie folgen der Diät, die ich Ihnen vorſchreibe: aber woher dieſe beſtändigen Rückfälle? Sagen Sie mir, wie komponiren Sie? — „Wie man Verſe macht, wie man „ein Gemälde entwirft! Ich leſe die Worte, die „ich in meinen Tönen malen will; ich leſe ſie zwan„zigmal! ich bedarf mehrere Tage, um meinen „Geiſt zu entzünden! endlich verliere ich den Ap„petit, meine Augen ſtrahlen, meine Einbildungs„kraft entglüht, dann mache ich meine Oper und „endige ſie in drey bis vier Wochen.“ — Ums Himmels Willen, rief Tronchin, laſſen Sie Ihre Muſik, oder Sie werden nie ganz geſund. — „Das „gebe ich zu,“ antwortete Gretry: „aber wollen

„Sie lieber, daß ich aus Verdruß und Langeweile „ſterbe?“

Indeſſen nöthigten dieſe Anfälle Gretry dennoch, dem Singen zu entſagen. Er widmete ſich mit doppeltem Eifer der Compoſition, in der er ſchon Verſuche gemacht, ja ſchon eine Fuge in vier Stimmen komponirt hatte. „Eine Fuge,“ ſagte er ſich, „ſoll das Meiſterſtück der Compoſition ſeyn, „fange ich mit einer Fuge an, ſo ſetze ich die ganze „Welt in Erſtaunen!“ — Sie erhielt wirklich Beyfall: in der That aber hatte Gretry nur eine fremde Fuge in einem andern Ton, in einer Parodie, Stelle für Stelle durchgeführt. Eine Motette wurde auf ähnliche Art — der Verf. nennt ſie en moſaique; er ſetzte ſie aus hundert Stücken zuſammen, — gearbeitet, und mit gleichem Beyfall belohnt.

Ein neuer Lehrer, an Sanftheit und Güte das Gegentheil des erſtern, — Renekin hieß er — führte ihn in die Geheimniſſe des Generalbaſſes. Ihm folgte ein Lehrer in der Setzkunſt, Moreau, der die Eitelkeit des jungen Componiſten hart prüfte. Dieſer eilte mit einer Meſſe zu ihm. Sachte, ſagte ihm ſein Lehrer, Sie gehen zu ſchnell! Ohne ſie anzuſehen, gab er ihm ſeine Partitur zurück, und ſchrieb ihm 6 oder 7 Reihen von Noten auf. Setzen Sie zu dieſem Baß den Diskant: vor allen Dingen aber machen Sie vor der Hand keine Meſſe mehr. Von ſechs Symphonien, die er in dieſer Zeit der Lehre für ſich machte, und die Beyfall fanden, ſprach Moreau kein Wort.

Durch

„Nach meiner Meynung liegt hier der Fehler in „den Dichtern, die ſo viele Bilder in demſelben „Gegenſtand auf einander häufen, daß ſie den Ton„künſtler verwirren, der ſich bemüht ſie auszu„drücken.“

Der Entſchluß des Verf., nach Rom zu gehn, kam nun zur Reiſe. Der Kanonikus von Harlez unterſtützte ihn bey dem Domkapitel, und Gretry nahm mit einer Meſſe Abſchied, die allgemein gefiel. Das Betragen der übrigen Muſiker bey dieſer Gelegenheit, die die Aufführung ſeiner Meſſe lebhaft unterſtützten, ohnerachtet der Direktor der Muſik, aus einem Mißtrauen gegen Gretry, ſich wenig Mühe nahm, das Seinige beyzutragen, führt den Verf. zu Bemerkungen, wie nothwendig es ſey, daß ein Muſikdirektor von ſeinen Muſikern geliebt und geachtet werde.

„Bey dem Theater,“ ſagt er hier unter andern, „halte ich das Taktſchlagen nur in großen „Chören für nothwendig: außerdem ſcheint es mir „der guten Ausführung eines Stücks mehr nach„theilig zu ſeyn. Jeder Muſiker muß hier ſein „Augenmerk auf den Sänger gerichtet haben: nur „ſo wird er ihn richtig und gut accompagniren. „Wird ihm jeder Takt vorgezählt, ſo ſieht er ſich „von jener Aufmerkſamkeit entbunden; er kann „nicht mehr zwey Perſonen auf einmal folgen. Ue„berdieß bringt auch das Beſtreben nach dem rich„tigſten Ausdruck jeden Vokaliſten oder Inſtru„mentaliſten außer den Takt, und wehe dem, den „dieſer Fehler niemals übereilt. Es iſt daher

„nothwendig, daß die begleitenden Spieler kalt „und unbedeutend werden müſſen, wenn ſie nicht „genau dem Schauſpieler folgen. Der taktſchla„gende Stab demüthigt ſie und raubt ihnen den „Wetteifer, der jeden Menſchen beſeelen wird, wel„cher ſich nicht genöthigt ſieht, den Geſetzen eines „andern, als ſeines wahren Meiſters, zu folgen.“

Wir glauben hier die Erinnerung einſchalten zu müſſen, daß das, was Gretry in dieſer Stelle behauptet, augenſcheinlich ein vollkommenes Orcheſter vorausſetzt, von welchem jedes Glied den Sänger und das Verhältniß ſeiner jenen begleitenden Stimme zu ihm und zu dem Ganzen zu beurtheilen im Stande iſt. Solche Künſtler dürfen wir aber nur bey größern Bühnen ſuchen: und bey unſern gewöhnlichen Bühnen und Orcheſtern wird man bald den Taktſtab für Sänger und Orcheſter gleich nöthig und wohlthätig finden, um den Gedanken des Componiſten nicht zu verunſtalten, wenn er ſich auch ſo kälter und weniger lebhaft darſtellt.

„Dieſes Bezeichnen des Takts, fährt Gretry „fort, iſt hingegen der Oper unentbehrlich, wo man „der Einrichtung des Stücks zu folge oft große Chö„re hinter der Scene aufführt. Man darf ſchlech„terdings nicht glauben, daß der ſo entfernte Hau„fen von Sängern das Orcheſter hören könne, ſey „dieß ſo zahlreich es wolle. Jeder ſingt ſeinem „Nachbar nach, und oft bin ich erſtaunt geweſen, „zu finden, daß ich ſelbſt außer den Takt gefallen „war, und das ganze mich umgebende Chor zu„gleich verführte. Man wende mir nicht ein, daß

„der Führer des Chors vortreten und auf den Stab „des Muſikdirektors Acht haben kann: dieß geſchieht „in der That. Aber, wenn die Handlung des Chors „aus Tanz und Geſang zuſammengeſetzt iſt, wenn „die Tänzer den vordern Theil des Theaters einnehmen, ſo iſt ja kein Stab mehr ſichtbar. Dann „muß der, der ihn führt, den Takt auf ſeinem Pulte „ſchlagen; dieß iſt äußerſt unangenehm zu hören, „weil es uns auf der Stelle erinnert, daß wir im „Schauſpiele ſind."

„Ich habe oft auf Mittel gedacht, dieſem Uebel abzuhelfen: vielleicht wäre das möglich, wenn „man einige große Orgelpfeiſen hinter oder unter „dem Theater anbrächte, ſo daß man die Dielen „an den Orten öffnete, wo ſich die Pfeifen befinden. Das damit verbundene Klavier müßte im „Orcheſter ſeyn, und ein Orgelſpieler darauf accompagniren, um die Chöre zu leiten und ſie zu „hindern, aus dem Tone zu fallen. Ueberdieſes „würden jene vortrefliche Baßpfeiſen von 24 Fuß „die Harmonie und dadurch die Wirkung des Stücks „ausnehmend verſtärken."

Was dünkt unſern Tonkünſtlern zu dieſem Vorſchlage? Wäre er nicht wenigſtens des Verſuchs werth, ihn zu realiſiren? Bis jetzt ſcheint er weder in Frankreich noch in Deutſchland Aufmerkſamkeit erregt zu haben. — Wir übergehen einige Bemerkungen über Verbeſſerung der Orgeln, deren Hauptfehler noch in der Einförmigkeit des Tons liegt, der keine Fortſchreitung vom ſanften zum ſtarken hat.

Der

„heit unwürdig ſeyn, wenn ſie bloß den Charakter „der profanen Liebe hätten.

„Das Stabat von Pergoleſe ſcheint mir alles „zu vereinigen, was der Kirchenmuſik im pathetiſchen „Styl eigen ſeyn muß. Indeſſen iſt die Arbeit „zu lang. Pergoleſe fand aller ſeiner Bemühungen „ohnerachtet nicht Farben genug für ſein „Gemälde, ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen. „— In der That liegt dieſes aber mehr an „dem Verf. der Worte, der mehrern ſeinen Zeilen „allzuviele Aehnlichkeit gab, als an dem Tonkünſtler. „Gewiß würde dieſer in die Muſik des Stabat „mehr Mannichfaltigkeit haben legen können, „aber eben ſo gewiß wäre dieß auf Koſten der Wahrheit „geſchehen.

„Indeſſen iſt der Tonkünſtler, der ſich der Kirchenmuſik „widmet, auch ſo glücklich, alle Reichthümer „des Contrapunkts benutzen zu können, die „das Theater nur ſelten erlaubt. Vielleicht liegt „mehr Zauber in der Muſik, deren Ausdruck unbeſtimmter „und von weitläuftigern Gränzen iſt, als „in der deklamirten Muſik, und daher muß man „ſie für religiöſe Gegenſtände wählen. Doch darf „die profane Muſik einige Formen, die der kirchlichen „gehören, brauchen. Man läuft nie Gefahr, „wenn man Leidenſchaften veredelt, die auf Ordnung „und Glück des Menſchen abzwecken. Nur „die letztere, die kirchliche Muſik, ſetzt ſich herab, „wenn ſie ihr Gebiet verläßt: die erſte bereichert „ſich immer, wenn ſie ihrer Nebenbuhlerinn etwas „abgewinnt.“

„Vor allen iſt es das Studium der Harmonie, „das ſchöne harmoniſche Ideal, was der Tonkünſt„ler, der für die Kirche arbeitet, ſich eigen machen „muß. Das Stabat von Pergoleſe leiſtet wirk„lich noch mehr: es vereinigt oft das ſchöne Ideal „von Harmonie mit dem der Melodie.

„Ich wiederhole es, alles was unſere Faſſungs„kraft überſteigt, ſey es Geheimniß oder Offenba„rung, zwingt uns zur Ehrfurcht, und iſt daher „mit dem eigentlichen beſtimmten Ausdruck unver„einbar. Sicher iſt es ein Fehlgriff, dieſe ge„heimnißvolle ihr eigenthümliche Unbeſtimmtheit „aus der Kirchenmuſik verbannen zu wollen. Wir „laſſen der theatraliſchen Muſik die Vortheile, die „ihr gehören; ſtatt ihrer darf der Tonkünſtler, der „ſich der Kirche widmet, zu rechter Zeit ſich einer „metaphyſiſchen muſikaliſchen Sprache bedienen.

„Auf dem Theater iſt der genaue Ausdruck der „Lage und Worte an ſeinem Orte. Hier haben „dieſe einen beſtimmten Sinn, und der wahre Aus„druck giebt ſelbſt der Situation mehr Kraft und „macht die Worte vor den begleitenden Inſtrumen„ten hörbar.

„Was ich, ſoweit es mir möglich iſt, bey mei„nen theatraliſchen Compoſitionen beobachte, be„ſteht im Folgenden: Ich fange faſt jedes Stück „mit einem deklamirten Geſang an, um den An„fang, indem er einen genauern Zuſammenhang „mit dem Schauſpiel hat, den Zuhörern lebhafter „einzuprägen. Eben ſo deklamire ich alles, was „den Charakter der Perſonen bezeichnet: hingegen

„überlaſſe ich dem Geſange alles, was nur zur Ausſchmückung und Rundung der dichteriſchen Phraſe „da ſteht: die Muſik würde den Worten, die den „Hauptbegriff bezeichnen ſollen (mots techniques) ſchaden; alles andere verſchönert ſie. Wenn „ein Wort vollkommen verſtehbar ſeyn muß, um „den Sinn des ganzen Perioden zu faſſen, ſo muß „eine Hauptnote darauf fallen. Ein forte von „ein oder mehrern Takten darf dem Orcheſter nur „bey Worten gegeben werden, die ſchon einmal „vorkamen. Denn ein Hauptwort, das ſich in „der Begleitung der Inſtrumente verliert, kann „dem Zuhörer den Sinn eines ganzen Stücks rauben. Wo der Verfaſſer der Oper, verführt durch „den Reim, einige für den Ausdruck unnütze oder „ſchädliche Worte ſtehen ließ, wo ſich eine Zeile „von ſchlechtem Geſchmack einſchlich, die dem Parterre mißfallen möchte, da leiſte der Tonkünſtler „dem Dichter den Dienſt, die Worte durch ein „forte zu erſticken.“

„Dieſe Vorſchriften mit Ueberlegung anzuwenden iſt ſchwer, ich geſtehe es: die Natur ſelbſt „muß uns zu Hülfe kommen, um, indem wir ſie „ausüben, einfach, reich und wahr zu werden. „Aber, wenn jeder, der eine Poetik ſtudirt hat, ein „Dichter wäre, wer wollte nicht ein Boileau ſeyn? „Es iſt nicht genug, bey Arbeiten fürs Theater „Muſik über Worte zu ſetzen, ſondern eine Muſik „für die Worte zu machen.“

Wir haben uns die wörtliche Uebertragung dieſer Stelle nicht verſagen können, da ſie nach unſerm

lung. Zum drittenmal mußte hier Gretry die Elemente der Compoſition wieder vornehmen. Dieſe Rückkehr zu dem Anfang iſt bey einem neuen Meiſter immer nützlich, um ſeine Manier ganz kennen zu lernen, und um bey der Vergleichung mehrerer Manieren leichter auf die zu gerathen, die dem Genie des Eleven eigenthümlich iſt. Unſer Geiſt verräth nicht allezeit, wozu er am meiſten fähig iſt: aber, wenn ihm mehrere Gegenſtände, wäre es auch nur durch den Zufall, dargeſtellt werden, ſo ergreift er gierig die, die vorzüglich mit ſeiner Organiſation und ſeiner Art zu ſeyn zuſammenſtimmen.

Caſali wurde der Lehrer, welchen Gretry anerkennt. Bey ihm fingen ſeine Jdeen an, ſich zu entwickeln. Er beſchäfftigte ihn blos mit Fugen von zwey, drey bis vier Stimmen, und verbot ihm jede minder ernſthafte Compoſition. „Jch ſehe „wohl,“ ſagte er, „Sie haben Jdeen, die Sie „quälen, und Sie brennen vor Begierde, ſie aus„zuführen: aber, wenn Jhnen unglücklicher Weiſe „eine Scene geräth, ſo wird man Jhnen Beyfall „zuklatſchen, und Sie werden nicht wieder zu den „langweiligen Fugen zurückkehren.“

Gretry gab ſein Wort, das Verlangen ſeines Lehrers zu erfüllen: nur einmal brach er es. Die Veranlaſſung dazu war ein Beſuch bey Piccini, wo ein Freund ihn einführte. Piccini ſchenkte ihnen wenig Aufmerkſamkeit. Eben arbeitete er an einem Oratorium, und ſetzte ſich wieder zu ſeinem Geſchäfte, nachdem er es einige Augenblicke verlaſſen hatte, um die Kommenden zu empfangen.

Als Gretry nach Hauſe kam, wollte er ſeyn, was Piccini war. „Der kleine Tiſch neben dem Klavier, das Heft von linirtem Papier, ein gedrucktes Oratorium, — die Worte leſen, — die Hände aufs Klavier bringen, — die Takte zur Partitur abtheilen — dann ſchnell hinter einander ſchreiben ohne auszulöſchen — ohne Anſtoß von einer Stimme zur andern übergehn, alles das dünkte mich vortreflich, und mein Wahnſinn dauerte zwey bis drey Stunden: nie war ich glücklicher geweſen: ich hielt mich für Piccini ſelbſt. Nun war eine Arie fertig: ich ſetze mich ans Klavier, ſie zu ſpielen. Himmel, wie abſcheulich! Ich vergoß heiße Thränen, und nahm den folgenden Tag ſeufzend meine Fugen wieder zur Hand.“

Zwey Jahre genoß Gretry Caſali's Unterricht. Den Fugen folgte die Aufgabe von Motetten, von ſechs bis acht Stimmen. Caſali ſelbſt ermahnte endlich den jungen Tonkünſtler für ſich zu arbeiten. Einige Jahre nachher wurde er in die Akademie der Philharmoniker zu Bologna aufgenommen.

„Ich bin überzeugt,“ ſagt der Verf. bey Erwähnung ſeiner erſtern Compoſitionen, „daß man nicht einfach, ausdrucksvoll, vorzüglich aber nicht korrekt ſeyn kann, ohne alle Schwierigkeiten des Contrapunkts überwunden zu haben. Nur in einem vollen Magazin kann man ſich ein Kabinet ausſuchen. — Vorzüglich aber iſt es der Baß, was den Mann unterſcheidet, der ſich mit der Harmonie vertraut gemacht hat. Wie edel, wie ſchön iſt dieſe Stimme! alles, was mit ihr in

„Verbindung ſteht, belebt ſie. Langſam und durch Intervalle von Quinten und Quarten ſchreitet der Baß fort, wenn er Ehrfurcht erwecken ſoll: er wird ſingbarer, und ſteigt von ſeiner Erhabenheit herab, ſobald er einen lebhaften und leichten Geſang begleitet.“

Gretry ſollte nun die Vorſchriften über den Contrapunkt anwenden. Pergoleſe wurde ſein Muſter, überzeugt, daß er nie etwas taugliches fürs Theater machen werde, wenn er nicht die Deklamation zur Führerinn wähle.

Am verlegenſten war unſer Tonkünſtler bey ſeinen erſten Verſuchen über die Auswahl der Ideen, die ſich ihm zudrängten. „Noch hatte mir, ſagt er, die Erfahrung nicht gelehrt, daß die Kunſt, etwas aufzuopfern, den guten Künſtler auszeichnet. Umſonſt ſuchte ich einfach und wahr zu ſeyn: ein Gedränge von Ideen verdunkelte mein Gemälde. Unzufrieden, wenn ich alles aufnahm, und noch unzufriedner, wenn ich verwarf, weil ich hier nur dem Ohngefähr folgte. Dieſer Kampf zwiſchen Beurtheilungskraft und Kenntniſſen, zwiſchen dem Geſchmack, der wählen will, und dem Mangel an Erfahrung, der nicht zu verwerfen verſteht — dieſer Kampf war ſo lebhaft, daß er mich den Reſt meiner Geſundheit koſtete.“

Mit einem Fieber, das ihn auf das Krankenlager warf, verband ſich ſein altes Uebel, das Blutauswerfen, und dieſe Krankheit feſſelte ihn ſechs ganze Monate. Nach ſeiner Geneſung fand er bey einem Spaziergange, ohnweit Rom auf dem Ber-

„Nur der verſuchte Künſtler wird zuweilen ſogleich „das erſtemal die Wahrheit finden. Darf ihn das „eitel machen? Keineswegs; er genießt dann „nur die Frucht ſeiner frühen, lange Zeit bekämpf„ten Irthümer. Dem Künſtler, der immer ar„beitet und immer mit ſich zufrieden iſt, habe ich „nichts zu ſagen: er iſt zum Irthum geboren, und „darf nur von der Unwiſſenheit Beyfall erwarten.“

Die erſten Verſuche, die Gr. in Rom hören ließ, wurden mit Beyfall aufgenommen. Er erhielt den Auftrag, für das Theater von Aliberti zwey Intermezzo zu ſetzen, und er fing an, ſich damit zu beſchäfftigen, als die Theaterunternehmer ihm erklärten, daß die für die Eröfnung des Theaters beſtimmte Compoſition ihrer Erwartung nicht entſpräche, daß ſie daher den Tonkünſtler zurückgewieſen hätten, und daß Er nunmehr ſeinen Platz ausfüllen müſſe. „Wo denken Sie hin, meine „Herren,“ ſagte ihnen Gretry, „in acht Tagen „wird die Bühne geöffnet.“ — Richtig, in acht Tagen. — Ihre Bitten drangen endlich Gretry das Verſprechen ab. Man erwartete mit Ungeduld den Erfolg ſeines kühnen Unternehmens, und er war glücklich. Eine Arie wurde wiederholt. Piccini äußerte ſeine Zufriedenheit. Ein mörderiſcher Anfall, den Gr. bald nachher erfuhr, wurde dieſem Beyfalle zugeſchrieben. Die Verwandten des Meuchelmörders machten einen Irthum daraus. — Ein paar Tage nachher hörte Gr. eine ſeiner Arien auf der Straße ſingen.

Schon ſeit langer Zeit ward er von ſeinen Aeltern zurückgerufen. In Lüttich war ihm ſogar eine Kapellmeiſterſtelle aufbehalten. Aber er reiſte erſt auf eine andere Veranlaſſung. Dieß war die Bekanntſchaft mit einem Engländer, Mylord A—, und ſeinem Flötenmeiſter Weiß. Der letztere lud ihn nach Genf ein, und Gretry ging dahin, in der Abſicht, ſich zu einer Reiſe nach Paris, wo er zu arbeiten wünſchte, etwas zu erſparen.

Die Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand der italiäniſchen Muſik, zu welchen ſein Abſchied von Italien den Verf. veranlaßt, würden wir nicht übergehn, wenn wir uns nicht erinnern müßten, daß wir nur einen Auszug, keine Ueberſetzung dieſer Memoiren liefern wollen.

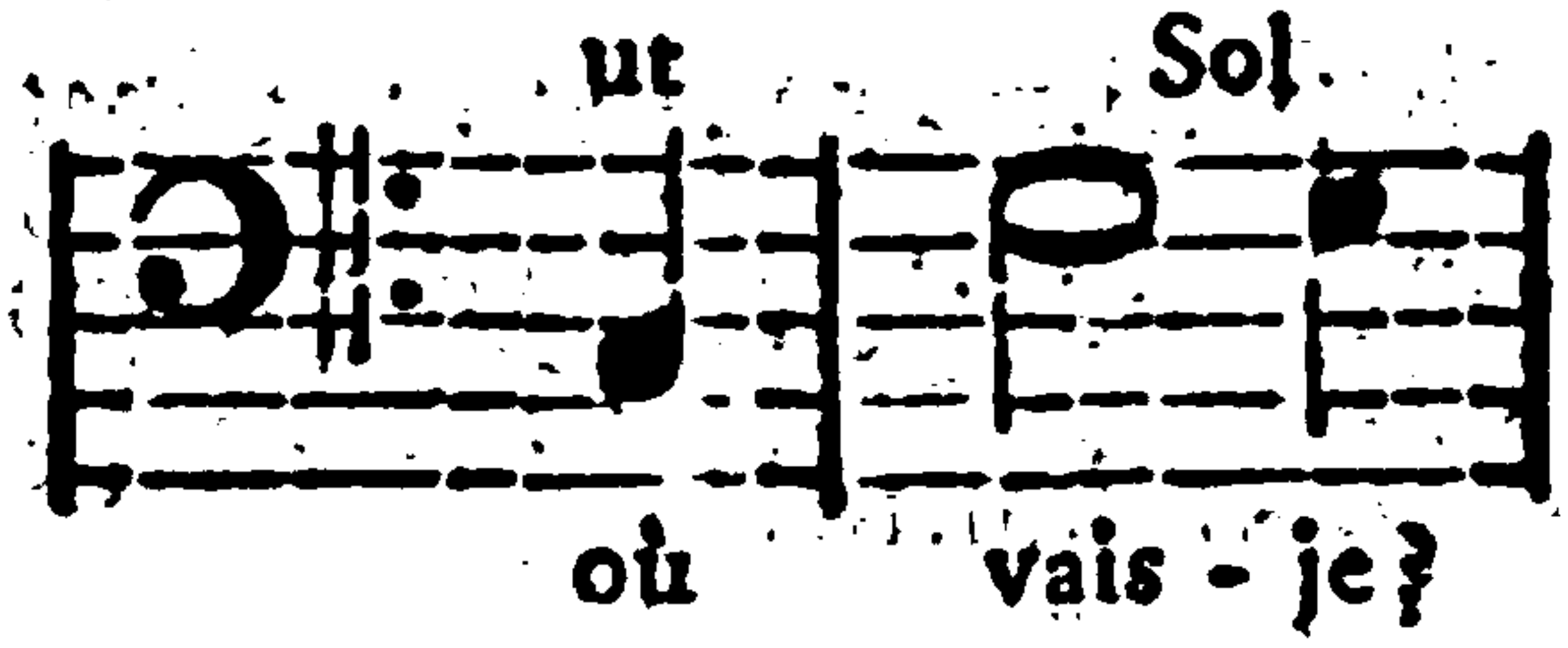
Zweyter Theil. Gretry verließ Rom den 1. Jan. 1767, und bekam zu Genf ſehr bald viele Schülerinnen im Singen. Glücklicherweiſe traf er eben den Zeitpunkt, wo dieſer Freyſtaat ein Schauſpielhaus errichten ließ. Die Veranlaſſung dazu war die Zuſammenkunft der franzöſiſchen, berner und züricher Geſandten, die um der Streitigkeiten zwiſchen den repreſentans und den negatifs willen ſtatt fand. Hier ſah Gr. die erſte franzöſiſche komiſche Oper, und gewöhnte ſich, franzöſiſchen Geſang zu hören, ſo unangenehm ihm dieſer anfangs ſchien. Auch war es ihm fremd, in demſelben Stücke reden und ſingen zu hören. Bald bekam er Luſt, ſeine Kenntniſſe an der franzöſiſchen Sprache zu verſuchen, eine Arbeit, die ihm nützlich werden mußte, wenn er an die Hauptſtadt denken wollte. Allein er fand kein Gedicht zu ſeinem Vorhaben, und wendete ſich daher ſchriftlich an Voltaire, um ſich etwas von ſeiner Arbeit zu erbitten. Bald hierauf wurde er bey ihm eingeführt, und ſehr gut empfangen.

„Ich wollte mich entſchuldigen, daß ich gewagt „hatte, ihm zu ſchreiben. Ihr Brief, mein Herr, „ſagte Voltaire mit einem Druck der Hand, der bis „zu meinem Herzen drang — hat mich entzückt. „Sie ſind ein Tonkünſtler, und Sie haben Eſprit: „dieß iſt zu ſelten, mein Herr, um nicht die lebhafteſte Theilnahme für Sie zu fühlen. Ich lächelte zu dieſem Epigramm, und machte Voltairen „meine Dankſagung. — Ich bin aber alt, fuhr „er fort, ich kenne zu wenig die komiſche Oper, die „jetzt die Mode in Paris fordert, und bey der man „Zaire und Mahomet vergißt. Und warum, indem er ſich zu Madame Cramer wendete, die „Gretry eingeführt hatte, warum machen Sie ihm „nicht eine kleine Oper, bis ich Luſt zu einer ſolchen „Arbeit bekomme? Denn ganz ſchlage ich es Ihnen nicht ab. — Er beſchäfftigt ſich wirklich „mit einer Arbeit von mir, ſagte ihm die Dame: „aber ich fürchte, daß er übel daran thut. — Und „dieß iſt? — Der Seifenſieder, ein Philoſoph! — „Ha, das klingt ja bald, wie Freron ein Philoſoph!“ —

Voltaire, der in dieſem Geſpräch mit ſeinen kleinen Menſchlichkeiten höchſt charakteriſtiſch, wie uns dünkt, dargeſtellt iſt, rieth Gretry die ſtummen e, über die ſich dieſer beklagte, wegzuwerfen.

„Der

„Verhältniſſen ſich unterſcheiden. Will man ſagen, „daß der Geſang das Reden nicht nachahmen könne, weil reden nicht ſingen ſey, ſo antworte ich, „daß das Reden ein Geräuſch iſt, welches den Geſang in ſich ſchließt, d. i. wo ſtatt eines Tons, „den der Geſang angiebt, mehrere auf einmal angegeben werden. Man deklamire einmal: où „vais-je? und zwar ſo, wie es, um die Frage zu bezeichnen, nothwendig iſt, mit Erhebung der Stimme, ſo findet man ut re mi (Grundton, Secunde, Tertie) zuſammen in où, und mi fa „ſol; (Tertie, Quarte, Quinte) in vais-je? Hier „entſteht nun eine Miſchung oder Geräuſch, weil jede „Sylbe drey Töne bekömmt. Was thut aber der „Tonkünſtler? er nimmt für jede Sylbe Einen Ton „und ſetzt:



Dieſe erſte franzöſiſche Arbeit des Verf. erhielt ſich ſechs Vorſtellungen hindurch mit ausgezeichnetem Beyfall. Gretry glaubte nun, daß es Zeit ſey, nach Paris zu gehn, entſchloſſen zugleich, es nicht eher zu verlaſſen, bis er ſeinen Ruhm gegründet habe. In der That traf er von ſeinem Eintritt an auf alle die Hinderniſſe, die ſich gewöhnlich dem Fortgang des Genies widerſetzen.

Mit der franzöſiſchen Muſik ſöhnte der Verf. ſich erſt ſpät aus. In einer Compoſition von Rameau, die er zuerſt hörte, fand er noch viele alte Formen, die ihm ſein Meiſter Caſali als verwerflich hatte kennen lehren. — In den Opern, die das italiäniſche Theater gab, ſuchte er die Stimmen der Schauſpieler kennen zu lernen. Die Deklamation ſtudirte er auf dem franzöſiſchen Theater, überzeugt, daß die Deklamation guter Schauſpieler der vorzüglichſte Wegweiſer ſey, dem er zu folgen hätte.

Noch ſuchte er vergebens nach einer Arbeit, der er ſeine Talente widmen könne. Philidor und Duni intereſſirten ſich für ihn. Endlich gab ihm der erſte die Nachricht, daß er etwas gefunden und für ihn gut geſagt habe. Allein auch dieß ſchlug wieder fehl. Gretry fand zuletzt ſelbſt einen Dichter, der die ſamnitiſche Hochzeit (nicht das ſpätere Stück unſers Tonkünſtlers) zum Gegenſtande wählte. Die Herren Suard und Abbé Arnaud, denen die Arbeit vorgelegt wurde, waren damit zufrieden. Sie empfahlen den Tonkünſtler dem ſchwediſchen Geſandten Graf von Kreuz, und bey dieſem hörte jener zum erſtenmal mit Geiſt von ſeiner Kunſt ſprechen.

„Während meines Aufenthalts in Rom, ſagt „er, nahm ich wahr, daß die Italiäner zu lebhaft „empfinden, um lange über etwas zu denken. Ein „oh dio! — die Hand auf die Bruſt gelegt, iſt „die ſchmeichelhafteſte Aeußerung ihres Beyfalls. „Dieß ſagt viel, aber wenn auch ein Seufzer in „dieſem Fall die ganze Rhetorik erſchöpft, ſo muß „man doch immer geſtehen, daß dieß wenig belehrend iſt.“

Gretry endigte ſeine Arbeit, und man fand ſie — zu edel für das komiſche Theater; dem ſie beſtimmt war. Dichter und Tonkünſtler erkannten das Richtige dieſes Urtheils; und ſchufen ſie zu einer Oper um. Sie ſollte bey dem Prinzen von Conti gegeben werden, aber die Kapelle hatte ſich gegen Gretry verbunden. Nur Ein Sänger, Mr. Géliote, nicht niederträchtig genug, keimenden Talenten ſich in Weg zu ſtellen, that das Seinige. Allein die ganze übrige Ausführung war ſo, daß das Stück fallen mußte.

In welcher Stimmung fand ſich Gretry, als er nach Hauſe kam! Und da traf er das Billet eines Unbekannten, der ihm rieth, nach Lüttich zurückzukehren, und ſeinen Landsleuten ſeine baroke Muſik ohne Sinn und Geſchmack hören zu laſſen: und einen Brief von Mylord A —, der die ihm für einige Flötenarbeiten ertheilte Penſion zurücknahm, weil Mylord — nicht mehr Flöte ſpiele.

Wirklich bereit, abzureiſen, gelang es ſeinen Freunden, Marmontel zu dem Entſchluß zu bringen, etwas für Gretry zu arbeiten. Dieß war le Huron, nach dem Ingenu von Voltaire. So ſehr anfangs Cailleau, der erſte Sänger des italiäniſchen Theaters, getäuſcht von manchen mißglückten Verſuchen, mißtrauiſch war, ſo zufrieden war er in der Folge mit dieſer Arbeit. Er nahm ſich des Stücks an, das bald darauf, den 20. Auguſt 1768, gegeben wurde.

„Nichts, ſetzt Gr. hinzu, iſt dem jungen Com„poſiteur wichtiger, als in jeder Hinſicht für ſeinen „erſten Verſuch beſorgt zu ſeyn. Dieſer kann ihn „eben ſo leicht bekannt machen, als ſeine Fortſchrit-

„andere Künſtler werden ſeine Abweichung vielleicht „noch glücklicher anbringen, als er, und werden auch „die ſtrengſten Richter zwingen, ſie aufzunehmen. „Faſt immer ging das Beyſpiel der Regel voran. „Indeſſen darf nur der die Regel verletzen, der mit „ihr ganz vertraut iſt: denn nur er kann mit Ge„wißheit fühlen, daß in dem vorkommenden Fall „die Regel unzulänglich iſt."

Gretry's Muſik wurde unvermerkt, ohne Enthuſiasmus, ohne die bey ähnlichen Fällen vorgekommenen Streitigkeiten, eingeführt. „Die Urſache," ſagt er, „lag wohl in meinem Studium und der „Manier, die ich gewählt hatte." Wahrheit in der Deklamation war das, was er, um Alle ſoviel möglich zu befriedigen, ſuchte. Er fand das franzöſiſche Ohr für ſie empfindlicher, als für die muſikaliſche Harmonie. Diſſonanzen ſtörten nicht: die mindeſte falſche Beugung der Stimme ſah er allgemeine Unzufriedenheit erwecken. Das Schauſpiel wurde, wie er vorher ſchon erwähnte, ſeine Schule, wo er die Leidenſchaften erforſchen, ihren wahren Ausdruck kennen und darſtellen, ihre Nüancen und Gränzen beſtimmen lernte.

„Ueberzeugt, daß jede Perſon ihren eigenthüm„lichen Ton, ihre Manier habe, ſuchte ich jeden „in ſeinem Charakter zu laſſen. Bald wurde ich „gewähr, daß der Muſik Kräfte eigen ſind, welche „die Deklamation allein nicht kennt. Ein Mädchen „verſichert z. B. ihrer Mutter, daß ſie noch nicht „weiß, was Liebe ſey; während ſie durch einen ein„fachen monotoniſchen Geſang ihre Gleichgültigkeit

„dar=

„darzulegen ſucht, drückt das Orcheſter die Qual „ihres verliebten Herzens aus. Wenn ein Pinſel „ſeine Liebe und ſeinen Muth an Tag legen will, ſo „muß er, wenn ihn wirkliche Leidenſchaft beſeelt, ſie „in ſeinen Accenten verrathen: aber das Orcheſter „wird uns durch ſeine Monotonie den Zipfel vom „Ohr zeigen. Mit einem Worte, die Empfindung „muß in der Singſtimme, die Charakterzeichnung, „Händeſpiel, Mienen, in den begleitenden Stimmen ſich finden laſſen.“

Sollten dieſe letztern Sätze des Verf. eben ſo wahr ſeyn, als ſie ſcheinbar ſind? und ſollten ſie vor dem Richterſtuhle des Verſtandes ſich eben ſo leicht rechtfertigen, als ſie ſich der Phantaſie einſchmeicheln? Wir glaubten bisher, daß die Zwecke, die Gretry hier den Haupt- und den begleitenden Stimmen anweiſt, vielmehr unter die Compoſition und ihren Vortrag vertheilt wären. In ſoferne die begleitenden Stimmen dem letztern gewidmet ſind, d. h. in ſoferne ſie den Ausdruck der Hauptſtimmen nüanciren oder verſtärken ſollen, in ſoferne möchten wir die Beſtimmung, die ihnen unſer Tonkünſtler anweiſt, auch gelten laſſen: allein in den Stellen, wo ſie, um die Harmonie vollſtändig zu machen, angebracht ſind, da dünkt uns jener Zweck nicht mit ihnen vereinbar. Doch überlaſſen wir die Entſcheidung dieſer Behauptungen und unſerer Zweifel Tonkünſtlern und Dilettanten, die mehr Gelegenheit haben als wir, ſie praktiſch zu prüfen.

Das zweyte Stück, das Gretry für das italiäniſche Theater verfertigte, war:

Lucile, in einem Akt von Marmontel. Die erſte Vorſtellung geſchah den 5ten Januar 1769. Hier fand der Tonkünſtler Gelegenheit, häusliche Empfindungen zu malen. Die (in unſern Zeiten bey der Revolution ſo berühmt gewordene) Arie: Où peut on être mieux, qu'au ſein de ſa famille, entlockte dem Parterre Thränen, und hat in der Folge oft gedient, Familienfeſte zu verſchönern. Das Publikum aber glaubte ſich bey allem Beyfall, den es dieſer Arbeit gab, in der Meynung beſtätigt zu ſehn, daß Gretry kein Talent für die fröhlichen Gattungen der Muſik habe, und man warf ihm vor, daß er in der komiſchen Oper weinen laſſe. Er antwortete durch

Le tableau parlant, zum erſtenmal gegeben auf dem italiäniſchen Theater den 20. September 1769: der Text von Anſeaume. Gretry ſah ſich durch den glücklichen Erfolg ſeiner vorigen Arbeiten in der Stimmung, die dieſe Arbeit förderte. Singen und Lachen war zwey Monate lang faſt ſein einziges Geſchäffte. Voll von ſeinem Gegenſtande componirte er eines Nachmittags beym Graf Kreuz vier Arien.

„Dieſe Fruchtbarkeit ſetzte mich ſelbſt in Er„ſtaunen. Für den Stümper würde ſie gefährlich „ſeyn, und eben ſo dem Mann, der ſich ſelten der „Arbeit widmet. Aber der Künſtler, der ſeine „Nächte in Nachdenken zubringt, muß die Frey„gebigkeiten der Natur benutzen. — Ich ſuchte „vor allen Dingen in dieſer Arbeit das Poſſenſpiel „zu veredeln, ſoweit ich, ohne die Wahrheit zu

„ver-

Die Schwierigkeiten, die der Eigenſinn einiger Schauſpielerinnen der Aufführung dieſer Operette entgegenſetzen wollte, wurden glücklicherweiſe bald gehoben. Aber Gretry ſelbſt wurde bey der erſten Probe ſchüchtern, und, erſt nachdem die Schauſpieler ihre Rolle gefaßt hatten, kehrte die Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit zurück.

Marmontel nahm ihn mit zur Clairon: er zeigte ihr das Duett: Dans le ſein d'un pere, (das deutſche Publikum kennt es in der Nachahmung: An ſein Herz voll Liebe drückt dein Vater dich,) und ſie war, einige Verſe ausgenommen, die ihr nicht genug deklamirt ſchienen, damit zufrieden. Sie mußte dem Tonkünſtler dieſe Stellen deklamiren, und mit Erſtaunen ſah ſie, daß er ſingend ihre Töne, ihre Intervalle, ihre Accente kopirte. Wie, rief die Sängerinn, vermag das der Geſang? ich geſtehe es, dieß habe ich bis heute nicht geahndet.

Les deux Avares, in zwey Akten. Text von Falbert de Quingy. Zum erſtenmal gegeben in Fontainebleau, am 17. October 1770: in Paris den 6. December 1770. Dieß Stück, das kälter als die andern aufgenommen wurde, erhielt ſich doch länger: der Gegenſtand war neu, und es iſt leicht aufzuführen: wahrſcheinlich waren dieſes die Urſachen jener Erſcheinung.

„Indeſſen, ſagt Gretry, muß ich geſtehn, daß „das Niedrigkomiſche keinen Reiz für meine Einbildungskraft hat. Es machte mir Vergnügen, „Colombine und Pierrot im tableau parlant zu „veredeln, aber ohne Unwahrſcheinlichkeit konnte ich

„dieß bey den Charakteren von Martin und Gripon „nicht. Die Verliebten im Poſſenſpiel zeigen uns „überladene wahre Galanterie, und dieſe iſt noch „eines Anſtrichs von Adel fähig: aber niedrige „Charaktere kann man nie veredeln, ohne die Wahrheit zu beleidigen.“

Der Verf. ſucht für dieſe Behauptung, die wir an ſich als ſehr richtig anerkennen, Gründe anzugeben: er ſcheint die überſehen zu haben, die der Sache am nächſten liegen. Das Niederträchtige iſt immer Unedel: ohne ſeine Natur zu verändern, iſt es alſo geradezu unmöglich, es edler darzuſtellen. Das Lächerliche hingegen darf ſich nie in das Niedrige oder Ekelhafte, d. h. nie in das Unedle verlieren: und es enthält alſo keinen Widerſpruch mit ſeinem Weſen, wenn ihm ein edlerer Anſtrich gegeben, oder die Veranlaſſungen zum Lachen edler dargeſtellt werden.

L'amitié à l'epreuve: Komödie in zwey Akten, nachher zu drey Akten umgearbeitet. Text von **Favart**: gegeben in Fontainebleau den 13. November 1770, und in Paris den 17. Januar 1771.

Die erſten Vorſtellungen dieſes Stücks gefielen wenig: erſt im Jahr 1786, als es auf der Bühne wieder erſchien, gab das Publikum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit, nachdem der Verf., um dem Stück mehr Leben und Mannichfaltigkeit zu verſchaffen, eine komiſche Rolle eingewebt hatte.

Zemire et Azor, in 4 Akten, von **Marmontel**, wurde auf die Bühne gebracht in Fontainebleau, den 9. Nov. 1771. und in Paris den 10. December d. J.

Die erſte Arbeit des Verf. nach einer harten Krankheit. Das Gefühl neuer Kräfte, die Befreyung des Geiſtes von allem körperlichen Druck, macht leicht für das Wunderbare empfänglich, und ſetzt uns in nähere Beziehung zu den übernatürlichen Weſen. Eine fortdauernde Behaglichkeit begleitete Gretry bey dieſer Arbeit: ſein Ausdruck war wahr und ſtark, und es ſchien ihm ſchwer, in derſelben Manier, mehr Wahrheit des Ausdrucks, der Melodie und Harmonie zu vereinigen, als hier geſchah.

„Nicht als ob dieſe drey Stücke, die jeder Gat„tung von Muſik eigen ſeyn müſſen, in jener Arbeit „alle denſelben Grad behaupteten. Eine Vereinigung „dieſer Art wird ſich vielleicht nie finden: und immer „wird, wenn Eine jener Eigenſchaften vollkommen „erreicht wird, dieß auf Unkoſten der beyden andern „geſchehn. Wenn der Tonkünſtler nach der Wahr„heit des Ausdrucks ringt, werden ihr Melodie „und Harmonie untergeordnet ſeyn: und dieſes iſt „der Fall bey der dramatiſchen Muſik. Der Ton„künſtler, dem die Natur jene Wahrheit des Aus„drucks verſagt hat, deſſen Einbildungskraft ſich „nur ſelten glückliche Geſänge darſtellen, wird ohne „Zweifel in den Modulationen der Accorde Stoff „genug zu einer ſchätzbaren Compoſition finden. „Sie ſind für die Kirchenmuſik, für die Chöre des „tragiſchen Theaters, wo die Handlung nicht raſch

Empfindungen ſelbſt wird in verſchiedenen Rückſichten, ſo gewiß ſie der Muſik im Allgemeinen überall zum Grunde liegt, mehr und minder unentbehrlich. Nach dieſen Rückſichten tritt nun die Wahrheit des Ausdrucks in eben ſo verſchiedene Verhältniſſe gegen Harmonie und Melodie.

Der Verf. theilt die Gattungen der Muſik in ſolche, denen Worte zum Grunde liegen, und ſolche, wo dieß nicht der Fall iſt. Bey der erſtern behält er genau in den Augen, daß Dichtkunſt und Tonkunſt nicht eine der andern dienen, ſondern beyde ſchweſterlich ſich mit einander verbinden ſollen, um deſto gewiſſer ihren Zweck zu erreichen. Wo alſo die Dichtkunſt in ſolchen Gattungen verweilt, die zwar beſtimmte Empfindungen malt, aber nicht ſo umſtändlich, daß nicht noch Verſtärkung des Colorits, Andeutung von Nüancen in den Leidenſchaften und ihrem Ausdruck möglich wäre, oder vielleicht noch richtiger, wo die Arbeit des Dichters zwar Empfindungen zu erregen fähig iſt, aber nicht in dem Grade, den das Weſen der Empfindung und die Verhältniſſe, unter denen ſie erregt werden ſoll, erlauben, ſo iſt es allerdings nothwendig, noch einen andern Weg zu ſuchen, um den Eindruck auf die Seele, der der Empfindung vorhergehn und mit ihrer Stärke in Verhältniß ſtehen muß, ſicherer und ſeine Wirkung zuverläßiger zu machen. Dieß iſt allerdings der Fall in der dramatiſchen Poeſie, wo das nothwendige Fortſchreiten der Handlung nicht ein ſolches Verweilen bey den Vorſtellungen und Ideen erlaubt, wie es zur Erweckung der bezweckten

ten Empfindung nothwendig ſeyn würde. Durch die Intenſität der Gedanken und des Ausdrucks kann dieß nicht allezeit — in den leichtern Gattungen der dramatiſchen Poeſie gewiß nur ſelten erreicht werden, und ſo muß man dieß durch Deklamation, Geſte, und durch die Verbindung des Geſanges verſuchen. Hier, wo dieſer die Entſtehung einer beſtimmten Empfindung befördern ſoll, iſt Ausdruck und Wahrheit deſſelben allerdings das Weſentlichſte und Nothwendigſte: die zweyten Stellen nehmen Melodie und Harmonie ein; jene, um den Ausdruck gefällig zu machen, dieſe, um ihn noch mehr zu unterſtützen.

Man wende uns nicht ein, daß ja oft dieſelben Empfindungen in gleichem Grade ſchon bey dem Leſen einer guten Operette entſtehen, die uns bey ihrer theatraliſchen Vorſtellung erfüllen. Wir können dieſes, wenigſtens daß es in gleichem Grad geſchehe, mit gutem Grunde leugnen: aber auch, wenn wir es zugeben wollten, wer ſagt uns, wieviel Antheil an jenen Empfindungen die Arbeit ſelbſt, und wieviel das an ihnen hat, was unſere Phantaſie von mangelnder Deklamation, Geſten und Geſang erſetzt. Wir haben ſehr vollkommene Dichter in dieſer Gattung ſich bemühen ſehen, beym Vorleſen ihrer Opern, den Arien eine Melodie zu geben. Wozu dieß, wenn ſie nicht fühlten, daß es außer Worten und Deklamation noch etwas giebt, was die Wirkung verſtärkt?

Wir glauben die Muſik in dieſen Rückſichten mit der Deklamation des Schriftſtellers vergleichen zu können. Je wahrer und durchdachter der Satz, je paſſender, gewählter, und ſtärker der Ausdruck für den Gedanken iſt, um ſo weniger vermißt man deklamatoriſche Verzierungen, um ſo öfterer ſchaden dieſe ſogar, indem ſie die Stärke des Ausdrucks ſchwächen, und die Sammlung der Aufmerkſamkeit auf die Hauptſache zerſtreuen.

Aus dieſen Geſichtspunkten gefaßt, dürften ſich Gretry's Sätze nicht bloß vertheidigen laſſen, ſondern wirklich als Behauptungen, die dem Endzweck der zwiſchen Tonkunſt und Dichtkunſt beſtehenden Verbindung ganz entſprechen, rechtfertigen.

L'ami de la maiſon. Drey Akte, von Marmontel. Gegeben in Fontainebleau den 26. October 1771, in Paris den 14. März 1772.

Gute und wichtige, aber bekanntere Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Aufmerkſamkeit des Tonkünſtlers auf die Deklamation der Worte, in Rückſicht ihrer Stellung zu den Hauptnoten. Sie würden uns überflüßig ſcheinen, wenn nicht allzuhäufige Beyſpiele, wie wenig viele Tonkünſtler Sinn für dieſe erſten Vorſchriften ihrer Wiſſenſchaft haben, dieſe Täuſchung ſtörten.

Auch empfiehlt der Verf. den für die Harmonie wichtigen Gebrauch blaſender Inſtrumente. Er iſt, wie er ſagt, von den Deutſchen mehr benutzt, als von den franzöſiſchen Tonkünſtlern.

„Man kann, ſagt er, dieſe Inſtrumente in
„zwey Beziehungen betrachten; die erſte, die ſie zu
„der Stimme haben, die ſie begleiten, die zweyte,
„zu der Empfindung der Worte, die die Muſik aus-

„welt zu kommen werth waren. Heut zu Tage „heißt es: wenn die Verſe nichts taugen, ſetze „man ſie in Muſik, man wird ſie gut finden! — „Ich ſage in dieſem Fall, man wird ſie abſcheulich „finden. Alle Tage höre ich Verſe, die das Publikum im Dialog hingehen läßt, und die es verwerfen würde, wenn ſie ſo in Muſik geſetzt würden, daß ſie verſtändlich blieben.“ (Ganz gewiß, wenn ſie verſtändlich bleiben: aber bey vielen von unſern gewöhnlichen Compoſitionen iſt es einerley, was für Worte mit ihnen verbunden ſind, weil man doch nichts von den letztern verſteht, und die guten eben ſo, wie die ſchlechten, unter den Tönen erſtickt werden. Dann ſchafft freylich eine gute Melodie ſchlechten Verſen Aufnahme.) „Die „muſikaliſche Sprache unterſcheidet ſich darinnen, „daß ihr Accent ſtärker iſt, als in der gewöhnlichen Deklamation. Und es iſt natürlich, je mehr „ihr deklamirt, und accentuirt, je fühlbarer macht „ihr die Plattheit der Verſe, je mehr ſetzt ihr Worte und Muſik herab.“

„Bemerkt, mit welcher Furchtſamkeit ein guter Schauſpieler Verſe herſagt, die ihm ſchlecht „dünken: er deklamirt nicht, er ſchlüpft ſchnell „und faſt ohne Accent über die verdächtigen Worte „hinweg. Der Tonkünſtler erfährt in ſeinen Arbeiten denſelben Zwang: ihm begegnen hundert „faſt unüberwindliche Schwierigkeiten: ein Vers „hat acht, der folgende nur drey, der nächſte zehn „Sylben. Und nun ſoll er einen regelmäßigen „Plan in der Unregelmäßigkeit ſelbſt entdecken.

„Noch ſchlimmer, wenn die Ideen, die die Strophe
„bilden, ohne Zuſammenhang ſind; und doch
„heißt dieſes alles noch nichts, wenn noch überdieß
„proſaiſche oder gemeine Worte ſich finden, die
„man ſchnell übergehn muß, um ſie wenig hören,
„und die Zuſchauer in dem Gedanken zu laſſen, daß
„ſie mißverſtanden haben.

„Dieß ſind die Qualen des Tonkünſtlers, dem
„man ſorglos bearbeitete Worte giebt. Aber er
„verlangt doch einen muſikaliſchen Abſchnitt im
„Vers? er will kleine Verſe? Nicht doch, meine
„Herren, nicht dieß iſt nothwendig: wir wollen
„Verſe, die der Empfindung entſprechen, die ſie
„ſchildern! Alexandriner oder ſechsſylbige ſind
„gleichgültig: aber ſie ſollen korrekt, ſymmetriſch
„ſeyn: nicht zu lange Redensarten, in Verſen von
„zehn und zwölf Sylben, deren Abtheilungen durch
„Vokalen verbunden ſind: ganz natürlich kann der
„Geſang nicht ſo ſchnell gehn, als die Worte. Denken
„ſie daher immer an die Bewegung des Geſangs,
„der ihre Worte begleiten ſoll: acht Verſe
„in langſamer Bewegung fordern mehr Zeit, als
„dreyßig in ſchneller.

„Keine Wiederholung derſelben Worte in demſelben
„Vers, es ſey denn, daß dieß ihre Idee verſchönere.
„Dieſes Hülfsmittel muß dem Tonkünſtler
„vorbehalten bleiben, um ſeinen Geſang
„zu ründen. Er bedarf es nicht immer; aber wenn
„ihr es ihm wegnehmt, ſo ſetzt ihr ihn leicht in Verlegenheit,
„weil ihr nicht wiſſen könnt, wenn er es
„nöthig hat. Vielleicht ſieht er durch die Wen-

„dung des Geſangs ſich in der Nothwendigkeit, „Worte zu wiederholen, die ihr nicht wiederholt „habt: ſeine und eure Wiederholungen werden „dann zum Ekel! Dem Tonkünſtler in die Hand „arbeiten, heißt in dieſem Falle, ſo ſcheinbar es „klingt, nichts anders, als dem Zwang folgen, ei„ne Zahl Sylben vollſtändig zu machen, um Verſe „von dem nämlichen Maaß aufzuſtellen.

„Dann vermeide der Dichter auch die Moral; „ihre Bilder ſind kalt, vielleicht nur dann nicht, „wenn ſie ſich auf Liebe bezieht. Empfindung, „Ironie, jede Leidenſchaft, ſelbſt Einförmigkeit, „wenn ſie zum Charakter ſtimmt, alles iſt für die „Muſik ergiebig, nur keine ſchlechte Verſe!“

Der Verf. vertheidigt ſich noch zuletzt, daß das, was er hier ſagt, keinen Bezug auf Sedaine habe, wie es wohl mit Recht ſcheint. „Wenn „Sedaine auch nicht der Dichter iſt, der die Verſe, die er dem Geſang beſtimmt, mit der größten „Sorgfalt bearbeitet, ſo ſind doch die Situationen, „die er herbeyführt, ſo hinreißend, daß ſie den Ton„künſtler zwingen, ſich für ihre Darſtellung zu be„ſchäftigen. Faſt immer wählt er das eigentliche „Wort, und hält nicht für nöthig, es durch poetiſche „Figuren zu verſchönern. Und ſo zwingt er den „Tonkünſtler, neue Formen zu erfinden, um ſeine „originellen Charaktere darzuſtellen; Freylich iſt „dann die Arbeit nicht leicht; aber Gewohnheit in „leichten Arbeiten iſt auch dafür deſto gefährlicher, „wenn ſie nicht die Frucht eines langen Stu„diums iſt.“

„mus und der Bewegung: in der That wirkt er „mehr als Harmonie und Melodie: aber wenn er „mit dieſen vereinigt iſt, dann erſt iſt ſein Einfluß „unwiderſtehlich.“

„Stücke, wie dieſe, deren Muſik mehr ſprechend als ſingend iſt, erfordern Behutſamkeit in der Ausführung, um den Ausdruck nicht zu überladen, und darüber den Geſang ganz zu vergeſſen. Auch iſt es in der Tonkunſt ſo wahr, als in den übrigen Künſten, daß den Ideen des Zuhörers nichts übrig laſſen, ihn langweilen heißt. Dieß iſt ſogar phyſiſch richtig, und die Urſache, warum unſere Saiteninſtrumente nicht die ſcharfe Stimmung vertragen, die die Töne zu fordern ſcheinen.“

So richtig bekanntlich die letztere Erſcheinung iſt, ſo wenig glauben wir doch, daß ſie der Verf. mit Recht als die Folge der von ihm genannten Urſache anſieht, die er überhaupt zu weit auszudehnen ſcheint. Die in einigen Intervallen bey der Stimmung unſerer Inſtrumente nothwendige Abweichung von der eigentlichen Temperatur der Töne, iſt die Folge der in unſerm Tonſyſtem noch liegenden Mängel, und der für die eigentlichen Verhältniſſe der Intervalle fehlenden Zwiſchentöne. So wird es alſo vielmehr der Fall, daß man das Ohr überall gleichförmig rühren, und auf einer Seite, wo höchſte Befriedigung möglich wäre, minder befriedigen muß, um es auf der andern nicht ſogar beleidigen zu laſſen.

Bemerkungen über Rouſſeau, dem Gretry bey der Vorſtellung der fauſſe Magie bekannt wurde.

So ſehr ſie uns zum Abſchreiben reizen, ſo müſſen wir uns und unſern Leſern doch dieſen Genuß verſagen, um unſere Gränzen nicht zu weit zu überſchreiten. Nur das bemerken wir, daß der Tonkünſtler die Rechtfertigung des Philoſophen über das ihm ſtreitig gemachte Eigenthum der Muſik vom devin du village übernimmt. Er fand darinne „den wenig geübten Künſtler, dem die Empfin„dung die Vorſchriſten der Kunſt enthüllte.“

Die nächſten Arbeiten des Verf. waren:

Cephale et Procris, in drey Akten von Marmontel, aufgeführt in Verſailles 1773, in Paris den 2ten May 1775. Der Beyfall, den dieſes Stück erhielt, war mittelmäßig. Gretry ſchlug dem Dichter einige für die Muſik vortheilhafte Veränderungen vor, zu denen jener ſich nicht verſtand, und ſeit der Zeit kam es nicht wieder auf die Bühne.

Les mariages Samnites, in drey Akten von Duroſoy, gegeben von den Italiänern den 12. Jun. 1776.

Auch dieſe zweyte Bearbeitung des nämlichen Gegenſtandes, den der Tonkünſtler ſchon einmal vor ſich gehabt hatte, machte kein Glück in Paris. Man konnte ſich nicht gewöhnen, dieſelben Schauſpieler, die man täglich in komiſchen Rollen ſah, hier als Helden zu ſehn. Auf den Bühnen der Landſtädte erhielt ſich, weil das Gegentheil ſtatt hatte, das Stück länger.

Matroco, burleſkes Drama in 4 Akten von Laujeon, aufgeführt in Fontainebleau 1777, in

Paris den 25. Februar 1778. Die Erwartung des Tonkünſtlers von dieſem aus Abentheuern zuſammen geſetzten Stück, das er für den Hof und aus Gefälligkeit in Muſik ſetzte, war nicht größer, als der Erfolg. Er hatte ſich die undankbare Mühe gegeben, überall in ſeiner Muſik Epigrammen anzubringen, denen ein air de Vaudeville zum Grunde lag. Die Ouverture war eben ſo aus bekannten Arien zuſammengeſetzt, die den Charakter und Gegenſtand des Stücks andeuteten. „Ich „bin überzeugt, (ſagt Gretry aufrichtig,) eine ganze Piece in vier Akten in dieſer Art gearbeitet, iſt „eine Verirrung der Einbildungskraft: ſie iſt fähig, die Verſtandskräfte des Künſtlers zu Grunde zu richten.“

In Paris wurde es wider Willen des Verf. gegeben. „Die Flamme hat dieſes Ungeheuer von „Compoſition verzehrt, um den guten Geſchmack „zu verſöhnen, dem ich durch ſie zu nahe getreten „war.“

Le Jugement de Midas. Komödie in drey Akten mit Geſang, von d'Hele: auf dem italiäniſchen Theater gegeben den 27. Junius 1778.

Der Verfaſſer dieſer Komödie iſt ein Engländer, der eigentlich Hales heißt, und von den franzöſiſchen Journaliſten in d'Hele umgetauft wurde. Man wollte lange nicht glauben, daß ein Engländer ein gutes franzöſiſches Stück machen könne, und ſo ruhte die Arbeit zwey Jahre im Portefeuille des Tonkünſtlers. Endlich erſchien ſie, als die Reihe im italiäniſchen Theater ſie traf, und das Publikum

nen uns merkwürdig, wenn gleich keinesweges durchgängig neu.

„Ich fand allgemein,“ ſagt er, „daß die Be„gung, die für jedes Stück angezeigt war, viel lang„ſamer gegen Norden von Frankreich, viel ſchneller „im Süden war. Indeſſen darf man nicht glau„ben, daß je weiter man in die heißen Länder vor„dringt, um ſo ſchneller die Bewegung werde. „Man findet ſie vielmehr zu Rom langſamer als „zu Paris, ohne Zweifel noch langſamer in noch „heißern Ländern. Hier zeigen, wie in vielen an„dern Fällen, die Extremen dieſelbe Wirkung. „Die größte Hitze des Clima macht ſchwach: die „Kälte dumm. — — Sollte ein Rythmome„ter, den man mehrmals vorgeſchlagen hat, nöthig „ſeyn, um die Bewegungen gleichförmig zu machen? „läßt man nicht lieber jedem Volk, jeder Provinz, „die lebhafte, gemäßigte oder langſame Bewegung, „die ſeinem Temperament entſpricht? Ich bin „überzeugt, daß ſelbſt dann, wenn man die Be„wegung jedes Muſikſtücks nach Pendulſchwingun„gen abmeſſen wollte, doch jedes Land von ver„ſchiedener Temperatur ſich nicht daran kehren, ſon„dern nach ſeiner Weiſe ſich richten würde.“

Wir können uns hier nicht in eine nähere Prüfung dieſer Behauptungen des Verf. einlaſſen. Allein erinnern müſſen wir doch, daß er uns hier die Wirkung des Stücks von einer gewiſſen beſtimmten Bewegung, nicht von der Wirkung der Bewegung ohne Bezug auf ein gewiſſes Stück, zu unterſcheiden ſcheint.

Wir glauben, daß jede muſikaliſche Arbeit nur in einer einzigen Nüance von Bewegung in dem Grad der Vollkommenheit dargeſtellt werden kann, den ſie von ihrem Verf. empfing. Das Mehrere oder Mindere in dieſer Bewegung ſchwächt nothwendig den Eindruck des Stücks. Sagt man alſo, das Maaß einer Bewegung iſt dem Lande oder dem Volke nicht angemeſſen, ſo heißt dieß eigentlich, das Stück ſelbſt iſt nicht für das Land oder das Volk: denn wenn es die Compoſition in einer langſamern oder ſchnellern Bewegung vortragen hört, ſo hört es nicht das, was der Verf. ihm vorzutragen willens war. Wem wir hier nicht deutlich ſind, dem ſind wir es vielleicht, wenn wir ihn fragen, ob er glaubt, daß man die Arbeit eines Dichters in Schweden anders deklamiren müſſe als in Italien, um dieſelben Eindrücke hervorzubringen? Wir können uns nicht von einer ſolchen Verſchiedenheit der Organe und des Empfindungsvermögens, und eben ſo wenig von dem überzeugen, was unſer Verf. bis jetzt und in der Folge ſagt.

„Man giebt (fährt er fort) Lulli's und Ra„meaus Arbeiten nicht mehr in ihrer wahren Be„wegung, ſagen uns ältere Perſonen. Dieſe Ver„änderung hat mehrere Urſachen. Wenn man „das Tempo einiger Stücke ſchneller macht, ſo ge„ſchieht dieß, weil man heut zu Tage mehrere „Kenntniſſe, mehrere Fertigkeit in der Muſik hat, „weil man ſchnell faßt, was man ſonſt nur lang„ſam begriff. Die Einbildungskraft eilt, ſobald „ſie keine Hinderniſſe antrift. So ſagt man uns

„im Gegentheil auch, daß Lulli ſein Recitativ in „der Bewegung einer gewöhnlichen Rede aufführen ließ; nach ihm, d. h. vor dreyßig oder vierzig „Jahren, dehnte man es unendlich aus. Hier „tritt eine andere Urſache ein, als die vorhin angegebene. Damals war der italiäniſche Geſang nach „Frankreich gekommen: die franzöſiſchen Sänger „ſuchten nun daher Melodie, wo wenig war, und „ergriffen dann den Weg, ihr Recitativ mit allen „Verzierungen eines taktmäßigen Geſanges zu ſingen und auszuſchmücken.“

Uns dünkt, das, was der Verf. hier zuletzt ſagt, beweiſt gegen ihn, daß auch hier die Mode es iſt, die vorzüglich die verſchiedene Bewegung muſikaliſcher Arbeiten, nach den unterſchiedenen Ländern und Zeiten, verſchieden beſtimmt.

Les Evenemens imprevus, in drey Akten, von d'Hele, aufgeführt in Verſailles den 11. November 1779, und in Paris den 13ten deſſelben Monats: die letzte Arbeit des hoffnungsvollen Dichters.

Les moeurs antiques où les amours d'Aucaſſin et Nicolette, drey Akte von Sedaine, gegeben in Verſailles den 30. December 1779, in Paris den 3. Januar 1780.

„Der Titel dieſes Stücks zeigte dem Tonkünſtler ſchon die Muſikgattung, die er wählen mußte: aber indem er in der Manier der ältern Muſik arbeitete, mußte er zugleich den Neuern gefallen: man weiß es nie dem Künſtler Dank, daß

„ſam anwende: von unſerer Verſchwendung rührt „vielleicht dieſe Sättigung, dieſe Schwierigkeit, „den Zuhörern zu gefallen, her. In der That „ſieht man von der Ouverture einer Oper an, und „in allen ihren wichtigen Stücken, Trompeten, Hörner, Hoboen, Clarinetten, Flöten, Flaſchinetts, „Fagots, Violinen, Bratſchen und Bäſſe anwenden: alles wird auf einmal angebracht, und wenn „ſich dann eine günſtige Gelegenheit zeigt, eins „von jenen Inſtrumenten zu benutzen, ſo iſt die „Wirkung gewiß nicht mehr ſo auffallend, als „wenn man es vorher nicht hörte. Aber ſo will „das Vorurtheil. Man würde eine Ouverture „dürftig nennen, die nicht den ſtärkſten Theil der „Inſtrumente des Orcheſters beſchäftigte.“

Andromaque, Trauerſpiel in drey Akten, in Verſen, aufgeführt von der königlichen Akademie der Muſik den 6. Junius 1780.

„Die Harmonie findet ihr Reich in der Tragödie; die Melodie hat immer neue Quellen in allen „andern Gattungen. Der beſte Tonkünſtler ſieht „ſich, wenn er zwey oder drey lyriſche Stücke geſetzt hat, und ſeinen Geſängen Mannichfaltigkeit „geben will, gezwungen, die großen und edlen Formen, die ſich leicht erſchöpfen, zu verlaſſen, und „zur einfachen Natur zurückzukehren, die ſich ohne „Gefahr des wahren Accents der Leidenſchaft bemächtigt. Man ſieht dann aber, daß er aufhört „tragiſch zu ſeyn, ſo wie er natürlich wird: oder „daß er ſich in einer längern tragiſchen Laufbahn „unaufhörlich wiederholt.“ Die Leidenſchaften, die für das Trauerſpiel gehören, haben zu wenig Mannichfaltigkeit, und es giebt nur wenig Accente für jede dieſer Empfindungen. „Die Deklamation „der Tragödie hat ihr Recht an Abwechſelung ver„loren: der Tonkünſtler muß dieſelben Geſänge „wiederholen, und ſie nur mit einer andern Harmo„nie verbinden.“

Wenn ein Dichter in ſeinem zwanzigſten Jahre ein gutes Trauerſpiel, aber im vierzigſten Jahre erſt ein gutes komiſches Stück liefern kann, ſo findet hingegen bey dem Tonkünſtler gerade das Gegentheil ſtatt. „Das reife Alter iſt bey ihm das, „welches zur Tragödie paßt. Wenn die Lebhaſtig„keit, der Reichthum an Geſängen, die feinen „Nüancen in dieſem Alter erſchöpft ſind, ſo hat er „ihrer in der tragiſchen Gattung auch weniger nö„thig. Ihm bleiben, von einem gründlichen Stu„dium in ſeiner Jugend, die Schätze der Harmo„nie übrig, und er kann noch immer in tragiſchen „Stücken ſich einen Namen erwerben.“

Glucks Verdienſte um die tragiſche Oper veranlaſſen den Verf. zu einigen intereſſanten Bemerkungen. Aber neuer als ſie iſt die Idee, dem Componiſten dadurch mehr Freyheit zu verſchaffen, daß er dem Dichter vorarbeite, d. h. daß der Dichter die Ideen der Geſänge und ihren Gang nur andeute, der Componiſt dann ſein Gemälde liefre und vollende, und nun der Dichter Metrum und poetiſche Darſtellung hinzufüge. So hoft er, auch die jetzigen Componiſten bloßer Concertſtücke für die dramatiſche Dichtkunſt zu gewinnen.

Iſt aber dieſer Vorſchlag ausführbar? erweitert er nicht die Rechte des Tonkünſtlers zu ſehr zu Beeinträchtigung der Rechte des Dichters? Der letzte hat beſtimmte Ausdrücke für beſtimmte Begriffe zu ſuchen: der erſtere unbeſtimmte Ausdrücke für beſtimmte Begriffe. Glaubt nun der Verf. mit Recht, daß beſtimmte Ausdrücke unbeſtimmten, zumal unter ſo vielen mechaniſchen Vorſchriften, zuzugeſellen, leichter ſey, als das Gegentheil wäre? Ungerechnet, daß eine ſolche Arbeit viel mehrere muſikaliſche Kenntniſſe, als die gewöhnliche Verfahrungsart, und ſie in einem Grad vorausſetzt, der ſich äußerſt ſelten bey unſern Dichtern finden läßt.

Colinette à la Cour, drey Akte in Verſen von de S***, aufgeführt in der königl. Akademie der Muſik den 1. Januar 1782.

L'embarras des richeſſes. Drey Akte von demſelben, den 26. November 1782.

La Caravane. Drey Akte in Verſen von Morel de Chédeville, den 30. October 1783.

Man wollte auf der Schaubühne der Oper keine lyriſche Komödien ſehn, und man fand die Schritte unſers Verf. ſie einzuführen tadelnswerth. Und dennoch ſah er das Publikum müde der Tragödien, die im Beſitz der Bühne waren, die zahlreichen Liebhaber des Tanzes verdrüßlich, daß der Tanz hier gewöhnlich nur eine Neben-, oft überflüßige Rolle hatte, die Adminiſtration und die Schauſpieler in Verlegenheit, was ſie geben ſollten. Jene drey Stücke, vorzüglich das letztere,

„haupte noch mehr: das ganze Stück, bis auf jene Stelle, ſollte nur deklamirt werden; dann, wo die Romanze weſentlich Geſang ſeyn würde, und auſſer ihr nichts weiter geſungen werden dürfte, würde ſie auch mehrere Wirkung thun; ich war ſogar willens, dieſer Romanze im zweyten Akt kein anderes muſikaliſches Stück vorangehen zu laſſen, ganz allein aus dem angeführten Grunde. Indeſſen verließ ich dieſe Idee, indem ich überlegte, daß man in jeder Situation des erſten Akts geſungen habe, und indem ich hofte, daß die Zuſchauer ſich der Täuſchung überlaſſen würden, dieſe Romanze, in Anſehung der Muſik, als einzig anzuſehen. Dieſelben Gründe bewogen mich, ſie im alten Styl zu componiren, um ſie ſo von dem ganzen übrigen Stück zu unterſcheiden. Iſt mir dieß gelungen? Ich darf es glauben, da man mich hundertmal gefragt hat: ob ich dieſen Geſang in dem Fabliau gefunden habe, dem der Stoff des Stücks gehört?“

Wir waren überraſcht, hier unſere eigenen Vermuthungen wiederzufinden. Auch wir und mehrere unſerer muſikaliſchen Freunde hielten dieſe Romanze in Anſehung der Dichtung und der Compoſition für alt, ſo glücklich ſtellt ſie den Charakter ihres Zeitalters und des Sängers, dem ſie im Munde liegt, dar. Es war aber auch erſt nach mehreren mißlungenen Verſuchen, daß Gretry den alten Styl fand, der fähig war, auch den Neuern zu gefallen.

Panurge dans l'isle des Lanternes. Drey Akte in Verſen von Morel de Chedeville: im Opernhauſe gegeben den 25. Januar 1785.

Panurge war das erſte ganz komiſche Stück, das mit Beyfall auf der Operbühne erſchien. Auch unſere deutſchen Leſer erinnern ſich gewiß noch, wie oft und laut es in der erſten Zeit ſeines Erſcheinens genannt wurde. „Es kann,“ ſagt Gretry, „andern Stücken dieſer Gattung zum Muſter dienen. „Der Gegenſtand iſt einfach, der Pomp genau mit „der Sache verbunden, die Divertiſſements nothwendig zum Ganzen.“

Le mariage d'Antonio. Ein Akt: aufgeführt auf dem italiäniſchen Theater den 29. Julius 1786.

Der erſte Verſuch der dreyzehnjährigen Tochter des Verf., den ſie unter ſeinen Augen und ſeiner Anleitung machte. Er findet hier Gelegenheit, ſich über die muſikaliſche Erziehung, und über den Unterricht in den Elementen der Tonkunſt zu verbreiten, und eine Reihe intereſſanter Bemerkungen zu liefern, die aber ſchwerlich einen Auszug erlauben.

Le Comte d'Albert, zwey Akte von Sedaine: gegeben in Fontainebleau den 1. November 1786; in Paris den 8. Februar 1787.

Mit dieſem Stück, dem der Verf. noch eine umſtändliche Zergliederung widmet, aus der wir nichts ausheben, weil alles zu genau ſich auf einzele Stellen der uns nicht genug bekannten Arbeit bezieht, ſchließt der Verf. das Verzeichniß ſeiner

Compoſitionen und übergeht die, welche noch nicht öffentlich bekannt geworden ſind.

„Ich finde auch," ſagt er, „daß die Bemerkungen über die Muſik, die ſich mir im Anfange reichlich darboten, jetzt ſeltner werden."

Gretry endigt ſein ganzes Werk mit einer Recapitulation, die aber nicht, wie man glauben ſollte, die Zuſammenſtellung ſeiner im Werke zerſtreueten Grundſätze enthält, ſondern die vielmehr eine Würderung der Verdienſte der berühmteſten Tonkünſtler um die Gründung des jetzigen Geſchmacks, vorzüglich in der dramatiſchen Poeſie, liefert. Wir heben noch dasjenige aus, was der Verf. von Pergoleſe ſagt.

„Pergoleſe ſtand auf, und die Wahrheit wurde „anerkannt. Seit ihm hat die Harmonie erſtaun„liche Fortſchritte in ihren unendlichen Labyrinthen „gemacht: die exekutirenden Tonkünſtler haben ſich „vervollkommt, und erlauben den Componiſten alle „Reichthümer des Accompagnements zu benutzen: „aber Pergoleſe hat dennoch nichts verloren: die „Wahrheit der Deklamation, die ſeine Geſänge aus„zeichnet, iſt unvernichtbar, wie die Natur. Ge„wiß war es ein unwiederbringlicher Schade für die „Kunſt, daß dieſes göttliche Genie ſeine Laufbahn „in der Blüthe ſeiner Jahre endigte. Mit dem „innigſten Vergnügen hörte ich während meines „Aufenthalts in Rom von einigen ältern Tonkünſt„lern, daß mein Wuchs und meine Phyſiognomie „ſie an Pergoleſe erinnerten: ſie ſagten mir, daß „ſeine Arbeiten ihm die nämlichen Zufälle, von de-

franzöſiſchen Theaters — eine Seite, von der wir dieſe Schrift in den ausgehobenen Stellen nur wenig haben zeigen können.

Vielleicht würden ihre theoretiſchen Theile an Klarheit und Beſtimmtheit gewonnen haben, vielleicht manches conſequenter und minder paradox ſcheinen, wenn ſie näher und ſyſtematiſcher an einander gerückt wären: aber gewiß würden dieſe Stücke dann noch weniger geleſen und beherzigt werden, als unter der Leitung einer unterhaltenden Erzählung geſchehen dürfte. So dachte ihr Verfaſſer, und wir fürchten, daß unſer Vaterland dem ſeinigen in dieſer Rückſicht nur allzuähnlich ſey.

IX.

Medea in Korinth und Medea auf dem
Kaukaſos. Zwey Trauerſpiele von F.
M. Klinger. St. Petersburg und Leipzig
bey Krieke und Jacobäer, 1791. 294 S. 8.

Die neuen dramatiſchen Verſuche der Deutſchen wurden ſonſt abſichtlich in dieſer Bibliothek mit Stillſchweigen übergangen. Die Gründe, aus denen dieß geſchah, ſind zum Theil gar nicht, zum Theil nicht mehr in der Stärke vorhanden, und wir haben daher auch ſchon ſeit einiger Zeit Beweiſe gegeben, wie geneigt wir ſind, auch dieſem Zweige der vaterländiſchen Poeſie künftig unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit zu gönnen. Es verſteht ſich, daß wir in dieſem Fache ſo wenig, als in irgend einem andern, auf eine unnütze Vollſtändigkeit Anſpruch machen. Das Werk dramatiſcher Kunſt, das hier eine ausführlichere Beurtheilung und Zergliederung fodert, muß ſich wenigſtens in Einer Rückſicht vor dem großen Haufen auszeichnen. Es muß innern großen Werth, oder doch große Schönheiten neben Fehlern und Mängeln beſitzen, Auſſehen beym Publikum erregt haben, oder wenigſtens von einem ſonſt mit Recht geſchätzten Dichter herrühren.

Gegenwärtige beyden Trauerſpiele des Hrn. Klinger haben mehr als eine Eigenſchaft, die ſie zu einer ausführlichen Anzeige qualificiren. Ohne gerade tragiſche Meiſterſtücke zu ſeyn, haben ſie dennoch einzelne ſchöne Scenen und Züge, die dem größten Dichter Ehre machen würden, und das erſte zumal verdient unter den Stücken aller Dichter aus allen Nationen, die denſelben Stoff behandelt haben, vielleicht die erſte Stelle. Hierzu kömmt, daß ſie ſehr geringe Senſation gemacht zu haben ſcheinen, und daß es daher deſtomehr Pflicht der Kritik iſt, ohne von ihren Fehlern zu ſchweigen, auf ihre Schönheiten aufmerkſam zu machen. Hr. Klinger theilt mit mehrern großen Männern das Schickſal, daß er ſeinen Ruhm jugendlichen unvollkommenen Verſuchen verdankt, und durch ſpätere, vernachläßigte Meiſterſtücke den Lorber verdient hat, den man ihm einſt zu früh zutheilte.

Medea in Korinth.

Den erſten Akt eröffnet Kreuſa, die Tochter des Königs Kreon von Korinth. Sie opfert im Tempel der Venus, und fleht die Göttinn an, ſie von ihrer Leidenſchaft für Jaſon zu heilen. Allein ihre Bitte bleibt unerhört: denn eben, um ſich an Medeen, der Enkelinn der Sonne, die ihr Verſtändniß mit dem Kriegsgott verrathen, zu rächen, hat ſie auch Jaſons Herz zur Leidenſchaft gegen Kreuſen entzündet. Kreon verkündigt dieſem: der Ausſpruch der Prieſter und die Stimme des Volks fordere, daß Medea Korinth verlaſſe. Jaſon geſteht, daß auch ſeine Neigung zu ihr erloſchen. „Mich gelüſtet nach einem Weibe, deren Nerven „aus gleichem Thon mit mir gebildet ſeyen, die „ſchwach und wieder ſtärker fühle, und in dieſer „leichten Miſchung mich empfinden laſſe, ihre Mutter ſey von dem Stoff der meinen. Medea herrſcht „über meine Sinne, mein Herz, meinen Muth; „ihr Geſchöpf bin ich, und möcht' als Menſch und „Mann das meine ſeyn. —— —— In meinem „Buſen glüht ein reineres Feuer, das die Göttinn „dieſes Tempels in mir angezündet hat. Ich kämpfte gegen die erſten ſüßen Schmerzen. Medeens „Kinder ſprachen für die Mutter zu dem Vaterherz (en.) Medeens Aufopferung forderte mit „lauter Stimme Dank. Das Lallen der kleinen „Söhne, die Verzweiflung der betrogenen Mutter, tönten immer ſtärker in meine Ohren. Wer „entflieht der ſüßen Schmerzen-Geberinn! jemehr „ich zu entfliehen ſtrebte, je tiefer drang der Liebe-„Pfeil.

was ſie alles für Jaſon gethan habe, und ſchließt mit dem bittern Hohn: „Und was thatſt du für „ihn, du Bleiche?“ Kreuſa. „Ach nichts, und kann nichts für ihn thun. Kann nur ſeiner warten, nur ihn pflegen, wenn er leidet. Den Schweiß von ſeiner Stirne wiſchen, die geheimen Wünſche aus ſeinen Augen ſtehlen — kann ihn nur lieben, und wenn er ſtürbe, mit ihm ſterben.“ Dieſer ſanfte und doch feſte Muth, der Entſchluß mit und für ihn zu ſterben, erbittern Medeen nur deſto ſtärker. Jaſon erſcheint, und kündigt ihr ſelbſt ſeinen Vorſatz an, ſie zu verlaſſen. (Die elenden Gründe aber, die er vorbringt, thun auf Medeen ſo wenig Wirkung, als ſie auf den unbefangenen Leſer thun können. Damals, als er Medeen den Schwur that, ſie nie zu verlaſſen, kannte er ſie ſo gut, wie jetzt. Er wußte, daß ſie keine gemeine Sterbliche ſey. Den entehrenden Verdacht wendet er nicht von ſich ab, daß er ſich ihr einſt blos aus Eigennutz ergeben, und jetzt abermals mit aus Eigennutz, um ein Königreich zu erfreyen, die gewohnten Reize der Gattinn der Blüthe einer friſchen Schönheit aufopfere. Iſt er viel weniger verächtlich, als der Jaſon des Corneille, der noch das vor ihm voraus hat, daß er frey bekennt, wie er in ſeinen Herzensangelegenheiten zu Werke gehe:

Je ne ſuis pas de ces amans vulgaires;
J'accomode ma flamme au bien de mes affaires,
Et ſous quelque climat que me jette le ſort,
Par maxime d'état je me fais cet effort.
Nous voulant à Lemnos refraichir dans la ville,

Qu'euſſions-nous fait, Pollux, ſans l'amour d'Hypſipile?
Et depuis à Colchos que fit votre Jaſon,
Que cajoler Medée, et gagner la toiſon? — —
Maintenant qu'un exil m'interdit ma patrie,
Creüſe eſt le ſujet de mon idolatrie,
Et j'ai trouvé l'adreſſe, en lui faiſant la cour,
De relêver mon ſort ſur les ailes d'amour.

Selbſt der Jaſon des Euripides bringt ſtatthaftere Entſchuldigungen vor. S. die Medea des Griechen 3. A. 1. S.) Alle Gegenvorſtellungen Medeens laſſen ihn kalt. Vortreflich iſt die Miſchung von Selbſtgefühl und Zärtlichkeit, mit der ſie in ihn dringt. „Wohl hatt' ich Unrecht, mir zu trauen, „den Mann, den ich liebe, auf die Höhe ſtellen „zu können, daß er mich ertrage und begreiſe. „Ihr folgt dem Triebe der Sinne, dem Thiere gleich, „das, wie ihr, auf der Erde gezeugt, von der Erde „lebt. Auch weiß ich, daß ihr Griechen dem Weibe „ſehr beſchränkte Gränzen ſetzt. Mein Geiſt „kennt keine; und mein Gang auf Erden iſt wunderbar „bezeichnet: aber ſage, Ungerechter, ließ „ich dich's je empfinden? Hatteſt du je Urſache „vor meiner Macht zu beben? Opferte ich meine „allgemeine Herrſchaft nicht ganz der ſanftern Leitung „der Liebe auf? War ich nicht dein gefällig „Weib? dir unterworfen? dir gehorſam? Auf deine „Winke lauſchend, gleich der Schwächſten, die „die Bruſt der Mutter ſog?“ — Sie beſchwört ihn bey ſeinen Söhnen, die ſie ihm zuführt, ſie kniet vor ihm, ſie weint. Medea weint „die zwo-

„te Thräne! Die erſte war die Thräne des Entzückens, als ſie, ſeiner Liebe ſicher, aus dem Hain „in ihre Kammer flog.“ Da alles vergebens iſt, ſo thut ſie noch eine, die letzte Bitte, die aber eine ſo verfängliche Miene hat, daß man nicht begreift, wie Jaſon ſie gewähren kann. Dieſer Leichtſinn ſetzt ihn noch tiefer herab. Medea. „Genieße und „ſey glücklich! Doch eine Bitte gewähre der verlaßnen Mutter! Laß mich von meinen Söhnen „bis an den Born der guten Nymphe geleiten. „Dort will ich einſam den letzten Kuß auf ihre Lippen drücken. Gieb deine Gefährden mit, die ſie „zurückführen. Es iſt nicht weit von hier. Die „ſchwüle Hitze iſt nun vorüber, und die Zarten werden nicht von meiner Eile leiden. Bis die Sonne ſinkt, darf ich auf dem Boden von Korinth mich „finden.“

IV. Akt. Abend. Scene am Born der guten Nymphe. Medea überläßt ſich noch einmal ganz den zärtlichſten Muttergefühlen. Die Kleinen ſind müde, und entſchlummern. Sie bereitet ihnen ein ſanftes Lager, und deckt ſie mit ihrem Mantel. Der Gedanke, die geliebten Söhne verlaſſen zu müſſen, erweckt von neuem den Rachetrieb in ihr, und nun folgt eine Scene, voll großer Bilder, voll kühner Fiction, die von der ſchöpferiſchen Phantaſie des Dichters zeugt, und dennoch nichts weniger als wahren theatraliſchen Effekt thut. Medeens Mutter, Hekate, ſteigt aus dem Erebus herauf. Medeens Begleiter fordern Jaſons Söhne zurück, allein ſie verjagt ſie durch ihre Zauberkraft.

den, als er beym Euripides, und ſelbſt beym Corneille iſt. Die ganze Erſcheinung der Hekate iſt im Geſchmack der Oper. Medeens That ſollte und könnte weit beſſer motivirt ſeyn. Da ſie doch das Ziel der Handlung iſt, ſo hätte der Dichter jeder Scene mehr oder weniger die Richtung dahin geben ſollen. Jaſon iſt ſo kalt gegen die Kleinen, und doch müßte es vorzüglich ſeine Zärtlichkeit für ſie ſeyn, die Medeen zu dem ſchrecklichen Entſchluß brächte, die Söhne des Treuloſen aufzuopfern, um die einzige, aber furchtbare Rache zu nehmen, die in ihrer Gewalt ſteht. Corneille, ſo äußerſt ſchwach ſonſt auch ſeine Medea iſt, hat dieß nicht ganz überſehen. Er läßt ſie in der letzten Scene des dritten Akts ſagen:

Il aime ſes enfans, ce courage inflexible,
Son foible eſt decouvert; par eux il eſt ſenſible,
Par eux mon bras armé d'une juſte rigueur,
Va trouver des chemins à lui percer le cœur.

Der Dichter hätte Umſtände erfinden müſſen, die ihre Neigung zu den Kindern ſchwächte. Zwar hat er ſo etwas in der 2ten Scene des 1ſten Akts gethan, allein keinen Gebrauch weiter davon gemacht. Medea behält bis auf den Augenblick des Mordes wahres, lebhaftes Muttergefühl für ſie, und ſo iſt ihre That eben ſo überraſchend, als unwahrſcheinlich.

V. Akt. Die Furien öffnen den letzten Akt. Auf Medeens Befehl ſind ſie heraufgekommen, Jaſon, Kreon und Kreuſen zu martern. Dieſe treten aus dem Tempel der Venus, in welchem ihre Verbindung geſchloſſen worden, und wie ſie die Schwellen des Tempels verlaſſen, ergreifen ſie die Plagegöttinnen. Dieſe Scene iſt gräßlich. Die Furien quälen die Leidenden mit Vorwürfen, und Tiſiphone führt ihre Schweſtern zum Peinigen an. (Die Furien und der Erebus, wie Hr. K. ſie ſchildert, ſind ein Gemiſch alter und neuer Mythologie, ein widerwärtiges Gemiſch, wogegen Vernunft und Empfindung ſich gleich ſehr empören. Die Vorſtellung, daß die Seelen der Abgeſchiedenen nach ihrem Tode von andern Geiſtern gemartert und gequält würden, kannte das Alterthum nicht, und die neue Religion verwarf ſelbſt in den finſterſten Zeiten den Gedanken, daß ganz Unſchuldige, wie hier Kreon und Kreuſe ſind, ein ſolches Loos treffen könne. So ſchrecklich und abſcheulich die Furien geſchildert werden, ſo kalte Maſchinen ſind ſie gleichwohl. Sie machen viel zu viel Worte. Dieß iſt ganz gegen den Begriff, den wir von höhern Weſen haben. Schon von Menſchen, die viel ſchöne Worte machen, erwarten wir wenig Thatkraft. Einzelne, wenige, aber bedeutendere Worte würden eine ganz andere Wirkung gethan haben, als aller dieſer Wortſchmuck, alle dieſe Rednerey. Die Furien deklamiren, wie ein junger deutſcher Tragiker, der auf dem Dreyfuß ſitzt, und die ausbleibende Begeiſterung durch künſtliche Convulſionen herzubannen ſucht. „Wurm des Gewiſſens, ſchreyt Tiſiphone, ſpringe aus den Wunden der Söhne, die die Mütter geriſſen“ .... zu Kreon: „Hör das Röcheln der Knaben, hör ihr Winſeln,

„hör' ihren letzten ſterbenden Ton! An dein Herz „leg ich ihn (den Ton!) ich weihe dich dem Erebos: an das würgende Rad der Ewigkeit „flecht' ich dich! ich treib dich herum u. ſ. w.“ Auch Kreon, Jaſon und Kreuſa ſind unter den Martern der Eumeniden auf eine äußerſt unnatürliche Art wortreich.) Medea erſcheint und weidet ſich mit teufliſcher Schadenfreude an den Martern. Sie ſteigt aus ihrem Wagen, legt die Leichen der ermordeten Söhne mit einer Kälte hinein, die ſelbſt Tiſiphone anſtaunt, und verläßt die Sterbenden, in die ſich die Furien, nun ſichtbar, theilen.

Dieß iſt der Gang des Stücks, das bey allen großen und mannichfaltigen Schönheiten dennoch bey weitem nicht die Wirkung vorbringt, die wir von manchem ſonſt nur mittelmäßigen Trauerſpiel erfahren. Statt theilnehmender, ängſtlicher Beſorgniſſe, ſtatt tiefen, innigen Mitgefühls empfinden wir wechſelsweiſe Widerwillen, Bewunderung, Abſcheu, Verachtung, worein ſich nur ſelten und ſparſam Mitleid miſcht. Dieſes Mitleid ſollte Eine Perſon treffen: allein ſo iſt es nicht. Anfangs bemitleiden wir Medeen; allein von dem Augenblick an, wo ſie ihre Hände in ihrer Kinder Blut taucht, wird unſer Mitleid vom Entſetzen verſchlungen, und da ſie ſich mit hölliſcher Schadenfreude an den Martern ihrer Feinde weidet, verabſcheun wir ſie, und unſer Mitleid geht auf Kreon und Kreuſen über. Dieſe beyden leiden ganz unſchuldig. Die Vorwürfe, die ihnen die Furien machen, ſind unſinnig. Kreon hatte das Gaſtrecht nicht verletzt, und wenn

und ihre Zärtlichkeit für den treuloſen Mann. Je hülfloſer, ohnmächtiger ſie wäre, deſto tiefer würde uns ihr Elend, und das Unrecht, daß ihr widerfährt, rühren. Sehr begreiflich aber iſt es nun auch, daß wir uns für die mächtige, übermenſchliche Medea, die ſo viel in ſich findet, ſo viel Selbſtſtändigkeit beſitzt, die ſich ſelbſt „fürchterlich groß“ nennt, nicht wie eine gewöhnliche Sterbliche ganz von ihrem Gatten abhängt, ihre Macht und Achtung von ihm allein entlehnt, weit weniger intereſſiren. Medea iſt beym Euripides von Seiten des Geiſtes und ihrer Denkungsart ein ganz gemeines Weib, und von Seiten ihrer Macht zwar eine Zauberinn, aber auch nur eine ganz gewöhnliche Giftmiſcherinn und Tauſendkünſtlerinn. Sie iſt nicht einmal ganz gegen die Nachſtellungen der Menſchen geſichert. Trotz ihrer Zaubermacht muß ſie von ſich ſelbſt ſagen: ich bin ſchwach, meine Feinde ſind mächtig. Hr. Klinger hat ſie durchaus erhöht und veredelt. Die Veredlung ihres Geiſtes und ihrer Denkungs- und Empfindungsweiſe war allerdings durch die Cultur des Zeitalters, in dem der Dichter ſchrieb, nothwendig gemacht: aber wozu die Erhöhung ihrer Macht, die ihn an der Erreichung ſeines eigenen Zwecks hindert? Hr. K. adoptirt die Sage, die Medeen zu einer Tochter der Hekate und Enkelinn der Sonne macht. Sie iſt von mehr als menſchlicher Natur, unverwundbar, ſie führt Jupiters Blitz, ja ſie ſteht noch über dem Jupiter der alten Mythologie. Denn ſelbſt das Schickſal, das doch dem Zevs gebietet, vermag nicht eher etwas über ſie, als ſie ſich freywillig durch einen Vertrag in ſeine Hände giebt.

Hierzu kommt der Charakter des Jaſon. Sein Betragen gegen Medeen iſt ſchändlich und durch nichts zu entſchuldigen, wenn wir ihn als freyen Mann betrachten, der ſich von den neuen Reizen eines Mädchens zur Hintanſetzung der heiligſten Pflichten verleiten läßt. Einen ſolchen Mann mußte eine ſolche Medea verachten. Das Mittel, das der Dichter ergriffen, ihn etwas höher zu erhalten, verfehlt auf ſeine Zeitgenoſſen wenigſtens ſeines Zweckes ganz. Eine Göttinn hat ihm eine unbeſiegbare Leidenſchaft eingeflößt. Auch mit allem Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer ſolchen Eingebung wird die Sache doch um nichts gebeſſert. Gut; ſeine Leidenſchaft konnte er nicht unterdrücken, er konnte Medeen ferner nicht lieben: aber mußte er ſie drum verſtoßen, mußte er alle heilige Bande zerreiſſen, die ihn an eine Gattinn, der er ſo viel verdankte, an ſeine Söhne, die Pfänder ihrer Liebe, feſſelten? Oder ward er auch dazu von ſeiner Leidenſchaft ſchlechterdings gezwungen, ſo iſt er ein willenloſes Werkzeug in einer fremden Hand; und wie könnte man ſo noch das mindeſte wahre Intereſſe an ihm nehmen?

Dieſes Stück hat einen Prolog, im Geſchmack der alten Dichter, beſonders des Euripides. Und zwar iſt es das Schickſal, das perſonifizirt auftritt und prologiſirt. Ohne hier unterſuchen zu wollen, in wieferne das, was Leſſing in der Dramaturgie für den Prolog in Vergleich der bey den neuern gewöhnwöhnlichen Einleitungsſcenen und Herzenserleichterungen gegen Vertraute, Monologe ꝛc. vorbringt, ohne Replike ſey, oder nicht, müſſen wir nur erinnern, daß der Prolog zu dieſem Stück ganz entbehrlich iſt. Der Zuſchauer erfährt durch ihn nichts, als was ſich von ſelbſt ganz natürlich aus dem Verlauf des Stücks ergiebt. Warum in ſo ganz auſſerweſentlichen Dingen ängſtlich den Fußtritten der Alten folgen, und die armen Schauſpieler (wenn ſie ſich je an dieſes Stück wagen ſollten) in Verlegenheit ſetzen? Wie würden ſie es anfangen, um das Schickſal, von dem kein Künſtler des Alterthums eine Abbildung wagte, und von dem überhaupt niemand einen beſtimmten Begriff hatte, durch Attribute kennbar zu machen?

Die Sprache iſt im Ganzen kräſtig, gewählt und edel; nur für die Proſa oft zu reich an Bildern, die auch nicht immer am glücklichſten gewählt ſind. Z. B. die Vernichtung dampft in meine Naſe — ich binde den Wurm an ſeine Seele — ich wollte dein freundlich Aug zerbräch die Bande, die ihn gefangen halten — blindes Herz — der ungeheure, verworrne Knäuel, womit die Zukunft ſchwanger geht — dürres Erſtaunen — das Nichts, das in meinem Geiſte ſchwimmt, wird ein ungeheures Etwas, vor dem ich ſelbſt erſchrecke — jeder Nerventon tönt in mein Ohr — Sanft ſchimmerts in meinem Buſen — — Fährt der gebrochne Eid, gleich einem drohenden Rachgeiſt, durch unſre Blicke? — Bisweilen ſcheint Hr. K. dem gewöhnlichen, ſimpeln

nur die erſten würden den hohen moraliſchen Sinn des Dichters faſſen, und ſich genug für ſeine Idee intereßiren, um manchen Scenen und langen Monologen, die für gemeine Zuſchauer zu leer und zu hoch ſind, die Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die erfordert wird, wenn das Ganze nicht alle Wirkung verlieren ſoll — und nur Barbaren könnten die ſchrecklichen, alles Gefühl empörenden Auftritte, die auch dieſes Stück entſtellen, mit Wohlgefallen betrachten. Der Auszug, den wir unſern Leſern nun vorlegen wollen, wird unſer Urtheil hoffentlich beſtätigen.

Caſus atrox, non infrequens in rebus humanis; ſuccedit in pravis, ſuccumbit in juſtis. — Nachdem Medea ihre Rache an ihrem treuloſen Gatten, und dem unſchuldigen Kreon und ſeiner Tochter ausgelaſſen, trieb Unmuth und Menſchenhaß ſie in die Wildniſſe des Kaukaſos, wo ſie ihre Tage in Einſamkeit und Reue, unter der ſchrecklichen Erinnerung der Vergangenheit, vertrauert. Das ſchreckliche Austoben der Leidenſchaft ſcheint indeß ihr Herz geläutert und veredelt zu haben. Es nährt jetzt mehr Schwermuth, als wildes Feuer, mehr ächtes Gefühl, als Selbſtgefühl und Stolz, der Neigung und Liebe erzwingen will.

In den niedern Regionen des Gebirgs wohnt eine Horde roher Naturmenſchen, die kaum die erſten Stufen der Cultur beſchritten haben. Blinde Anhänglichkeit hält ſie an den Fleck gefeſſelt, den ihre Väter bewohnten, ſo unangenehm er iſt, und ſo karg er die nothwendigſten Bedürfniſſe des

Lebens darreicht. Reiſſende Ströme ergießen ſich oft von den Höhen des Gebirgs, und erſäufen ihre Heerden. Nicht ſelten ſtürzt der ermüdete Jäger von einer Klippe, erſtarrt vor Kälte oder verſchmachtet vor Hitze. Alle dieß Ungemach ſchreiben ihre Prieſter dem Zorn des höchſten Weſens zu, das ihrem Wahn zufolge auf der höchſten Spitze des Berges ſeinen Aufenthalt hat, und dem ſie unter dem Namen des Zerſtörers Menſchenopfer bringen. Durch dieſen Aberglauben beherrſchen die ränkevollen Prieſter das rohe Volk nach ihrer Willkühr. Ein neulicher, verheerender Sturm fodert, nach dem Ausſpruch dieſer Druiden, den Tod einer Jungfrau. Das Loos trift **Roxanen**, die Verlobte **Sapphars**, des Sohnes von dem Anführer der Horde. Der Jüngling ſträubt ſich gegen die Vollziehung dieſes Ausſpruchs, die Druiden aber antworten ihm trotzig: „Warum haderſt du mit uns? Geh' und ſteige auf den Wolkenſitz, und hadere mit dem Furchtbaren, der ſie „verſchlingt!“ Und ſo erſteigt der kühne Jüngling bewaffnet den Berg, mit dem Zerſtörer ſelbſt um das Leben ſeiner Braut zu kämpfen. Der Oberdruide begleitet ihn.

Sie kommen, und finden Medeen. Sie bleiben betroffen über die Majeſtät ihres Anſtandes, die Hoheit ihres Blickes ſtehen, und glauben den Zerſtörer ſelbſt gefunden zu haben. Es koſtet ihr viel Mühe, ſie aus dieſem Irrthum zu reißen. Sapphar erzählt die Urſache, die ſie hieherführt. Die Bitte des liebenden Jünglings, ihn zu begleiten, den blutigen Opferaltar zu zerſtören, und ſeine Roxane zu retten, die er, trotz aller Ermahnungen des Druiden, auf das feurigſte an ſie thut, erwecken in Medeens Geiſte einen großen, edlen Entſchluß, deſſen Glanz den düſtern Gram, der ihn umſchattet, verſcheucht. Sie will dieſes rohe Volk „von „ihren ſcheußlichen Opfern zurückrufen, ſie in den „ſanften Pfad der Natur leiten, und das ſchreckens„volle Erinnern ihrer blutigen Thaten durch eine „ſchöne wohlthätige beſänftigen.“ Und zwar will ſie das durch Kraft der Vernunft allein, nicht durch Zauberkünſte bewirken, die ihr nach dem Misbrauch, den ſie durch ihre Leidenſchaft davon zu machen verleitet worden, ſelbſt ein Gräuel ſind. Sie will „mit den Menſchen fühlen, von ihnen ab„hängen, ihr Gutes genießen, ihr Böſes ertra„gen, Beleidigungen vergeben, und ihre übrigen „Tage in Unſchuld hinlegen.“ Um dieß zu können will ſie „den Geiſt des Schreckens feſſeln, „und die Kräfte des zerſtörenden Zaubers an einen „unauflöslichen Schwur binden.“ Sie ſchwört, nie wieder von ihrer Kunſt Gebrauch zu machen, oder wenn ſie den Schwur bräche, dann den ohnmächtigen Sterblichen vollkommen gleich zu werden. Die Warnung des Schickſals, das ihr die traurigen Folgen dieſes Schrittes vorausſagt, vermag nicht, ihren Entſchluß zu ändern. (Dieſe Scene iſt voll großer Züge.) Sie thut den Schwur, und folgt Sapphaen.

II. Akt. Der Oberdruide ſucht Medeen in „ſein Intereſſe zu ziehen. „Speer und Pfeile, „ſagt

ziemt ſich, daß wir Medeens Worte erwägen, denn ſie ſcheint mir weiſe und gut zu ſeyn. Entlaſſet, Druiden, die Jungfrau, bis dieſe mit der Horde geſprochen, und wir beym nächtlichen Schmauſe uns berathen.

Druiden. Unſre heilige Hände haben den Leib der Jungfrau berührt, ſie iſt unſer.

Alkamar. Kotir! Du biſt unſer Oberhaupt, herrſcheſt über uns, und das, weil wir ſo wollen; doch hüte dich, über die Prieſter herrſchen zu wollen, und über die nächtlichen Geheimniſſe zu ordnen, die nur ihnen klar ſind. Leicht ziehſt du auf uns und die Horde die Wuth des Zerſtörers, womit ſie uns drohen. Darum ſtöre ſie nicht, und thuſt du es, ſo führen wir Speere zu ihrer Vertheidigung.

Kotir. Trotziger, ich kenne den giftigen Neid, der an deinem ſtolzen Herzen frißt; aber er ſoll noch lange dran freſſen. Nach der Herrſchaft über die Horde ſtrebſt du, und ob du gleich im Dunkeln gehſt, ſo weiß ich es doch. (er ſchüttelt den Speer). Dieſer erwarb ſie meinen Vätern, erhielt ſie mir, und er ſoll, vom Zorn beflügelt, die Quellen deines Lebens öffnen.

Alkamar. Mein Speer iſt ſcharf, wie der deine, und hat mehr vom Blut der Feinde getrunken. Was trotzeſt du, Weichling? Du ſitzeſt in ſanfter Ruh, und läſſeſt dir von den Weibern weiche Felle unterlegen, genießeſt des köſtlichen Mahls und des ſüßen Schlafs, während wir in Hitze ſchmachten, oder den Feind von den Heerden treiben,

ben, oder dir wohlſchmeckend Wild zum Schmauſe jagen. Ja, ſchüttle doch deinen Speer mit kraftloſer Hand! Mag immer die Wuth deine Lippen blaß färben, und ſich dein Aug mit gelbem Feuer füllen. Auch ich ſchüttle den Speer, und mit ſtärkrer Hand, und fühle männlichen Zorn, der ſich nicht in dem Herzen verbirgt.“

Medeas Trauer. Sie entſchließt ſich noch einmal vor dem verſammelten Volke die ganze Kraft der Beredſamkeit aufzubieten, und wär auch das vergebens, das Aeußerſte zu Roxanens Rettung zu wagen. Ihr Gefühl löſt ſich in ein ſchönes Gebet an die Muſen, die Göttinnen der Ueberredung, auf.

III. Akt. Der Oberdruide, eben ſo feig, als blutgierig und herrſchſüchtig, ſucht einen ſeiner Untergebenen zu bereden, das Opfer zu vollziehen, weil ihm von Medeas Drohung nichts gutes ahndet. (Dieſe Scene, die ohne weſentlichen Einfluß auf das Ganze iſt, könnte hinwegfallen. Es kommen Stellen darin vor, die jeden Leſer von Gefühl empören müſſen. „Ich übergebe dir den Mordhammer. Ich bin alt und ſchwach, und habe nicht „mehr die Stärke, die Stirne der Jungfrau, auf „einen Schlag zu zerſchmettern u. ſ. w.)“ Medeens Verſuch, das Volk durch vernünftige Vorſtellungen und die Macht der Beredſamkeit zu bewegen, iſt abermals fruchtlos abgelaufen. Unter wilder Muſik naht ſich ein Zug, der Roxanen zum Tode führt. Der edle und muthige Sapphar wird entwaffnet und von den Druiden bewacht. Und nun folgt eine Scene, die faſt Kopie einer ähnlichen

chen in Gerſtenbergs Minona zu ſeyn ſcheint, aber noch ungleich gräßlicher iſt. Schon hat der Druide den Mordhammer geſchwungen, um ihn auf die reizende Roxane fallen zu laſſen, als Medea dazwiſchen tritt. Sie thut den Schritt, der ſie nun ganz den ſchwachen, hülfloſen Erdentöchtern gleich ſetzt. Sie kömmt mit Sturm und Donner, zertrümmert den Mordaltar, tödtet den Prieſter, und befreyt Roxanen. Allein ſelbſt von dieſer Aufopferung verliert ſie die Frucht ganz. Ihr edler Stolz kann ſich nicht erniedrigen, den Eindruck dieſer Scene auf das blinde Volk mit Liſt zu benutzen. Sie iſt nun in den Händen des Schickſals, und dieſes erſcheint und kündigt ihr die Schrecken der nahen Zukunft an. „Schon rüſten „ſich die Schweſtern der Nacht, dem Tartarus zu „entſteigen, an dir das Blut der Ermordeten zu „rächen.“

IV. Akt. Roxane iſt nun zwar in Freyheit, allein ihre Rettung iſt Medeens Verderben. Kotir, Alkamar, die Druiden und das Volk nahen ſich ihr zitternd. Sie verſprechen, ſie als Göttinn zu ehren. Dein Donner iſt ſtärker als der Donner des Himmels. Medeen ekelt vor dieſer knechtiſchen Furcht und Anbetung. Ich bin eine Sterbliche, erklärt ſie noch einmal.

„Alkamar. Sey wer du wolleſt, biſt du doch groß, mächtig und furchtbar. Sieh mich an! Mich ehret und fürchtet die Horde. Mein Arm iſt ſtark, furchtbar dem Feinde und jedem Widerſprecher. Berühmt iſt mein Nahme, die Horden jen-

des Druiden Seite. Das Volk ruft: „Sie ſterbe „die Fremde! blute am Altar! verſühne den Zerſtörer!“ Alkamar ſagt triumphirend: „Sapphar, wenn du zu leben müde biſt, breit iſt der „Weg zum Tode!“ Kotir. „Dieß wünſcheſt du, „aber er ſoll leben, nach mir herrſchen, und dich „einſt verderben. — Sapphar, mag doch die Fremde bluten, wenn ſie es ſo wollen, leben wir doch, „und haben der Weiber genug.“ — —

(Dieſes Gemälde roher Menſchennatur iſt von zu ſprechender Wahrheit, als daß die Schönheiten deſſelben einer Zergliederung bedürften. Schade nur, daß ſie die Hauptperſon, Medeen, in ein ſo ſonderbares, räthſelhaftes Licht ſetzen. Wie läßt es ſich begreifen, daß die kluge Medea, die doch wahrlich mehr Menſchenkenntniß haben mußte, als unſere Stuben- und Buchreformatoren, die glauben, daß ſich in der Welt alles, und zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden durch Vernunft, blos durch Vernunft thun laſſe, nur im Traum den Gedanken faſſen konnte, bey ſolchen Menſchen, könnten ſolche Mittel, als ſie anwendet, nur das mindeſte fruchten?)

V. Akt. Medea erwacht aus einem ruhigen Schlaf, dem erſten nach langer Zeit, und von einem entzückenden Traume. „Sie ſah den Gatten „in jugendlicher Schönheit und männlicher Treue. „Ihre Söhne ſpielten um ſie. Sie lebten, und „liebten ſie, und Jaſon ſprach mit ihr vom Glück „der Liebe und Freundſchaft.“ Dieſe lieblichen Bilder werden bald von der Betrachtung ihrer ſchrecklichen Lage verſcheucht. Die Eumeniden kommen, greifen und martern ſie; die Schatten ihrer ermordeten Kinder erſcheinen ihr. (Dieſe Scene iſt höchſt empörend. Durch ihre Reue, ihr edles, wenn gleich unkluges Beginnen, die Aufopferung ihrer ſelbſt, mit der ſie das Gute zu befördern dachte, hat ſie vor dem Richterſtuhl menſchlichen Gefühls und menſchlicher Vernunft ſich gereinigt, und die Götter ſollten unerbittlich ſeyn? Götter ſollten da nicht vergeben, wo Menſchen verzeihen? Das glaubte ſelbſt das rohere Alterthum nicht. Reinigungen ſicherten den Schuldigen vor der Macht der Eumeniden. Hätte aber auch je ein ungebildetes Volk ſolchen Glauben hegen können, ſo iſt doch ein Schauſpiel, wie der Dichter uns in dieſer Scene giebt, durchaus nicht für ein erleuchtetes Zeitalter. Wir wenden uns mit Abſcheu und Entſetzen von ihm. Auch iſt es ein großer Fehlgriff von dem Dichter, daß er Medeen nun wieder ſo tief von ihrer Höhe ſinken läßt, daß ſie das ganze menſchliche Geſchlecht verflucht und ſich der Verzweiflung überläßt: „Hört „es Götter! Vernimm es Erde! Vernehmet, „künftige Menſchengeſchlechter; Medeens ſchreckli„ches Loos! Das Böſe gelang mir, das Gute „vernichtet mich! Ich ſoll nun ſterben, hinge„worfen dem Wahnſinn! dem Betrug, den ich mit „der Auflöſung meines mächtigen Daſeyns zerſtörte! „Ha, wo, wo ſind die Kräfte meines Zaubers? „Wo meine Blitze? Wo die Vernichtung, daß „ich das ganze, verfluchte Menſchengeſchlecht ver„tilge! Sie ſind verſchwunden, umſonſt lechze ich

„in Rache. Hier ſteh ich ein Raub der Elenden. „wie entflieh ich der Schmach? Nur ein Weg „ſteht offen, der Erde zu entfliehen! Ich betrete „ihn; verlaſſen von den Göttern, betrogen, ver„ſtoßen, verfolgt von den Sterblichen, öffne ich „mir mit gewaltſamer Hand den Weg aus dem Le„ben. Ach nie ſoll ich mit den freundlichen Schat„ten in den ſeligen Gefilden Elyſiums wandeln! „So erfüllt ſich die Weiſſagung der Eumeniden, „ich, die ich gemordet habe, ſoll nun in Verzweif„lung mich tödten." —) Die Druiden und das Volk kommen, ſie zu binden, und zum Blutaltar zu führen, allein ſie zieht einen Dolch, und nachdem man ihr, ſehr unnatürlich! Zeit gelaſſen, eine lange Rede zu halten, erſticht ſie ſich. Und nun ecce iterum Criſpinus! Das Schickſal erſcheint abermals, weiſt die Furien, die ſie ergreifen wollen, nach dem Erebus, und befiehlt ihnen: „Erwartet dort den Schatten der Mörderinn! Treibet ſie weg von Charons Kahn, daß ſie einſam „wandre am düſtern Styx, und nie in den heiligen „Aufenthalt der Schatten dringe:" Die Wunder ſind noch nicht zu Ende. Es erſcheint nochmals ein Deus ex machina! Apollo, Medeens Urvater, kömmt und tödtet mit ſeinen Pfeilen die Prieſter. Flammen regnen herunter und entzünden die ganze Scene. Alles flieht. Sapphars und Roxanens Schickſal bleibt unentſchieden. — —

Welch ein Aufwand von Wundern, und ſo ein gänzlich zweckloſer Aufwand! Blos um die Illuſion zu ſtören, die Wirkung der Kataſtrophe

zu

es je gewagt, das Schickſal auf die Bühne zu bringen, dieſen ſo unbeſtimmten vagen Begriff, der der Sinnlichkeit ſo gar nichts darreicht, wobey ſie ihn faſſen und bildlich darſtellen könnte — Das Schickſal, das kein alter Dichter oder Künſtler näher charakteriſirt, noch mit Attributen verſehen hat, tritt bey Hrn. Klinger perſonificirt in mehrern Scenen, und oft ganz ohne Noth auf. Ueberhaupt iſt der Begriff vom Schickſal, wie er in dieſen Trauerſpielen zu Grunde liegt, ganz Werk der Phantaſie und Willkühr des Dichters, und entſpricht, ſo viel wir wiſſen, den Vorſtellungen keiner Nation und keines Zeitalters.

X.

Fortſetzung des im vorigen Stück abgebrochenen Briefs an Hrn. M.

Gerne möchte ich Ihnen etwas Neues von dem Herausgeber dieſes Almanachs zu leſen geben. Aber er iſt dieſesmal äußerſt ſparſam geweſen. Ein Gedicht auf Michaelis Tod, das einzige neue Gedicht von ſeiner Hand, hätte auch ein anderer, als Bürger, gemacht haben können. Doch was Ihnen vielleicht eben ſo lieb ſeyn wird, als ein Gedicht, Hr. B. giebt uns die gewiſſe Verſicherung, daß die neue Ausgabe ſeiner Werke ganz gewiß und wahrſcheinlich ſchon zur Oſtermeſſe herauskommen ſoll: Dieſe Ausgabe ſoll von neuem verbeſſert ſeyn, und als eine Probe der Feile, welche ſeine Lieder erfahren ſollen, rückt er das Lied: **An die Holde, die ich meyne** (warum nicht: **An die Holde, die ich liebe?**) ein. Laſſen Sie uns ſehn, was die beſſernde Hand des Lieblingsdichters der Deutſchen hervorgebracht hat.

Sie werden vielleicht ſchon aus der Veränderung der Aufſchrift ahnden, daß Bürger den Bänkelſängerton, der in dieſem Liede hin und wieder in ſeiner ganzen Rauheit ertönte, daraus verbannt haben werde. Und in der That hat dieſes Gedicht eine ganz neue Geſtalt bekommen, und die Verbeſſerung iſt ſo in die Augen fallend, daß jeder Freund der Dichtkunſt und der Bürgeriſchen Muſe nichts lebhafter wünſchen muß, als daß der Verfaſſer, bey der neuen Reviſion ſeiner Werke, alle Flecken derſelben mit dem nämlichen Glück wegwiſchen möchte. Dieß wäre die beſte Antwort, die er ſeinen Kritikern geben könnte; eine Antwort, die ihm zur größten Ehre, und ſeinen Tadlern, ſo wie allen Leuten von Geſchmack, zur größten Freude gereichen würde.

Wir haben es oft zuſammen beklagt, daß in dem vor mir liegenden Liede die Ausführung der glücklichen Idee ſo wenig entſpräche. Was könnte abgeſchmackter ſeyn, als der oft wiederkehrende Vers: **Der liebe Gott, der hat's gethan**; oder: **Der liebe, liebe Gott that dieß**; oder gar: **Der liebe Gott hat's auch gethan!** Dieſer iſt nun überall weggeſtrichen, und meiſtentheils mit einem neuen, ſchönen Zug vertauſcht worden. Halten

Sie ſolgende Strophen gegen die alte Leſart, und Sie werden meinem Urtheile beypflichten:

Wer tuſchte ſo mit Kunſt und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß?
Er, welcher ſanfte Lieblichkeit
Der jungen Mandelblüthe leiht,
Er tuſchte ſo mit Kunſt und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß.

Wer ließ vom Nacken blond und ſchön
Der Holden ſeidne Locken wehn?
Er, der in ſeinem milden Weſt
Die goldnen Halme wallen läßt;
Er ließ vom Nacken blond und ſchön
Der Holden ſeidne Locken wehn.

Wer gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden ſüßer Stimme Klang?
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden ſüßer Stimme Klang.

Wer hat zur Fülle höchſter Luſt
Gewölbt der Holden weiße Bruſt? —
Er auch, durch den ihr Ebenbild,
Des Schwanes Bruſt, von Flaumen ſchwillt,
Er hat zur Fülle höchſter Luſt
Gewölbt der Holden weiße Bruſt.

Indeſſen wird Hr. Bürger doch noch ſtrenger mit ſich ſelbſt verfahren müſſen, wenn er ſich gegen allen Tadel ſichern, und noch mehr, wenn er der Nachwelt als klaſſich empfohlen ſeyn will. Dann wird er allen ſeinen Kraftausdrücken, ſeinen veral-

teten,

meinem Gefühl nach nur ein mittelmäßiger Dichter. Er mag es mir verzeihen, wenn ich ihm bey Ihnen Unrecht thue; und doch glaube ich, daß ſeine Gedichte um vieles beſſer ſeyn würden, wenn ſie nicht immer außerordentlich ſeyn ſollten. Es iſt wenigen verliehen, original zu ſeyn; und diejenigen, welche, ihrem Genius zum Trotz, nach dieſer Ehre ſtreben, verfallen auf eine Menge Sonderbarkeiten, die ſie zu ihrem Nachtheil charakteriſiren. Ich erinnere mich wenige Stücke von Hrn. B. geleſen zu haben, in denen das Beſtreben, mit wächſernen Flügeln zur Sonne emporzuſchweben, nicht ſichtbar wäre. Eine auffallende Affektation in der Sprache, ſeltſame Wendungen, Dunkelheiten ſind die Folgen davon. Um nichts ſcheint er ſo ſehr bemüht geweſen zu ſeyn, als eine rechte Fülle von Gedanken und Empfindungen ahnden zu laſſen, die er aus der tiefſten Tiefe ſeines Herzens hervorziehe. Aber wenn man den Wortprunk davon nimmt, erſcheinen ſie meiſtentheils alltäglich und flach. Die beſten Dienſte erwartet er von den zuſammengeſetzten Wörtern, an denen er einen ſo großen Reichthum hat, daß ich bisweilen geglaubt habe, in die Zeiten der Noachide zurückgeſetzt zu ſeyn. Auch in geſchraubten, bunt durch einander geworfenen Metaphern und Allegorien thut er es den Schweizern der damaligen Zeit beynahe gleich. Leſen Sie das erſte Lied, womit er dieſen Almanach beſchenkt hat (S. 15), um ſeine Manier in einem auffallenden Beyſpiel kennen zu lernen. Es fängt mit einem harten Anacoluthon an, das ſich mit dem ſanften Inhalt ſchlecht zuſammenreimt.

Innrer Friede, nur wem der geworden,
Iſt des Götternamens glücklich werth.
Aber wen hat nie aus den Accorden
Seiner Bruſt das Schickſal aufgeſtört?

Was für eine ſeltſame Sprache! — Iſt glücklich eine Name? und was hat denn ein Göttername vor einem andern Namen voraus? Sie ſehen, daß es dem Verf. um ein zuſammengeſetztes Wort zu thun war. Aber was in aller Welt ſoll das heißen: von dem Schickſal aus den Accorden ſeiner Bruſt aufgeſtört werden? Daß die Umwandlung einer ruhigen Gemüthsverfaſſung in eine unruhige, unglückliche gemeynt ſey, läßt ſich nur aus dem Zuſammenhang errathen, aber es aus den Worten heraus zu erklären, halte ich für eine vergebliche Arbeit. Indeſſen verſuchen Sie Ihr Glück. Ich bin es wohl zufrieden, daß Sie mich in der Kunſt, die Sprache unſerer Almanachsdichter zu entziffern, übertreffen. — Laſſen Sie uns weiter gehn:

Wie die Roſe, kaum vom Thau begoſſen,
Schon der erſte Tagesſchimmer bleicht,
Schwinden tauſend unſrer Hofnungsſproßen,
Eh den Mittag eine nur erreicht.

Sie finden hier zwey neue Zuſammenſetzungen neben einander; aber daran müſſen Sie ſich gewöhnen, wenn Sie Hrn. B. Gedichte leſen wollen. Was dünkt Ihnen, mein Freund, von der Vergleichung, die in dieſer Strophe enthalten iſt? Scheint ſie Ihnen exakt genug? Im Ausdruck wenigſtens iſt ſie es zuverläßig nicht; und wenn wir den Vergleichungspunkt dennoch treffen, ſo iſt dieß nicht die Schuld des Dichters, ſondern es iſt ein Vortheil, den jedes oft genußte Gleichniß, es mag noch ſo übel vorgetragen ſeyn, mit ſich führt. Da die Vergänglichkeit unſerer Hoffnungen der Gegenſtand iſt, welcher durch das Gleichniß erläutert werden ſoll, ſo müßte in dem erſten Theile deſſelben der Nachdruck nicht auf die Morgenſonne (den erſten Tagesſchimmer) ſondern auf die Farbe der Roſe gelegt ſeyn: und es iſt ganz gegen die Regeln der Antitheſe und des Gleichniſſes, daß zwey Dinge, die nichts mit einander gemein haben, einander gegenüber geſtellt ſind. Nicht genauer als die Vergleichung iſt die Beſchreibung der Morgenroſe (denn eine ſolche muß der Dichter gemeynt haben) durch die Worte — **kaum vom Thau begoſſen;** womit eben ſo gut eine Roſe bezeichnet werden kann, die ſchon ſeit mehrern Tagen geblüht hat. Und doch iſt es hier gar nicht gleichgültig, welchen Sinn man faßt. Den uneigentlichen Ausdruck **begoſſen** will ich gar nicht einmal rügen; und ſo will ich auch immer ununterſucht laſſen, ob es recht ſey, ein Gleichniß aus einer Vergleichung und einer Allegorie zuſammenzubinden, wie in dieſer Strophe geſchieht. Ich für meine Perſon kann mich nicht überreden, daß die poetiſche Sprache durch eine ſolche Anhäufung und Einſchachtelung einer Metapher, einer Allegorie in die andere gewinne; und ich werde in

hätte, um mein obiges Urtheil zu beſtätigen, ſo ſetze ich Ihnen noch einige Verſe deſſelben Dichters hierher, die aus einer Ode auf den Tod des berühmten Botaniker Murray genommen ſind, und in denen ſie ohngefähr die nämlichen Fehler als in der oben angeführten Stelle finden werden. Die Ode fing mit einer poetiſchen Beſchreibung eines Naturforſchers an. Der Dichter ſetzt ihm den Eroberer entgegen, und Sie können leicht denken, daß der letztere dieſesmal den Kürzern zieht.

Der, Lobſänger! iſt mehr Lobes- und Liebes-werth,
Als der Stürmermonarch nach der Eroberungsſchlacht,
Dem am hohen Triumphthor
Keine Thräne des Dankes fällt.

Der des flüchtigen Jahres duftenden Mantel uns
Zu entfalten gelehrt, dieſem des ewigen
Abſchieds Thräne zu weinen,
Ehrt das Auge der Männlichkeit.

Nicht mehr können wir nun traulich und aufmerkſam
Ihn umlagern im Kreis unter dem Himmelblau u. ſ. w.

Zunächſt fallen mir einige Gedichte von Sartorius in die Augen, der, wenn ich nicht irre, hier zum erſtenmal als Dichter auftritt. Der Debüt iſt nicht übel. Seine Poeſie hat einen philoſophiſchen Anſtrich und viel Humanität. Seine Sprache vereinigt Würde und Anmuth; und ſeine Verſifikation iſt wohlklingend. Nur ſcheinen mir ſeine Plane nicht zum Beſten geordnet, und in einem der hier eingerückten Gedichte (an den unbekannbekannten Gott) herrſcht ein Mangel an Klarheit, wodurch es beynahe unverſtändlich wird. Ich ſchreibe Ihnen ein kleines Lied eines Schiffers an die Wellen zur Probe ſeiner Manier ab:

Daß ihr den wild empörten Sinn,
Wenn ihr um meinen Nachen ſpielet,
Durch euer ſanftes Murmeln bannt;
Daß ich bey euch den Zauber fand,
Der meinen heißen Buſen kühlet:
Habt Dank, nehmt meine Thränen hin.

Ich deute euer krauſes Spiel.
Der Laut, den euer Tanz erreget,
Verkündet mir ein beſſer Loos.
Wie wohl iſt mir in euerm Schooß!
Von holden Ahndungen beweget
Winkt mir die Hofnung nach dem Ziel.

Und gleicht ſie euerm leichten Schaum;
So laßt ſie, Götter, nie zerrinnen!
Und tragt zum lang erſehnten Port
Den frommen Schiffer ruhig fort;
O, laßt den Hafen ihn gewinnen,
Und ſchützt den liebevollen Traum.

Ich möchte Ihnen gern noch etwas hervorſtechendes mittheilen: aber darnach ſuche ich vergeblich umher. Das meiſte iſt Mittelgut; nicht ſchlecht genug, um verworfen zu werden; nicht gut genug, um des Aufbewahrens werth zu ſeyn. Unter dem Dutzend Kleinigkeiten, die ein Hr. (F. C. W.) Meyer zu dieſem Almanach geliefert hat, ſind einige ganz artige Sachen; aber das meiſte iſt durch eine harte ungelenke Sprache, oft durch falſche Ausdrücke entſtellt. Wenn er z. B. den Gedanken ausdrücken will, der Weiſe müſſe nichts wollen, was ihm zu erreichen unmöglich ſey, ſo ſagt er: **Doch der Unmöglichkeit ſein Wollen zu entziehen, dadurch bewähret ſich vor uns der große Mann.** Ich verſtehe nicht was das heißt: **mit friſcher Kraft auf jemandes Rede hören**, und der letzte Vers des froſtigen Sonnets, aus welchem dieſe Stellen ausgehoben ſind,

Du wolleſt immer nur das, was du thun ſollſt, können.

iſt fürwahr nicht der geſchmeidigſte. — Dieſer Hr. M. hat den Italiänern die Gewohnheit abgeborgt, mehrere weibliche Reime in einer Folge mit einander zu verſchlingen. Ein unglücklicher Einfall! und doch iſt er noch mehrern unſerer jungen Dichter in den Sinn gekommen. Die deutſche Sprache verträgt dieſe Art zu reimen ſo wenig als die franzöſiſche, und man hat es mit Recht als einen großen Schritt zur Verbeſſerung der Verſifikation in dieſen beyden Sprachen angeſehen, da man angefangen hat, männliche und weibliche Reime mit einander abwechſeln zu laſſen. Ein ganzes Gedicht in weiblichen Reimen klingt dem deutſchen Ohr unerträglich ſchleppend; und ich glaube Sie werden ganz meiner Meynung ſeyn, daß ſchleppende Verſe ein elendes Mittel ſind, den Ton der Schwermuth nachzubilden. Folgendes Lied an die Vergangenheit wird Ihnen mein Urtheil zur Genüge beſtätigen.

Die Folgen lehrt der Augenſchein;
Groß macht man Häuſer, Menſchen klein;
Malt einen einzigen Moment,
Nicht zugleich Anfang, Mittel, End;
Nie ſah ich mit gelehrtem Blicke
Den Helden mehrmals auf einem Stücke;
Perſonen über einander geſtellt
Wo bildet ſie dieſe nüchterne Welt?
Sie — Kunſt des Apelles, wie ſinkeſt du tief! —
Bedient ſich der ſchändlichen Luftperſpektiv u. ſ. w.

Dieſe Stelle iſt launigt genug; ſie iſt auch verſtändlich. Aber den Reſt des Gedichts verſtehe ich ſo wenig als die undeutſche Ueberſchrift.

Einen guten Dichter verſpricht Hr. Woltmann, wenn er ſeine blühende Phantaſie nicht allzuſehr herrſchen, nicht allzu üppige Ranken treiben läßt. Die Sprache hat er in ſeiner Gewalt und ſein Colorit iſt von einer ungemeinen Lieblichkeit. Einem ſeiner Gedichte, das Land der Wehmuth überſchrieben, fehlt es, bey einem großen Reichthum an ſchönen Bildern, in der Anlage. Cythere hat in der Unterwelt, zum Andenken ihrer ſüßen Trauer um den geliebten Adonis, einen Hayn entſtehen laſſen. Dieſen ſchenkt ſie der Aglaja. Man ſieht nicht recht ein, was der Grazie mit einem Geſchenke gedient iſt, das ſie in die Unterwelt verbannt. Auch hat der Verfaſſer einigemal die Göttinn der Wehmuth mit dem Gefühl der Wehmuth verwechſelt, und dadurch ſeiner Allegorie geſchadet. Aber einige Stellen aus dieſem Gedicht werden Sie nicht ohne Vergnügen leſen. Der Dichter beſchreibt den Hayn der Göttinn der Wehmuth

Roſen, blaß und matt, umbeben
In geſenkten, ſtillen Reihn
Ihre Grotte. Seufzend ſchweben
Lüftchen im Cypreſſenhain.
Wie ein Trauerſchleyer wallen
Dünne Nebel um die Flur,
Thränenopfer nur gefallen
Hier der weinenden Natur.

Aber ach! in dieſen Thränen
Stralt der Freude milder Glanz.
Lieblich weht der Wehmuth Sehnen,
Wie der Duft vom Roſenkranz.
Zarte Schönheit wallt im Haine,
Wo der Schmerz ſich weinend freut:
Wie mit mildem Mondenſcheine
Iſt das Laub mit Reiz beſtreut.

Nehmen Sie die letzten Zeilen weg und die Stelle iſt untadelhaft. — In der Beſchreibung Elyſiums heißt es:

Frommer Menſchen Geiſter ſchweifen
Zahllos, wie der Bienen Heer,
Dämmernd, wie die Nebelſtreifen,
Durch die Blumen hin und her.
Schöner ſchwebt im Purpurſtrahle
Mit der Schaar Adonis Geiſt,
Wie der erſte Duft im Thale,
Den Aurora ſchimmern heißt.

Das

Das Schlechteſte, was dieſer Almanach hat, ſind die Beyträge der Herren **Haug** und **von Einem.** Den letzten kennen Sie ſchon als einen fruchtbaren Epigrammatiſten, wenn man anders **fruchtbar** von Unkraut ſagen darf. Der erſte macht ebenfalls Epigramme, in denen er mit dem **Hrn. von Einem** rivaliſirt. Bisweilen ſtammelt er auch petrarchiſche Lieder; z. B.

Wo der Stirne redendes Bewegen
Meiner Herzenslenkerinn?
Wo der Augenbraunen ſanfte Bögen?
Wo der ſchwarzen Augen ſüßes Regen,
Meiner Sonnen durch das Leben hin?

Sie werden an dieſer Probe genug haben. Mein Brief iſt unvermerkt ſo lang geworden, und ich bin ſo müde, Sie von mittelmäßigen Verſen zu unterhalten, daß ich ſo ſchnell als möglich ſchließe. Es wird Ihnen wenig daran gelegen ſeyn, noch eine Reihe unbekannter und vielleicht zu einer ewigen Dunkelheit verdammter Namen zu vernehmen, die ohne meine Bemühung niemals über die Alpen gekommen wären. Die lyriſche Poeſie ſcheint ihre beſte Epoche in Deutſchland gehabt zu haben. Der Ausdruck hat vielleicht gewonnen, aber der wahre poetiſche, ſchaffende Geiſt ſcheint verraucht. Doch vielleicht habe ich unrecht, über den Mangel großer Dichter zu klagen, welche immer ſelten geweſen ſind, ſtatt mich über die Menge unſerer guten Versmacher zu freuen.

Ich umarme Sie ꝛc.

Mr. *Berquin* auteur de *l'Ami des Enfans.*

Sa plume agreable et feconde
Inſtruiſit aux vertus les citoyens naiſſans.
Il ſe dit l'ami des enfans,
Il doit l'être de tout le monde.

2) Les journaux d'à préſent. Das Geſpräch eines Ariſtokraten und Patrioten über die Journale hat einige glückliche Stellen, aber die Urtheile ſind nichts weniger als unpartheyiſch. Carra iſt ſein großer Held. Seine Blätter nennt er des lettres de change à vue qu'il tire ſur tous les françois Patriotes, et que ceux-ci lui païent en reconnoiſſance et en amitié. 3) L'Aſſemblée de Sorbonne ou les Etats-Generaux de l'Egliſe. Ein Carmelit, ein Auguſtiner und ein Jacobiner fällen ihr Urtheil über Büffon, Voltaire und Rouſſeau, erklären ſich für ihre Schüler, und werfen ihre Kutten von ſich. Der Syndicus widerſetzt ſich anfangs, giebt am Ende aber auch nach:

Soyons juſtes, Meſſieurs, la Sorbonne autrefois
Auroit dû mieux traiter le plus aimé des rois.
Henri, le grand Henri, de ſes ſujets le père,
N'a jamais pu fléchir nôtre ſainte colere:
Nous avons meconnu ſa juſte autorité;
Du trône avec rigueur nous l'avons écarté,
Et ſur ſon front royal ébranlé la couronne,
Nous avons fait griller la pucelle amazone,
Qui du joug des Anglois délivra ſon pays,
Nous avons à Titus fermé le Paradis,
Lorſqu'à Jacques Clément nous en ouvrions la porte.

Le zele du Seigneur un peu loin nous emporte,
Et la philoſophie agit bien autrement,
Elle n'a point oſé louer Jacques Clément . . . :
Nos dogmes ſont obſcures et leur (jener Schriftſteller) morale eſt claire.
Nous ennuyons ſouvent, ils ſçavent toujours plaire.
Imitons, croyez moi, le pere Jacobin.
Nous avons ſi longtems trompé le genre humain!
Tachons de le ſervir par la philoſophie,
Et faiſons nos adieux à la theologie.

4) Les aveux du Comte Grifolin au Marquis Zinzolin. Eine Satyre gegen den petit almanach des grands hommes. Man glaube aber ja nicht, daß dieſe kleine Broſchüre ein ſo plattes, geiſtloſes Ding ſey, als die gekränkte Eitelkeit des Verf. und noch mehrerer neuen Pariſer Dichter die Welt überreden möchte. Der Spott iſt oft ſehr treffend und die Einfälle ſo, wie ſie kein gemeiner Kopf haben kann. Der Hauptverfaſſer, denn es ſind ihrer mehrere, ſoll der Graf de Rivarol ſeyn. 5) La Cour de l'Aigle ou la Ducheſſe Margot (Polignac) eine Satyre auf die Verſchwendung des Hofs, den Unfug der Miniſter und der Hofleute vor der Revolution. 6) Epitre à l'inquiſidor Mor. 7) la Création, nach Platos Timäus.

Poeſies diverſes par M. de Bonnard. Paris chez Deſenne. 1791. avec le Portrait de l'auteur. 201. p. 8. Natur, Feinheit, Leichtigkeit, Eleganz der Sprache zeichnen den größten

Theil der in dieſer Sammlung befindlichen Gedichte aus. Die beſte Empfehlung der Muſe dieſes jungen Dichters wird folgende Epiſtel an den bekannten Chev. v. Boufflers ſeyn, die wir uns nicht enthalten können, ganz herzuſetzen:

Tes voyages et tes bons mots,
Tes jolis vers et tes chevaux,
Sont cités par toute la France;
On ſait par coeur ces riens charmans
Que tu produis avec aiſance.
Tes paſtels frais et reſſemblans
Peuvent ſe paſſer d'indulgence.
Les beaux-eſprits de notre tems
Quoique s'aimant avec outrance,
Troqueroient volontiers, je penſe,
Et leurs drames et leurs romans,
Pour ton heureuſe negligence.
Et la moitié de tes talens.
Mais pardonne-moi ma franchiſe:
Ni tes tableaux, ni tes écrits
N'équivalent, à mon avis
Au tour que tu fis à l'Egliſe.
Nos guerriers, la ville et la cour,
Admirant ta métamorphoſe
Battirent des mains tour-à-tour,
La Gloire ſourit et l'Amour
Crut ſeul y perdre quelque choſe.
On a tant célébre Grammont,
Son eſprit, ſa gaité, ſes graces;
Il revit en toi: tu remplaces
Le heros de St. Evremont.
Les ris le ſuivirent ſans ceſſe

Et

das Manuſcript von der Familie deſſelben, und ließ es auf ſeine Koſten drucken. Ohne dieſen Entſchluß würde es wahrſcheinlich das Licht nicht geſehen haben, denn in unſerm Zeitalter dürfte wohl nichts ſchwerer Verleger, Käufer und Leſer finden, als Legenden von Heiligen in lateiniſchen Verſen erzählt. Als Probe der Manier des Dichters mag die Beſchreibung eines von böſen Geiſtern erregten Seeſturms dienen, den der heil. Germain, Biſchof von Auxerre, ſtillte:

Horrida tempeſtas oritur, coelo incubat atra
Nox, pluviae immanes, grandoque denſa ruunt.
Adverſa venti bacchantur fronte, frementes
Adſurgunt fluctus, fulgura crebra micant,
Antennaeque gemunt, certam tabulata minantur
Quaſſa necem, pinus ſciſſaque vela labant.
Germanus fraudem irridet vanosque furores,
Invocat et trinum cernuus ore Deum,
Atque olei parva fluctus aſpergine rorat:
Styx devicta fugit, ventus et unda cadunt.

Antiquités nationales ou Recueil de monumens pour ſervir à l'hiſtoire générale et particulière de l'Empire françois, tels que tombeaux, inſcriptions, ſtatues, vitraux, fresques etc. tirés des abbayes, monaſteres, châteaux, et autres lieux devenus domaines nationaux; preſenté à l'Aſſ. N. et favorablement accueilli par Me. Par Aubin Louis Millin. Paris chez Drouin, in 4to. et in folio avec gravures. 1770. 1791. Von dieſem für die Kunſt und Kunſtgeſchichte nicht minder,

der, als für die politiſche Hiſtorie wichtigen Werke, ſind nunmehr die zehn erſten Hefte erſchienen, die die Erwartung der Kenner nicht unbefriedigt laſſen werden. Die Kupfer ſind mit Fleiß gearbeitet, ſo daß man den Preis des Jahrgangs für 96 Bogen in 4. und 120 Platten 84 liv. nicht anders, als ſehr mäßig finden kann.

England.

The Excentricities of John Edwin, Comedian, collected from his Manuſcripts and enriched with ſeveral hundred original Anecdotes, arranged and digeſted by Anthony Paſquin, Eſq. V. I. II. 675 p. 8. 1791. Edwin, einer der beſten engliſchen Schauſpieler im niedrigkomiſchen Fache, ward 1749 zu London geboren. Seine Neigung zum Theater war ſo ſtark, daß er die beſten Ausſichten, die ſich ihm anderwärts zeigten, vernachläßigte, und ſelbſt eine ſchon erhaltene Stelle wieder aufgab, um ſeine Neigung ungehindert befriedigen zu können. In ſeiner Jugend ſpielte er alte und in ſeinen reifern Jahren junge Rollen. Erſt 1775 kam er zu einem Theater in der Hauptſtadt, nachdem er vorher in Irland und auf mehrern Provinzialtheatern in England ſich einen Namen gemacht hatte. Er ſtarb 1790. Der Ton dieſer Biographie iſt für den Gegenſtand etwas zu feyerlich.

An analytical Eſſay on the greek Alphabet. By R. Payne Knight. London Elmsly 1791. 137 p. and II. plates. 4to. Der

Verf. dieſes Verſuchs iſt ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit und einem großen Scharfſinn, der einen dem Schein nach ſo trocknen und unfruchtbaren Gegenſtand auf eine unterhaltende und lehrreiche Art in einem geſchmackvollen Vortrage behandelt hat. Der Alterthums= ſowohl als der Geſchichtforſcher, der Philoſoph und Grammatiker werden eine Menge neuer und feiner Bemerkungen in dieſem Buche finden, die ihnen ſehr willkommen ſeyn müſſen. Ganz unterſchreiben wir das, was der Verf. über die unverdiente Verachtung, in die die ſogenannte Wortkritik in unſern Tagen geſunken iſt, und über ihren großen Werth und ihre wahre Wichtigkeit ſagt.

The Teſt of England; or a Diſſertation on Human Authority in a divine Religion. A Poem in ſix Books. London Taylor 1791. 266. p. 8. Oft kann ſchon allein die Wahl des Gegenſtandes den Mangel von Beurtheilungskraft und Talent eines Dichters zeigen, und dieß iſt hier ganz der Fall. Kein Mann von Geſchmack und Genie wird je auf den Gedanken kommen, eine Abhandlung in Verſen, und zumal eine Abhandlung über eine ſolche Materie, zu ſchreiben.

Remarks on foreſt ſcenery and other Woodland Views (relative chiefly to picturesque Beauty) Illuſtrated by the Scenes of New Foreſt in Hampſhire. In three Books. By William Gilpin. 2 voll. 8. 636 p. and 32. coloured prints. 1791. Der Verf. iſt ſchon durch mehr ähnliche Werke von der vortheilhafteſten

and to harmonize, by a mellow tint, the unpleaſant oppoſition of black and white.“

Eſſays philoſophical, hiſtorical and literary. Vol. II. London Dilly 1791. 568 p. 8. Dieſer zweyte Band ſteht dem erſten, den wir in dieſer Bibliothek im 42ſten Bande angezeigt, und aus dem wir im 43ſten Bande die Abhandlung über das Genie in einer Ueberſetzung mitgetheilt haben, am Werthe nicht nach. Seit der Zeit iſt Hr. **Belſham** aus Bedford als Verf. bekannt worden. Hieher gehören zwey Verſuche; einer über die epiſche, der andere über die dramatiſche Poeſie. Der erſte enthält einen kurzen Inbegriff von Ariſtoteles Bemerkungen über die Epopee, die der Verf. unverbeſſerlich findet, und allgemeines Räſonnement über die vornehmſten epiſchen Gedichte. Der zweyte liefert eben ſo eine kurze Ueberſicht der Regeln des griechiſchen Kunſtrichters, die dramatiſche Compoſition betreffend, nebſt verſchiedenen Bemerkungen über die weſentlichen Eigenſchaften des Dramas, von denen die höchſte Schönheit und Vollkommenheit deſſelben abhängt. Wir ſchreiben die Stelle ab, in welcher der Verf. von den Leidenſchaften ſpricht, deren Erregung der Zweck der Tragödie iſt:

»Though pity and terror muſt ever be conſidered as the grand movements of tragic action, I do not comprehend the neceſſity or propriety of the abſolute excluſion of all other paſſions. When a virtuous man is plunged into the depths of misfortune, the paſſion of pity is doubtleſs excited; and that pity is combi-

ned, if not with terror, at leaſt with that ſublime ſpecies of admiration, which may ſerve as a very proper ground-work for tragedy, and which may be made ſubſervient to the nobleſt moral purpoſes. The death of Socrates, for inſtance, would be a very proper ſubject for the drama; and if diſguſt, as Ariſtotle affirms, be in fact excited by a cataſtrophe of this nature, it muſt be owing to a radical defect of art or genius in the poet. For a virtuous man, as Seneca obſerves, nobly ſtruggling with misfortune, is a ſpectacle which even the gods may regard with pleaſure. Alſo, if a man of profligate or abandoned character ſhould be repreſented as falling from happineſs to miſery, though neither pity, nor perhaps terror, would be excited, yet might the mind be inflamed, by a train of artful and well-imagined incidents, with that abhorrence of moral depravity, and that indignation againſt it, which ſhould in equal or ſuperior degree, effect the purpoſes which the great critic is ſo laudably ſolicitous to accompliſh. Who can contemplate the characters of an Jago or a Zanga, for inſtance, or of the royal ſiſters Goneril and Regan, and the dreſul conſequences of ſuch atrocious guilt, as it affects the guilty themſelves, without feeling their paſſions *purified*, by the conflict of thoſe emotions which ſuch a view muſt inevitably and mechanically excite? Though with reſpect to cataſtrophes of this nature, it cannot be denied, that

„The judgment of the heavens, which makes us tremble,
„Touches us not with pity.“

It muſt indeed be acknowledged diametrically oppoſite to the deſign of tragedy to exhibit a wicked man

as riſing through miſery or misfortune to happineſs; for ſuch a repréſentation has certainly no tendency to excite any virtuous feeling, or to accompliſh any moral purpoſe. Nor I do recollect any drama founded on a plan ſo obviouſly exceptionable. Upon the whole, however, it may perhaps be juſtly admitted, that the deſign of the drama is moſt affectually anſwered, and the paſſions of pity and terror, which are the great characteriſtics of tragedy, moſt powerfully excited, by exhibiting a character, in which, though virtue predominate, there is a great mixture of imperfection, ſuffering under the effects of his own error or imprudence. In caſes of this deſcription, the ſympathetic feelings are peculiarly ſtrong and vivid; and we are moſt powerfully impreſſed with the idea of the danger to be apprehended from the ſupine or active indulgence of thoſe culpable errors, or perſonal failings, which are productive of ſuch fatal effects.“

Whiſt: a Poem, in Twelve Cantos. London Bell. 1791. 194 p. 8. Es würde die Kräfte jedes, auch des größten Dichters überſteigen, die Regeln irgend eines Spiels, zumal eines ſo ſchweren Spiels, als Whiſt iſt, auf eine klare, verſtändliche und dabey unterhaltende Art in der Sprache der Muſen vorzutragen. So konnte denn auch der Verf. dieſes Gedichts, der kein großes Genie, aber ein Mann von Talent, Witz und Laune, und dabey ein guter Verſifikateur iſt, nicht verhüten, daß der didaktiſche Theil deſſelben trocken und langweilig geworden wäre. Mit Vergnügen hingegen wird man die kleinen, häufig angebrachten Fictionen,

But flock, to catch, in the politeſt way,
The news and ſcandal of the preſent day.
What perfect bliſs from ſuch a ſcheme appears
To all our faculties of eyes and ears!
The one delighted with the charms that flow
From graceful action, and the pomp of ſhow;
The other raviſh'd with the full diſplay,
Of all that wit and elegance could ſay.
A plan which promis'd thus their toils to eaſe,
The ſlothfull players could not fail to pleaſe;
Nor would it coſt them one triumphant hour,
Or circumſcribe that faſcinating pow'r.
For ſure, the *Siddons*, whoſe expreſſive eye
Each pauſe of language can ſo well ſupply;
Requires no ſuccour from poetic art
To rouſe, to ſoften, or to tear the heart;
Which, were it made of penetrable ſtuff
Would find her geſtures and her looks enough.
Nor leſs applauſe would crown the graces wild
Of ſportive *Jordan*, Nature's charming child,
Whoſe romps, tho' mute, would be reſiſtleſs ſtill,
And all the houſe with endleſs loughter fill etc. etc.

The aboriginal Britons, a Prize Poem, ſpocken in the Theatre at Oxford July 8. 1791. By George Richards. 1791. 24 p. 4. Der Verſuch eines jungen Dichters, von dem ſich für die Zukunft viel erwarten läßt. Schon hier hat er die Hauptzüge ſeines Gegenſtandes mit einer kühnen Imagination und in äußerſt wohlklingenden Verſen geſchildert.

Poetical Eſſays on the following ſubjects viz the principal Errors and Corruptions of men; the excellency of reaſon and of Virtue; the Freedom and other powers of the human mind; the ſpiritual nature of the ſoul; the foundation and reality of human knowledge and of human happineſs. With a preliminary Eſſay in proſe: containing a Summary of the authors principal tenets and of thoſe which he contemns, with notes explanatory etc. London Debrett 1791. 184 p. 8. Schon der bloße Titel kann ſo ziemlich die Stelle einer Recenſion vertreten. Metaphyſik ſpielt in der Poeſie immer eine ſchlechte Rolle, aber nie hat ſie vielleicht eine ſchlechtere geſpielt, als in dieſen Gedichten, die ſich von der platteſten Proſe durch nichts als den Reim unterſcheiden. Der Verf. unternimmt das Geſchäfte, Locke, Hartley, die Fataliſten und Materialiſten zu widerlegen; allein ſtatt tiefſinniger Unterſuchungen giebt er einen Wortſchwall, aus dem kein Menſch klug werden wird. Es wird ein ganz anderer Scharfſinn erfordert, als der Verf. zu beſitzen ſcheint, um die Knoten metaphyſiſcher Sophiſtereyen mit glücklichem Erfolg zu löſen.

The Bruce or the hiſtory of Robert I. King of Scotland. Written in ſcottiſh verſe by John Barbour. The firſt genuine edition, publiſhed from a Manuſcript dated 1489 with notes and a gloſſary by John Pinkerton. 3 voll. 636 p. 8vo. 1791. Wenn dieß Gedicht auch nicht alle die prächtigen Lobſprüche

che verdient, mit denen es Hr. P. ſo freygebig überhäuft, ſo bleibt es doch ein merkwürdiges Denkmahl, das keinen gemeinen Geiſt zum Urheber haben konnte. Die erſte gedruckte Ausgabe erſchien zu Edinburgh 1616 in 12; nachher ward es in Schottland noch über zwanzigmal aufgelegt. Alle dieſe Ausgaben aber ſind moderniſirt, und es iſt unmöglich, aus ihnen das wahre alte Gedicht zu beurtheilen. Hr. Pinkerton hingegen wendete die größte Sorgfalt darauf, dieß älteſte vorhandene Denkmal der ſchottiſchen Poeſie dem Publikum in der wahren Orthographie und Sprache des Verf. in die Hände zu geben. Er legte eine Handſchrift aus einer Edinburgher Bibliothek vom Jahr 1489 zu Grunde, nach der der Druck mit der größten Genauigkeit veranſtaltet ward. Die einzige Freyheit, die ſich der Herausgeber verſtattet hat, iſt die Eintheilung in 20 Bücher, die bey einem 12,000 Verſe langen Gedichte ſehr nöthig war. Der weitläuftige Commentar des Hrn. P. enthält viel Bekanntes, viel Unnützes und viel Unrichtiges.

An Heroic Epiſtle to the Right. Hon. Edmund Burke. London Debrett. 1791. 14 p. 4to. Scharfe Lauge wird hier über dem Haupte des berühmten Redners ausgegoſſen. Der ungenannte Verf. wird oft bitter, doch verletzt er nie die Regeln des guten Geſchmacks und des Anſtandes.

Poems, namely the engliſh Orator; an Addreſs to Th. Pennant Eſq.; an Ode to the ſuſceptibility of the poetical Character; twenty Sonnets; an Epiſtle to a College Friend;

The miſcellaneous works of A. M'Donald; including the Tragedy of Vimonda, and thoſe productions which have appeared under the ſignature of Matthew Bramble Eſq.. With various other compoſitions by the ſame Author. London Murray 440 p. 8. 1791. Verſchiedene Stücke dieſer Sammlung ſind ſchon einzeln abgedruckt, oder in periodiſche Schriften eingerückt geweſen. Die merkwürdigſten gehören zur dramatiſchen Gattung: die Tragödie Vimonda; die Prinzeſſin von Tarento, ein Luſtſpiel in zwey Akten; Liebe und Ritterpflicht (Love and Loyalty) eine Oper, und die ſchöne Abtrünnige (the fair Apoſtate), ein Trauerſpiel. In der Oper herrſcht Laune und Leben. Der Zweck des letztern Stücks ſcheint zu ſeyn, den Charakter eines liebenswürdigen und tugendhaften Sarazenen im Contraſt mit einem heuchleriſchen und grauſamen Ungeheuer, das ſich ſelbſt einen Chriſten nennt, zu ſchildern. Wenn dieß Stück auch ſchon bey der Vorſtellung keine große Wirkung thun möchte, ſo unterhält es doch ſehr beym Leſen. Die kleinern Stücke ſind gröſtentheils launiger und ſatyriſcher Art.

A Poetical Epiſtle from Maria Antoinette Queen of France to Leopold the Second Emperor of Germany. By Thomas Atkinſon, Author of Hibernian Eclogues and miſcellaneous Poems lately publiſhed in Ireland, 18 p. 8. London Hamilton 1791. Die Hiberniſchen Eklogen des Verf. ſind uns nicht zu Geſichte gekommen, leicht aber mag er ſich beſſer darauf verſtehen, irländiſche Schäfer, als franzöſiſche Königinnen redend einzuführen. Der Verf. läßt die vom Himmel herabgekommene Antoinette (the heaven-deſcended A.) ihren ſchrecklichen Unfall beklagen, und mit Thränen das Andenken jener glücklichen Tage erneuern, wo die Franzoſen kein größer Vergnügen kannten, als ſich um den feyerlichen Zug eines Monarchen zu drängen.

„A monarchs pomp! ſad tears my cheeks bedew,
Whilſt memory recalls ſuch pomp to view —
When to the ſplendid revels of my court,
Princes and nobles prided to reſort:
When univerſal joy confeſs'd my reign,
Whilſt the ſoft Loves and Graces ſwelld my train:
When diſtant ſuns prepar'd the ſparkling gem,
To grace my neck, or deck my diadem;
When in exceſs of gorgeous ſplendour dreſt,
Love ſparkl'd in my eyes — Love wanton'd on my breaſt!“

True Honour. An Ode. Occaſioned by the death of John Howard Eſq. 4to. Robinſons. 1791. Ein geiſtvolles Gedicht zum Andenken des edelmüthigen Howard, deſſen ächte und große Verdienſte um die Menſchheit in ſchönen Contraſt mit dem falſchen Schimmer äußerlicher Ehren und Auszeichnungen geſetzt ſind.

Epiſtle to William Wilberforce Eſq. on the rejection of the bill for aboliſhing the Slave Trade. By Anna Letitia Barbauld. 14

14 p. 4. London Johnſon 1791. Die Gegner dieſer W. Bill im Parlamente werden mit kühner Satire gezüchtigt. Es ſind Verſe in dieſem Gedicht, deren Juvenal ſich nicht ſchämen würde.

Where ſeaſoned tools of Avarice prevail,
A Nation's eloquence, combined, muſt fail:
Each flimſy ſophiſtry by turns they try;
The plauſing argument, the daring lye,
The artful gloſs, that moral ſenſe confounds,
Th' acknowleged thirſt of gain that honour wounds:
Bane of ingenuous minds, th' unfeeling ſneer,
Which ſudden turns to ſtone the falling tear:
They ſearch aſſiduous, which inverted ſkill,
For forms of wrong and precedents of ill;
With impious mockery wreſt the ſacred page,
And clean up crimes from each remoter age:
Wrung Nature's tortures ſhuddering while you tell,
From ſcoffing fiends burſts forth the laugh of hell;
In Britains ſenate, Miſery's pangs give birth
To jeſts unſeemly, and to horrid mirth etc. etc.

An Addreſs to every Briton on the Slave Trade; being an effectual Plan to aboliſh this Disgrace to our Country. 19 p. 4. 1791. Die Abſicht des Verf. iſt gut, ſein Gedicht aber iſt ſehr ungleich. Kräftige und matte Stellen wechſeln mit einander; nur ſind die letztern häufiger. Der vorgeſchlagene Plan beſteht darin,

Von der Zeit an, wo Hume's Geſchichte aufhört, ſetzt ſie Hr. Dav. Williams bis auf unſere Zeiten fort.

Die Erläuterungen und Verzierungen von Seiten der Künſte beſorgt Hr. Bower, Miniaturmaler des Königs, nebſt Hr. Fittlern, Kupferſtecher des Königs; der den größten Künſtlern dieß Werk aufgetragen hat. Die Einrichtung davon iſt folgende:

Es werden 60 Gemälde von den intereſſanteſten Begebenheiten aus der Geſchichte verfertiget, und der Stich in der Manier der bekannten Blätter des General Wolfe und des Todes des Lord Chatam veranſtaltet.

Die ganze Geſchichte wird nach der Berechnung in 60 Nummern ausgegeben, die 5 prächtige Bände in Imperialfolio anfüllen werden. Jede Nummer enthält ein Kapitalhiſtoriſches Blatt, mit Ein und mehr Vignetten, Bildniſſen, Schlachten, Seegefechten, Ruinen u. ſ. w.

Wenn eine Anzahl Gemälde vollendet ſind, werden ſie erſt ausgeſtellt.

Die Subſcribenten zahlen im Voraus 1 Guinee auf jede Nummer, worauf ſie eine Quittung auf die erſten Abdrücke erhalten. Die erſte Nummer wird dieſen Sommer erſcheinen, und die folgenden Nummern ſo ſchleunig als die Pracht des Werks es zulaſſen wird.

Die Maler der hiſtoriſchen Gemälde, die es übernommen haben, ſind: J. Barry, Profeſſor der königl. Akademie; J. S. Copley; R.

Cosway; Miſtreß Cosway; H. Fuesly; W. Hamilton; J. Northcote; J. Opie; G. Romney; J. F. Rigaud; R. Smirke; T. Stothard; H. Tresham; J. Wright, von Derby; F. Wheatley; R. L. Weſt, und Benjamin Weſt.

Die Kupferſtecher: F. Bartolozzi; W. Byrne; T. Bromley; W. Blake; J. Collier; J. Delattre; J. Emes; W. Ellis; J. Fittler; J. Hall; J. Landſeer; T. Medland; P. Neagle; T. Pouncy; W. Skelton; A. Smith; S. Smith; J. Stowe.

Die Vignetten werden von E. Burney und C. R. Ryley gefertiget.

Die Seevorſtellungen unternimmt J. T. Serres; Seemaler des Herzogs von Clarence.

Die Zeichnungen alter Palläſte und Ruinen P. Sandby und T. Hearne.

Die öffentlichen Gebäude u. ſ. w. T. Malton.

Zu den Bildniſſen großer Perſonen, von den früheſten Zeiten bis auf die unſrigen, wird man Originale von Rubens, Vandyke, Janſſen, Lely, Kneller, Joſhua Reynolds, Gainsborough, auſſuchen, und die Abbildung berühmter Monumente, Statuen, und Basreliefs aus den Werken des Roubillac, Cibber, Scheemacker, Bacon, Banks, Nollekens, u. ſ. w. nehmen.

Daß man auf den typographiſchen Theil gleichen Fleiß und gleiche Sorgfalt verwenden wird, wird man leicht vermuthen.

A Picturesque Tour of Killarney, deſcribing in Twenty Views, the moſt pleaſing ſcenes in that celebrated Lake, together with a Map of the Lake and its Environs. Engraved in Aqua tinta by Jonathan Fiſcher, Folio, Robinſons. Der See von Killarney in Irland zieht durch ſeine großen Schönheiten alle Freunde der Natur, die dieſes Land bereiſen, an ſich. Die Neugierde der Kunſt und Naturfreunde zu befriedigen, hat der Verfaſſer die intereſſanteſten Geſichtspunkte dieſes Elyſiums abgezeichnet, und legt ſie in zwanzig großen Blättern vor, nebſt einer Beſchreibung der Schönheiten, die zur Erläuterung dieſes Subjekts dienen. Auch in Dr. Smiths Hiſtory of the County of Kerry lieſt man eine weitläuftige Schilderung dieſer reizenden Scenen. Das Werk koſtet 2 Pfund 12 Sch. 6 D.

Neue engliſche Blätter.

Punktirte Manier.

Miſs Tarren, ganze Figur in einer Landſchaft, ein meiſterhaftes Blatt von F. Bartolozzi nach T. Lawrence; 23 und ein halb Zoll hoch, 16 Zoll breit; 21 Schillinge.

The Return from Shooting; der Herzog von Newcaſtle mit ſeinem Gefolge kommt von der Jagd zurück; ein ſchön componirtes Blatt von F. Wheathley; Bartolozzi hat die Figuren und S. Alken die Landſchaft geſtochen; 22 und ein halb Zoll hoch, 28 Zoll breit; 21 Schill.

Burke; jeder 21 Zoll hoch, 17 Zoll breit; koſten beyde 15 Schill.

Nina, eine geiſtreiche Skizze von drey Figuren, nach Lavinia Counteß Spencer von J. Gillray; 26 und ein halb Zoll hoch, 16 und ein halb Zoll breit.

Eine ſitzende Venus aus dem Bade, ein Medaillon von J. K. Sherwin gezeichnet und geſtochen, 21 Zoll hoch, 17 Zoll breit; 10 und einen halben Schill.

Blätter in ſchwarzer Kunſt.

The Murder of David Rizzio, nach J. Graham von W. Dikinſon; eine vortrefliche Compoſition und ganz verſchieden von dem ſchon angezeigten geſtochenen Blatte, 21 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; 21 Schill.

Margaret of Anjou Priſoner before Eduard the IV. nach dem Trauerſpiele des Grafen von Warwick bearbeitet, Act. V. Sc. V. von nämlichen Meiſtern, 21 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; 21 Schill.

Lady Elizabet Grey at the feet of Eduard the IV. ſolliciting the reſtoration of her late Husbands forfeited Lands, A. D. 1465 und Queen Mary, reviewing the Militia of London, A. D. 1692, zwey intereſſante Blätter, vorzüglich das Erſte, aus der engliſchen Geſchichte nach J. Gerhard Huck von V. Green, jedes 20 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; koſten beyde 63 Schill.

The Country Girl; zwey Gegenbilder, ſind Landmädchen, die eine, von einem Hunde angefallen, läßt für Schrecken ihren Korb mit Eyern fallen, die andere von einem Hunde verfolgt; nach R. M. Paye von J. Young; jedes 27 Zoll hoch, 18 Zoll breit; beyde 30 Schill.

The disobedient Prophet, nach dem erſten Buche der Könige Cap. 13. nach J. Graham, von H. Hudſon; 20 und ein halb Zoll hoch, 26 Zoll breit; 15 Schill.

The Farmers Stable, der Stall eines Meyerhofes, in welchem Pferde gezogen werden, nach Moreland von Ward; 26 Zoll hoch, 28 Zoll breit; 15 Schill.

A View from the Eaſt End of the Brewery Chriſtwell Street, nach G. Gerrard, von W. Ward; im Vordergrunde ein Karren, in welchen ein Pferd geſpannt wird; 19 Z. hoch, 25 Z. breit; 13 Schill.

A View in Switzerland, nach J. Wynants, und A View in Holland, nach David Teniers dem Vater; zwey Blätter in der angenehmen Manier der Catherine Preſtel, braun abgedruckt; 17 und ein halb Zoll hoch, 23 Zoll breit; beyde 15 Sch

Italien.

Florenz. Die beyden Kupferſtecher und Kupferhändler, Pagni und Bardi, haben ein großes Werk L'Etruria Pittrice etc. geliefert. Eine Geſchichte der Toscaniſchen Malerey aus Denkmälern, vom 10ten Jahrhundert bis auf unſere Zeiten, in Kupferſtichen. Tom. I. in Groß-

folio

ſolio 1791. An der Spitze ſteht ein allegoriſches Blatt, wo Minerva den Genius der Malerey ermunternd bey der Hand nimmt. Er ſtützt ſich auf eine Säule von Toscaniſcher Ordnung, erhebt ſeine Augen gen Himmel und ſieht Auroren mit der Zeit erſcheinen, die die Wiederherſtellung der ſchönen Künſte ankündigen. Es iſt einem Engländer, Macpherſon, zugeeignet. In der Vorrede findet man den Plan des ganzen Werks und die Namen derer, die zur Ausführung deſſelben etwas beygetragen haben. Die Nachrichten von den Malern und Urtheile über die Gemälde ſind vom Hrn. Laſtri, nach der Meynung des Hrn. Santi Pacini, eines geſchickten Florentiniſchen Malers.

Der erſte Band enthält 60 Platten; eben ſo viel ſollen auch im zweyten und dritten Bande folgen, die bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts führen ſollen. Sie fangen mit dem 10ten an, worinne gezeiget wird, daß ſchon vor Cimabue und der Ankunſt der Griechen in Toscana die Malerey ſo gut, als in Bologna, Venedig und Rom, bekannt war. Die Zeichnungen und Stiche ſind von den beſten Florentiniſchen Künſtlern beſorgt.

Franzöſiſche Kupferſtiche.

Portrait de Claude Fauchet, Evêque du Département du Calvados, et Député à l'Aſſemblée Nationale, von Bonneville gemalt und von Girard geſtochen, 11 Zoll hoch, 7 Zoll breit; Preis 3 Liv.

iſt nach Rollins römiſcher Geſchichte bearbeitet; 16 Zoll hoch, 18 und dreyviertel Zoll breit; 6 Liv.

Penelope et Ulyſſe ou la Pudeur; nach des Pauſanias Voyage de la Livonie Livre 3. bearbeitet; iſt ein Blatt von großer Compoſition, von Le Barbier gemalt und Avril geſtochen, 25 und ein halb Zoll hoch, 32 Zoll breit; 24 Liv.

Bain public des Mahometans, von Le Barbier gemalt und Delaunay geſtochen; 22 Zoll hoch, 32 Zoll breit; 18 Livres.

La Mere de Famille; eine ſchön grouppirte ländliche Scene einer liebreichen Hausmutter unter ihren Kindern, nach Fragonard von A. Romanet geſtochen; 18 Zoll hoch, 20 Zoll breit; 9 Livres.

Coucou, ein Ovalblatt, nach Le Roi von Beljambe geſtochen: die Idee iſt ſinnreich; koſtet 6 Livres.

Portrait de Mably, von 9 Zoll hoch, 8 Zoll breit, ein Oval; bunt au lavis von P. L. Alix; macht das Nebenbild von Voltaire und Rouſſeau; von demſelben Künſtler; Preis 6 Livres.

Promenades, ou Itineraire des jardins de Chantilli, orné d'un plan et de vingt eſtampes, qui en repreſentent les principales vues, deſſinées et gravées par *Mérigot*, avec cette épigraphe:

Dans ſa pompe élégante, admirez Chantilli,
De héros en héros, d'âge en âge embelli.

Poeme des Jardins.

A Paris, chez Deſenne et Gattey, chez Guyot, Graveur et Marchand d'eſtampes. Sowohl die Beſchreibung, als die Kupfer von den verſchiedenen Anſichten des reizenden Gartens zu Marly, ſind mit großem Fleiße ausgearbeitet.

Le Pacte National, ein allegoriſches Blatt, 22 Zoll 3 Linien hoch, 16 Zoll 3 Linien breit, von Leclerc, Geſchichtsmaler; Preis 9 Liv.

Portrait de Madame, fille du Roi, von Auguſtin Saint-Aubin nach P. Sauvage; ein Blatt von 5 Zoll 4 Linien hoch, 3 Zoll 5 Linien breit.

Portrait de Mirabeau, buntfarbig von Angelique Briceau, verheurathete Allais. Gegenbild von Rouſſeau von derſelbigen Verfaſſerinn.

Déſilles préſenté par Minerve à Henri IV. aux Champs-Elyſes, ein Blatt von Girard nach einer Zeichnung des Le Barbier.

Portrait de J. J. Rouſſeau, von Garnerey gemalt und von Alix geſtochen; ein Gegenbild von Voltaire, durch dieſelben Künſtler; Preis 6 Livr.

L'Enfance de Paul et Virginie, von Auguſtin Le Grand nach Friedrich Schall; wovon nächſtens das Gegenbild erſcheinen wird.

Von der Hiſtoire de France, repréſentée par figures, von David geſtochen und durch den Abbe Güyot erläutert, erſcheint die 25ſte Lieferung, Preis 8 Livres; die erſten Abdrücke in engliſcher Manier 10 Liv. Sie enthält le Portrait de Philippe II. — Philippe Auguſte conſulte un Hermite dans le bois de Vincennes. —

nes. — Bataille de Bouvines, ou le Roi offre ſa couronne. — Fête des Anes, à laquelle ſe prêtoient l'Eveque et le Clergé de Beauvais.

Von der Geſchichte von England, von dem Einfalle Cäſars bis zum Tode des General Byng, von eben demſelben Künſtler und Schriftſteller, ſind 2 Bände heraus, die 56 Platten enthalten.

Louis XVI. à l'Aſſemblée Nationale accepte ſolennellement la Conſtitution; Preis 12 Livres. Erſte Abdrücke, engliſch biſter, 24 Livres.

Portrait du Couſin-Jacques, Louis Abel de Reigny, né le 6. Novembre 1757; gezeichnet von Violet, geſtochen von Büreaux; 40 Sous, biſter buntfarbig 3 Liv.

Premier bas-relief placé ſur l'arc de triomphe élevé au Champ de Mars, à la fédération générale en 1790, von Lucien, nach einer Originalzeichnung von Moitte, geſtochen; 35 Zoll breit, 5 Zoll 6 Linien hoch; 12 Livres.

Portrait d'Antoine Nicolas Deſauſiers d'Argenville, gemalt von Weyler und von Ride geſtochen.

* * *

Litterariſche Denkwürdigkeiten vom Jahr 1792, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, vorzüglich der Churſächſiſchen Univerſitäten, Schulen und Lande. (Herausgegeben von Hrn. Prof. Chriſt. Dan. Beck.) Erſtes Quartal; von No. I—XXVI. Nebſt 6 Beylagen, gr. 8. 20 Gr.

(Das 2te Quartal wird zu Johannis fertig. Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thlr. und erhält man alsdann die Stücke einzeln.)

Köhlers, (M. Joh. Friedr.) Beyträge zur Ergänzung der deutſchen Litteratur und Kunſtgeſchichte. Erſter Theil, gr. 8. 18 Gr.

Meyers, (D. Fr. Alb. Ant., Prof. in Göttingen,) Mediziniſche Verſuche, in 8. 12 Gr.

Beylage zur franzöſiſchen Conſtitution: Vorſchrift der Nation an ihre Stellvertreter im Jahr 1789. Nebſt einigen Bemerkungen darüber, zur Prüfung der neuen Staatsverfaſſung Frankreichs. 8. 12 Gr.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und ſeiner Einwohner, (von Hrn. Küttner in London.) 3tes Stück, gr. 8. 9 Gr.

(Das 1ſte und 2te Stück, jedes gleichfalls 9 Gr.)

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handſchrift, die am Ufer der Iſere gefunden ward; herausgegeben von dem Verfaſſer von Lolotte und Fanfan. 2ter Theil. 8. 1 Thlr.

(Der 1ſte Theil, der zur Michaelmeße 1791 fertig war, 18 Gr.)

Die Familie Wendelheim, eine Geſchichte aus unſern Tagen, in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Meißners (A. G.) Skizzen. Erſte bis achte Sammlung. Dritte, verbeſſerte Ausgabe. Mit neuen Kupfern, 8. 4 Thlr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch für praktiſche Aerzte. 14ten Bandes 4tes Stück, gr. 8. 9 Gr.

— — Dieſelbe in einen vollſtändigen Auszug gebracht von D. C. M. Koch. Mit beygefügten neuen Anmerkungen und Zuſätzen mehrerer Aerzte. 3ter Theil, welcher den 7ten bis 9ten Band enthält, gr. 8. 2 Thlr.

(Auf den 4ten Theil kann man noch mit 1 Thlr. 12 Gr. pränumeriren.)

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte; angefangen von den beiden Herren D. Gehler und fortgeſetzt von D. E. B. G. Hebenſtreit. 4ten Bandes 6tes Stück, gr. 8. 8 Gr.

(Mit dieſem Stück iſt dieſes koſtbare mit vielen Kupfern gezierte Werk, welches vollſtändig 8 Thlr. koſtet, vors erſte geſchloßen.)

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. 46ſter Band, mit dem Bildniß des Hrn. Geh. Rath von Göthe. gr. 8. 20 Gr.

Georgi, (Joh. Gottl.) Beſchreibung der Ruſſiſch-Kaiſerl. Reſidenzſtadt St. Petersburg und der Merkwürdigkeiten der Gegend. Mit einem Plan und einer Charte, gr. 8. (In Commißion.) 3 Thlr.

Die Ruſſiſchen Geſetze ihrem Inhalte nach in alphabetiſcher Ordnung unter Titel gebracht von F. Langhans, gr. 8. (In Commißion.) 1 Thlr.

Bildniſſe:

des Herrn Conſiſtorialrath D. Schlegel zu Hannover. 6 Gr.

des Herrn Geheimderath von Göthe zu Weymar. 8 Gr.

des Herrn Profeſſor Meißner zu Prag. 8 Gr.

Bücherverzeichniß.

In der letzten Michaelismeße waren neu:

Geſchichte der Baukunſt der Alten von D. C. L. Stieglitz, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Kurzer Abriß der Entſtehung der franzöſiſchen Revolution von Thomas Payne. Mit Anmerkungen des Ueberſetzers. 8. 8 Gr.

Jugendgeſchichte des Herrn von L. eines Vetters des alten preußiſchen Offiziers, des Verf. der Briefe über Friedrich den Großen. 1 Thlr. 6 Gr.

Erſcheinungen und Träume von Mercier und einigen deutſchen Gelehrten (Maaß, Manſo, Schaz, Dyk,) 2ter Theil. 8. 20 Gr.

Die Liebe, ein Roman in Briefen. Zweytes und letztes Bändchen. 8. 20 Gr.

Lehrſätze der mediziniſchen Polizeywiſſenſchaft, mit eingeſtreuten litterariſchen Anmerkungen; zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen; von D. E. B. G. Hebenſtreit, gr. 8. 20 Gr.

Folgende Werke ſind unter der Preße:

Beyträge zur Kenntniß des gegenwärtigen ſittlichen und politiſchen Zuſtandes von Frankreich und Holland; aus den Briefen eines in England wohnenden Deutſchen. Mit Vergleichung mehrerer Orte und Gegenſtände unter einander, gr. 8.

Leben von J. Wesley, dem Stifter der Methodiſten, nebſt einer Geſchichte des Methodismus. Aus deſſen Memoiren und Briefen gezogen, gr. 8.

Schilderung der Preußiſchen Monarchie unter Friedrich II. Nach dem Plane des Grafen Mirabeau ganz neu ausgearbeitet von J. Mauvillon. 1ſter Band, gr. 8.

Aſſolini über die lymphatiſchen Gefäſſe und deren Krankheiten. Aus dem Franzöſiſchen, 8.